[1.]

Der

Himmel auf Erden

von

Christ. Gotth. Salzmann,
Gründer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1845.

Vorbericht zur ersten Auflage.

Nachdem so viele Wegweiser zum Himmel jenseit des Grabes geschrieben worden sind, schreibe ich eine Anweisung, den Himmel auf Erden zu finden. Dies Unternehmen wird, wie ich hoffe, Niemandem mißfallen. Wer würde nicht aufmerksam sein, wenn ihm Jemand Hoffnung machte, ihm mitten in einem finstern Walde einen Lustgarten zu zeigen, ihm in einem kahlen Berge reichhaltige Goldminen zu entdecken, oder ihm die Mittel anzugeben, wie er einen pestaushauchenden Morast in ein Eden umschaffen könne! und man sollte mich nicht anhören, wenn ich hier, auf dieser so sehr verschrieenen Erde, wo des Klagens, Wimmerns und Zähneknirschens so viel ist, den Himmel zeigen will?

Man wird mich hören; viele werden mein Buch lesen, das weiß ich. Aber freilich kommt alles darauf an, ob das, was darin gesagt wird, wahr sei, oder ob ich den Alchymisten gleiche, die die Kunst,

Blei in Gold zu verwandeln, zu besitzen vorgeben, und die denen, die ihnen glauben, anstatt der goldenen Berge, die sie ihnen versprachen, auch noch das wenige Gold rauben, das sie besitzen.

Dies ist hier nicht zu besorgen. Zu wagen hat man gar nichts; gewinnen kann man alles. Man mache den Versuch, nach der Anweisung, die hier gegeben wird, den Himmel auf Erden zu suchen, und urtheile dann!

Ich bin überzeugt, daß diejenigen, die dies Buch mit Aufmerksamkeit lesen, die Grundsätze, die es enthält, überdenken, fassen, glaubwürdig finden und — danach handeln, zu einer höhern Veredlung, zu größerer Freudigkeit bei ihren Arbeiten, zu männlichem Muthe in Gefahr, zu Beruhigung in trüben Tagen gelangen, und — den Himmel auf Erden wirklich finden werden.

Tadeln werden es viele, daß ich der Unsterblichkeit fast gar nicht gedacht, fast gar keine Hoffnung zum Himmel jenseit des Grabes gemacht, und daher den Verdacht gegen mich erregt habe, als wenn ich keine Unsterblichkeit, keinen Himmel jenseit des Grabes glaubte.

Hierauf will ich antworten. Es gibt nach meiner Ueberzeugung keinen sicherern Beweis für die Unsterblichkeit, als — Erfüllung der Pflichten, Umgang mit Gott, und Nachdenken über seine Werke. Wer durch alles dieses sich den Himmel auf Erden verschafft, der bedarf keines Beweises für den künftigen Himmel; er fühlt, er weiß es, daß das Schicksal, welches wir Tod nennen, weiter gar nichts, als

die Geburt zu einem neuen Leben sei. Wer aber seine Pflichten nicht erfüllt, nicht mit Gott wie mit dem Vater umgeht, über seine Werke nicht nachdenkt, der kann vielleicht die Unsterblichkeit aus vielen Gründen beweisen, über dieselbe schreiben, sich des Glaubens an dieselbe rühmen, und doch, wie mich dünkt, den Glauben nicht haben, der zum Guten stärkt, in Gefahr Muth, in Trübsal Freudigkeit einflößt.

Sollte ich Recht haben, so wäre dies Buch ein überzeugender Beweis für die Unsterblichkeit, wenn es gleich, nach der Meinung mancher, derselben nicht oft genug Erwähnung thut.

Uebrigens ist es absichtlich geschehen, daß ich der Unsterblichkeit wenig erwähnet, nicht auf sie verwiesen habe. Der Glaube an dieselbe ist, nach meiner Ueberzeugung, bei vielen Menschen die vorzüglichste Ursache, warum sie bisher auf der Erde den Himmel nicht fanden. Das bekannte

„Hier such' ich's nur, dort werd' ich's finden!"

hat gar viele vom Suchen abgeschreckt. Warum soll ich denn suchen, wenn ich gewiß weiß, daß ich nichts finden werde? Man hat das Geschäft seiner Veredelung vernachlässigt, und es bis dorthin verschoben, wo wir vollkommne Gerechtigkeit und Heiligkeit zu erlangen hoffen; man hat auf die himmlischen Freuden in diesem Leben Verzicht gethan, in der Voraussetzung, daß man derselben erst nach Ablegung des Körpers fähig sein werde. Man hat sich einen Himmel geträumt, der — niemals zu

finden sein wird, einen Himmel, wo wir ohne Anstrengung heilig und gerecht sein, immer genießen, die Befriedigung aller unserer Wünsche erhalten werden. So handelt ein Thor, der sich nicht bemüht, seinen Zustand zu verbessern, in der Hoffnung auf eine reiche Erbschaft, die ihm alles das, und mehr noch, ohne Mühe geben wird, was er sich jetzt nur durch große Anstrengung verschaffen könnte.

„Suchet, so werdet ihr finden!“ Glaubt nur fest, daß der Himmel auf Erden sei, und bemühet euch, in denselben zu kommen, so wird euer Suchen nicht umsonst sein. Solltet ihr den hohen Grad von Seligkeit nicht sogleich erlangen, den ihr nach Ablegung des Körpers erwartet, so bedenkt, daß jeder Himmel Stufen habe, zu deren Ersteigung Zeit und Anstrengung erfordert wird.

Manche werden es auch tadelnswürdig finden, daß ich die Lehren, die in diesem Buche vorgetragen werden, nicht aus der Bibel bewiesen habe.

Die Bibel ist mir ein sehr ehrwürdiges Buch, und von der Wahrheit der Grundsätze, die das neue Testament wirklich enthält, bin ich vollkommen überzeugt. Allein da doch die göttliche Beweiskraft derselben in unsern Tagen von vielen geläugnet wird, und viele sind, die ihre Aussprüche nicht als Gottes Aussprüche annehmen wollen, so habe ich, um Niemandem anstößig zu werden, nichts aus derselben bewiesen. Der Himmel jenseits ist für jeden bestimmt, der „Gott fürchtet und Recht thut.“ So soll es auch mit dem Himmel diesseits sein.

Sollten manche Leser sich von dem hier vorge-

tragenen Systeme nicht überzeugen können, den Himmel auf Erden entweder für ein Hirngespinnst halten, oder sicherere Mittel, ihn zu finden, zu kennen glauben, so will ich mich mit ihnen darüber nicht streiten. Auf dem Wege durch dies Leben hat jeder seinen eigenen Stab, auf den er sich stützet. Ich bin nicht gesonnen, irgend Jemandem seinen Stab wegzunehmen, weil ich nicht weiß, ob ich ihm dafür einen andern geben kann, der für ihn brauchbarer ist; man sei aber auch billig, und lasse mich ruhig an dem Stabe fortschreiten, der mir bisher die besten Dienste gethan hat.

Schließlich bitte ich, mir zu verzeihen, wenn man hier und da Bestimmtheit des Ausdrucks, strenge Ordnung, Correctheit des Styls vermißt, und bisweilen auf Wiederholungen stößt. Der Grund davon liegt blos in meiner Lage. In einem Kreise von 60 bis 80 Menschen, die alle unter meiner Aufsicht stehen, von denen alle Augenblicke einige etwas anzubringen oder zu fragen haben, denen der Zutritt zu meinem Zimmer immer offen stehen muß, arbeitete ich dies Buch aus. Bei einer Periode wurde ich bisweilen zehnmal unterbrochen. Selten verstrich ein Tag, da nicht ein ganz unerwarteter Besuch unangemeldet in mein Zimmer trat; und — des Nachts zu arbeiten, und dadurch meinen Aufenthalt im Himmel auf Erden abzukürzen, hielt ich für unrecht.

Da hättest du, wird man mir einwenden, dies Buch lieber nicht schreiben sollen.

Freilich hätte ich es nicht thun sollen, wenn ich

dabei die Absicht gehabt hätte, mir damit Ruhm zu erwerben. Diese hatte ich aber nicht. Ich wollte damit nützen; und dies kann ja auch geschehen in einem Gewande, das weniger Reiz hat. Wenn ein Arzt sonst die nöthigen Kenntnisse und Talente besitzt, so hört man ihn gern, wenn er auch in seinem Anstande und Anzuge etwas nachlässig ist.

Schnepfenthal, im Sept. 1798.

C. G. Salzmann.

Einleitung,

worin im Allgemeinen gezeigt wird,

daß der Himmel wirklich schon auf Erden sei.

Wir freuen uns alle auf den Himmel, auf die Seligkeit, die uns am Ende unsers Pilgerlebens, nach Ablegung unsers Körpers, erwartet, und thun wohl daran. Die Aussicht in eine erfreuliche Zukunft hat eine ungemeine Kraft, uns zu unsern gegenwärtigen Arbeiten zu stärken und in trüben Stunden aufzuheitern.

Aber bei den meisten Menschen bewirkt diese Aussicht gerade das Entgegengesetzte. In der Hoffnung, daß in einer andern Welt alles besser sein werde, geben sie sich wenig oder gar keine Mühe, ihren gegenwärtigen Zustand zu verbessern, verkennen ganz das Gute, das sie gegenwärtig genießen, suchen nur die Unannehmlichkeiten ihrer Lage auf, und stellen sich dann die Erde, die Gott gemacht hat, von welcher Moses mit Recht sagt, daß Gott nach Vollendung derselben alles übersehen, und — sehr gut gefunden habe — diese Erde, sage ich, stellen sie sich als ein Thal der Thränen und des Jammers vor. Sie gleichen Reisenden, die immer nur an die Herberge und an

das, was sie daselbst genießen werden, denken, und unterdessen ganz fühllos gegen alle Merkwürdigkeiten und Annehmlichkeiten sind, die ihnen auf dem Wege aufstoßen; gegen ihre Gesellschafter, die sie belehren und aufheitern könnten, gegen merkwürdige Personen, die ihnen begegnen; gegen die schönen Aussichten, die sie haben, dabei über jede Unannehmlichkeit, die ihnen zustößt, unwillig werden, und am Ende ihres Weges nichts in die Herberge mitbringen, als — Müdigkeit und Mißmuth; dahingegen ein anderer Reisender, der auf alles merkt, was ihm auf dem Wege aufstößt, der jede Gelegenheit benutzt, sich zu belehren und auf eine unschuldige Art aufzuheitern, jedes Ungemach, das ihn trifft, als ein Mittel betrachtet, sich an Geist und Leib zu stärken, zufrieden sich der Herberge nähert, und, in derselben angelangt, mit Vergnügen an das zurückdenkt, was er auf dem Wege gelernt, genossen und erduldet hat.

Wie oft sieht sich aber der Reisende getäuscht, der bei seinen Reisen keinen andern Zweck hatte, als den Genuß der Herberge, wie oft findet er sie nicht so, wie er sie sich dachte!!!

Bei vielen Menschen, die von keiner andern Seligkeit wissen wollen, als von derjenigen, die sie jenseit des Grabes zu finden hoffen, möchte dieß wohl der nämliche Fall sein; sie möchten da auch wohl nicht finden, was sie erwarteten.

Denn was sind wir denn dort, in dem künftigen Zustande, in dem sogenannten Himmel, zu erwarten berechtigt? Sinnlichen Genuß? Von solchen Erwartungen sind gewiß alle denkenden Menschen zurück gekommen. Alles sinnliche Vergnügen wird uns durch den Körper zu Theil, und verschwindet, sobald wir ihn abgelegt haben. Oder Ruhe?

Wenn Ruhe so viel als Unthätigkeit bedeutet, aus welchem Grunde könnten wir sie erwarten? Sollte uns Gott so viele Fähigkeiten verliehen, so viele Gelegenheit, sie auszubilden, verschafft haben, ohne die Absicht, daß sie einst benutzt werden sollten? Nein, wer sinnlichen Genuß und Unthätigkeit jenseit des Grabes erwartet, der täuscht sich.

Solche Erwartungen hegen gewiß auch diejenigen nicht, die über sich und ihre Bestimmung nachgedacht haben. Die Seligkeit, die diese erwarten, besteht vielmehr in der Zunahme ihrer Einsichten und Kräfte, in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit, in Erinnerung an das Gute, das sie gethan haben, im Umgange mit vollkommneren Geistern, in Beobachtung der Werke Gottes und in Befreiung von den Mühseligkeiten dieses Lebens.

Können wir denn aber, in einem gewissen Grade, nicht schon auf der Erde dieß alles haben? Können wir also nicht schon hier auf Erden im Himmel sein, sobald wir wollen?

Laßt uns die Sache ernstlich überlegen, denn sie verdient es.

Wenn wir einst zum Besitz einer vollkommneren Gerechtigkeit und Heiligkeit gelangen sollten, so würde uns dieß freilich den höchsten Grad von Seligkeit verschaffen. Wie weit aber diese Vollkommenheit einst gehen werde, das wissen wir nicht. Nur so viel können wir mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Annäherung zur Vollkommenheit stufenweise erfolgen, und die Frucht einer langen Aufmerksamkeit und Anstrengung sein werde. Zu vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit gehört ein Verstand, der nie irrt; eine Kraft, den Einsichten

des Verstandes gemäß zu handeln, die nie ermattet. Sollte uns, die wir jetzt noch täglich irren, täglich von unsern Vorsätzen abweichen, Gott diese hohen Eigenschaften wohl durch ein Wunder ertheilen? Dieß zu erwarten, haben wir gar keinen Grund. Wir haben in unserm gegenwärtigen Zustande keine Einsichten, keine Stärke des Willens, die wir uns nicht unter Gottes Beistand selbst erwarben. Was berechtigt uns denn also, von Gott zu erwarten, daß er uns künftig dieß alles, ohne unser Zuthun, verschaffen werde? Zwar wird, wann wir einst den Körper, den Sitz der Sinnlichkeit, die uns ein beständiges Hinderniß, sowohl bei der Erwerbung deutlicher Einsichten, als bei der Ausführung unserer Entschließungen ist, ablegen werden, eine eben so große Veränderung mit uns vorgehen, als damals, da wir uns dem Leibe der Mutter entwanden; aber so, wie wir damals anfangen mußten, nach und nach die Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen, auf welcher wir jetzt stehen, so wird dieß auch wohl künftig nöthig sein.

Alles, worauf wir künftig in Ansehung der vollkommenern Gerechtigkeit und Heiligkeit rechnen können, ist die Möglichkeit, uns derselben immer mehr zu nähern. Und diese ist schon jetzt da.

Ist es dir ein Ernst, dich der Vollkommenheit immer mehr zu nähern, thust du dazu das deine redlich: so wirst du auch finden, daß du derselben wirklich immer näher kommst, daß deine Einsichten geläuterter werden, daß du mehr Herrschaft über deine Sinnlichkeit bekommst, daß dir die Erfüllung deiner Pflichten immer leichter wird. Ohne Zweifel hast du schon diese und jene Person gekannt, die in Ansehung ihrer Gerechtigkeit musterhaft war; dieß kannst

du auch werden, wenn du ernstlich willst, und kannst so deine Seligkeit immer mehr vergrößern.

Wachsen werden wir künftig an Einsichten; auch dieß wird einen Theil unserer Seligkeit ausmachen. Aber können wir denn diese Seligkeit nicht schon heute genießen? wir sind ja immer in der Schule, in einer sehr guten Schule, wo wir beständig lernen, uns immer neue Einsichten erwerben können. Die Einsamkeit kann uns lehrreich sein, und uns auf manche neue Gedanken leiten; jedes gute Buch kann uns etwas Neues lehren, oder doch wenigstens zu lehrreichen Betrachtungen Veranlassung geben; von jedem Menschen, er sei wer er wolle, können wir etwas lernen; wandeln wir in der Natur, und betrachten, was am Himmel und was auf der Erde geschieht, so bemerken wir immer etwas Neues. Wir wachsen an Einsichten.

Ist denn dieß nicht wahr? O ihr alle, die ihr dieß leset! wie einfältig und unwissend waret ihr, als ihr noch an der Brust der Mutter soget; und wie viel wißt ihr dagegen jetzt! Aber freilich muß man, wenn das Wachsthum an Einsichten recht merklich sein soll, auch Lust haben, immer mehr zu lernen. Man muß sich vor Gedankenlosigkeit hüten, muß, wenn man liest, mit Nachdenken lesen, wenn man mit Menschen spricht, aufmerksam sein auf das, was sie sagen, wenn man sich auf dem Felde oder im Walde befindet, das, was um uns ist und wächst und lebt, wahrnehmen und beobachten. Wer Lust hat, etwas zu lernen, der kann, er sei Gelehrter oder Hirte, auf der Erde gewiß recht viel lernen. Wer aber keine Lust hat, auf der Erde etwas zu lernen, der wird wahrscheinlich auch im Himmel keine großen Fortschritte machen. Wenn ein

Erdenbürger, der sich wenig oder keine Mühe gibt, in seinen Einsichten zu wachsen, sich auf das Wachsen an Einsichten in die Ewigkeit freut, so ist es beinah eben so, als wenn ein Kind, das in der Schule nichts lernen will, sich damit beruhigen wollte: auf der Universität werde ich dieß alles lernen.

Im Himmel werden unsere Kräfte wachsen, da werden wir weit mehr wirken und möglich machen können, als jetzt; wie selig werden wir dann sein! So sagen wir, und freuen uns gar herzlich darauf; aber mehrentheils vergessen wir, daß wir jetzt schon, hier auf Erden, diese Seligkeit genießen, und sie immer mehr vergrößern können. Zweifelst du daran? so betrachte ein neugebornes Kind, dergleichen du einst auch warst; wie unvermögend ist es! es kann sich nicht von einer Stelle zur andern bewegen, seine Wünsche nicht deutlich ausdrücken, sich seine Nahrung nicht verschaffen, es vermag weniger, als der neugeborne Frosch, der sich bewegt, wohin er will, und seine Nahrung selbst zu finden weiß. Betrachte nun ein fünfjähriges Kind! schon bewegt es sich, wohin es will, nimmt allerlei kleine Geschäfte vor, baut, pflanzt, reißt ein, fordert Speise, wenn es hungert, und sucht den Ort auf, wo es seinen Durst stillen kann. Nun sieh hin auf das zwanzigjährige Mädchen, den zwanzigjährigen Jüngling! welcher Unterschied! Sie bedürfen keiner elterlichen Pflege mehr, arbeiten, und machen fast alles möglich, was sie ihre Eltern zu Stande bringen sahen. Bald sind sie der Aufsicht der Eltern ganz entwachsen, sind Väter, Mütter, haben um sich Kinder und Gesinde, deren Versorger und Leiter sie sind. Eine fünfzigjährige Person, die es sich angelegen sein ließ, ihrer Bestimmung gemäß zu leben — wie viel kann diese

nicht, sie sei von hohem oder von niederem Stande, durch ihr Nachdenken und ihren guten Rath möglich machen! Mancher Mann, der vor fünfzig Jahren wie ein Wurm an der Mutter Brust sich krümmte, wandelt jetzt unter Menschen, die ihn als ihren Versorger und Wohlthäter verehren! Wir wachsen also an Kraft. Und dieses Wachsthum gedeihet immer besser, je mehr wir uns gewöhnen, alles, was wir thun, mit Nachdenken zu verrichten, und es so gut zu machen, als es uns möglich ist.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben: denn ihre Werke folgen ihnen nach. Dieser Spruch rührt uns, wenn wir ihn hören, wir stellen es uns als eine himmlische Seligkeit vor, daß wir uns einst werden erinnern können an alle das Gute, das wir ehemals thaten. Können wir uns denn aber diese Seligkeit nicht schon heute verschaffen? Gewiß! wir können es. Wir können heftige Begierden mäßigen und besiegen; gute Vorsätze fassen und befolgen; das Tagewerk, das Gott uns aufgab, recht treu und gewissenhaft ausrichten; Beschwerlichkeiten überwinden, die mit unserm Berufe verknüpft sind; unserer Bequemlichkeit entsagen, um einem unserer leidenden Nebenmenschen beizustehen; dieß und noch weit mehr können wir thun. Diese Werke folgen uns nun nach. Wann der Tag sich neigt, wann wir einsam oder im Kreise der Familie, der Freunde, unsere Abendmahlzeit genießen, dann unser Lager besteigen: so erinnern wir uns derselben; und diese Erinnerung, o wie süß ist sie! wie wohl befindet man sich, wenn man eine schwere Arbeit geendigt, eine böse Lust besiegt, einem seiner Nebenmenschen Freude gemacht hat! — dieß ist der Himmel auf Erden. — Wer diesen nicht kennt, der darf auch auf keinen Himmel

rechnen, wann er die Erde verlassen hat. Die guten Werke, die uns nachfolgen sollen, sind die Früchte von vielen gut angewendeten Lebenstagen! wo sollen diese aber herkommen, wenn man nicht seine einzelnen Lebenstage recht gut anzuwenden sucht?

Bei dem Herrn zu sein allezeit — Dieß stellen wir uns als die höchste Seligkeit vor, und gewiß mit Recht. Sind wir denn aber nicht bereits bei ihm? Sollte es denn wohl wirklich möglich sein, ihm jemals näher zu kommen, als wir ihm bereits sind? Wenn wir uns denken, daß Gott hoch über den Sternen wohne, und daß wir zu ihm kämen, wenn wir einst dahin versetzt würden: so ist dieß bloßer Irrthum. Er wirkt auch auf Erden, wir sehen es an dem Reichthume seiner Gaben, den die Erde hervorbringt, an dem wunderbaren Baue jeder Pflanze, jedes Thieres, am mehresten an der weisen Einrichtung unserer selbst, und an der weisen Leitung unserer Schicksale. Wo er aber wirkt, da muß er auch sein; er ist also bei uns, und wir sind bei ihm.

Sehen können wir ihn freilich nicht. Ist aber wohl Hoffnung da, daß wir ihn jemals sehen werden? Nur ein Körper ist sichtbar, einen Geist, dergleichen Gott ist, kann man nicht sehen. Was wir also vernünftiger Weise von dem „Sein bei dem Herrn" erwarten können, ist dieses, daß wir fähig sein werden, ihm unsere Gedanken und Wünsche vorzutragen, und Beweise bekommen werden, daß er bei uns sei und sie vernehme; und dieß alles haben wir ja bereits.

Welcher wirkliche Verehrer Gottes läßt wohl einen Tag vorbei gehen, ohne seine Gedanken auf ihn zu richten, seine Wünsche ihm vorzutragen, ihm von seinem Verhalten

Rechenschaft abzulegen? Sagt doch David schon: wann ich zu Bette gehe, so denke ich an dich; wann ich erwache, so rede ich von dir. Und dieser hatte doch schwerlich so richtige Begriffe von ihm, als wir, die wir um ein paar tausend Jahre später als David leben, und in denselben ungleich mehr Beweise von seiner Güte und Weisheit überblicken. Wer dürfte es läugnen, daß er sich mit seinen Gedanken Gott nähern, alle seine Wünsche und Kümmernisse ihm mittheilen könne? Und wer hat dieß wohl jemals mit wirklicher Herzlichkeit, mit wirklich reinem, kindlichen Vertrauen zu ihm gethan, ohne sich aufgeheitert und gestärkt zu fühlen? Wer erinnert sich nicht, wenn er über seine Lebensgeschichte nachdenkt, an Fälle, in denen unvermuthete Rettung aus großen Verlegenheiten ihm zu Theil wurde; an andere, wo harte Schicksale zu seinem Besten geleitet wurden; an durchgreifende Warnungen, die er erhielt, wann er im Begriff war, den Weg der Rechtschaffenheit zu verlassen? Hast du, Leser! diese Erfahrungen gemacht: so hast du auch Beweise erhalten, daß Gott bei dir ist, und daß du bei ihm bist. Sollten sie dir aber fremd sein, diese Beweise, so ist dieß Buch nicht für dich geschrieben; der Grund davon, daß du sie nicht erhieltst, liegt aber gewiß nicht im Mangel der Aufmerksamkeit Gottes auf dich, sondern in deiner Gedankenlosigkeit. Du gleichst einem leichtfertigen Kinde, das sich, in Gesellschaft, von seinem Muthwillen so sehr beherrschen läßt, daß es den Vater ganz vergißt und ihn gar nicht bemerkt, wann er es mit ernstem, liebevollen Blicke beobachtet, und ihm einmal über das andere Winke gibt, sich nicht zu vergessen.

Aber der Umgang mit Engeln — in dem wird

doch eine Seligkeit zu hoffen sein, auf die wir hier nicht rechnen dürfen? Mir dünkt, daß wir auch diese Seligkeit schon so ziemlich auf Erden finden können, wenn wir nur wollen. Freilich wird in einem vollkommenern Zustande alles besser sein, als in dem unvollkommenen; aber daraus folgt noch nicht, daß gar kein Umgang auf Erden Statt finde, der uns Seligkeit verschaffen könnte.

Laßt uns die Sache ehrlich untersuchen! Was sind denn Engel? Dienstbare Geister, die ausgesandt sind um derer willen, die erben sollen die Seligkeit. Fehlt es denn an solchen Geistern auf Erden? Denke nach, mein Leser! Wer nahm sich deiner an, als du, ein hülfloses Geschöpf, im Blute lagst? wer ernährte, wer verpflegte dich, als du noch ganz schwach und unwissend warst? wer lehrte dich das, was du jetzt weißt? wer bereitete das Brod, das du genießest? wer das Kleid, das dich bedeckt? die Hütte, die du bewohnst? das Instrument, mit welchem du deine Arbeiten verrichtest? wer verfertigte die Uhr, nach welcher du deine Zeit eintheilst? ist's nicht wahr, dieß alles thaten Menschen? dieß sind ja also Geister, die dir dienen, ob sie gleich ihre grobe Hülle, den Körper, so wenig als du, abgelegt haben.

Aber, wendest du ein, es sind keine guten Geister; da ist nichts als Falschheit, Eigennutz, Tücke, Bosheit. — Laß uns die Sache überlegen! Bist du selbst rechtschaffen, so gesinnt, wie du glaubst, daß die Engel gesinnt sein werden: so sieh dich nur um, du wirst gewiß **einen** wenigstens finden, der an Gesinnung dir gleicht. Die Menschen mögen noch so verderbt sein, so ist ihre Verderbtheit doch nicht so allgemein, daß der Redliche nicht wenigstens **einen** finden sollte, mit dem er umgehen, mit dem er seine

Arbeiten und Freuden theilen könnte. Was die übrigen betrifft, so wird in der Folge gezeigt werden, daß wir uns oft die Menschen schlimmer vorstellen, als sie wirklich sind, und — daß wir sie oft durch unser eigenes Betragen böse machen. So gibt es Schullehrer, welche darüber klagen, daß sie mit lauter Bösewichten umgeben wären, und andere, die versichern, daß die vergnügtesten Stunden ihres Lebens diejenigen wären, die sie im Umgange mit ihren Schülern zubrächten. In wem ist denn nun die Ursache zu suchen, daß der Ersteren Schüler Bösewichte, der Letzteren hingegen gute Kinder sind? wenigstens mehrentheils in den Lehrern.

Mit den Erwachsenen ist es zwar nicht ganz, aber doch beinahe so, wie mit den Kindern; theils stellen wir uns dieselben schlimmer vor, als sie wirklich sind, theils haben wir vielleicht in unserm Betragen manches, was sie gegen uns einnimmt. Und gesetzt, wir hätten sie wirklich nicht gegen uns gereizt, gesetzt, sie wären wirklich böse: so sind sie ja doch Werkzeuge in Gottes Hand, durch welche er seine Absichten zu erreichen und auch unser Wohl zu befördern weiß. Betrachten wir die Menschen aus diesem Gesichtspunkte, betrachten wir sie als Werkzeuge, deren Einfluß auf uns unter Gottes Leitung steht: so werden wir uns gleich mit Engeln umgeben sehen.

Die Hoffnung, daß wir einst Gottes Werke werden betrachten können, eröffnet uns die angenehmsten Aussichten in die Zukunft; und wahr ist es, ein großer Theil unserer künftigen Seligkeit wird aus der Betrachtung der Werke des Allgütigen entspringen. Aber — sind wir denn nicht schon mit Gottes Werken umgeben? Das Gebirge, das vor uns liegt, die Steine, die in seinem

Schooße verborgen sind, die Quelle, die aus ihm entspringt, das Moos, das Gras, die Kohlpflanze, der Strauch, der Baum, der Wurm, das Insekt, der Fisch, der Vogel, das Säugethier — sind sie nicht alle Werke Gottes? Da wandeln wir denn unter Gottes Werken, und sehnen uns doch nach dem seligen Zeitpunkte, wo wir sie werden betrachten können. Warum betrachten wir sie denn nicht jetzt? Wenn wir sie doch betrachteten! wenn wir doch über die mannigfaltigen Wirkungen der Natur gehörig nachdächten, und lernten, in welcher weisen, wohlthätigen Verbindung alles mit einander stehet: dann würden wir uns eine Freudenquelle öffnen, die nie versiegt, wir würden uns den Himmel auf Erden bereiten. — Wandeln wir aber gedankenlos unter den Werken Gottes, die uns jetzt umgeben: so bringen wir uns nicht nur um alle Freuden, die uns die Beobachtung derselben gewähren könnte, sondern wir schwächen selbst die Hoffnung, einst aus der Betrachtung anderer Werke Gottes Vergnügen schöpfen zu können. Denn wer bei alle den wunderbaren Wirkungen Gottes auf der Erde gefühllos bleibt, wie kann der hoffen, daß ihm der Anblick neuer Wirkungen des Allmächtigen, die er auf andern Weltkörpern finden wird, große Freude machen werde?

Der dem Anscheine nach wichtigste Einwurf, den man gegen die Wahrheit, daß wir schon auf der Erde im Himmel sein können, machen kann, ist von den mannigfaltigen Mühseligkeiten dieses Lebens hergenommen. Diese sind freilich nicht zu läugnen. Die Schmerzen und Krankheiten, denen unser Körper ausgesetzt ist, die Kränkungen und Verdrießlichkeiten, die aus dem Umgange mit Menschen entspringen, sind mannigfaltig; wahr ist es, daß ein einziger Unglücksfall die Früchte eines vieljährigen Fleißes zer-

nichten kann; wahr ist es, daß es auf dieser Erde noch Krieg gibt, welcher Gräuel veranlaßt, vor welchen die menschliche Natur sich entsetzt. Der Anblick dieser und tausend anderer Plagen, unter welchen die Menschen seufzen, ist die Veranlassung gewesen, diese Erde ein Jammer- und Thränenthal zu nennen.

Stellt man aber auch alles menschliche Elend zusammen: so kann man doch weiter nichts daraus beweisen, als daß die Erde nicht von lauter Seligen bewohnt werde, daß vielmehr bei weitem der größere Theil ihrer Bewohner viel Trübsal dulde. Daraus folgt aber noch nicht, daß nicht jeder einzelne Mensch, sobald er ernstlich will, den Genuß der himmlischen Seligkeit auf Erden haben könne.

Denn von den Mühseligkeiten dieses Lebens entspringt bei weitem der größere Theil aus uns selbst, aus unserer Unwissenheit, aus unserer Thorheit, aus der Heftigkeit unserer Begierden, aus unserer Trägheit. Sobald wir also uns ernstlich bemühen, verständiger und weiser zu werden, unsere Begierden und unsere Trägheit zu beherrschen: so mindern sich die Leiden dieser Art immer mehr, und fallen endlich fast gänzlich weg. Wie mancher, der sonst krank war, genießt einer dauerhaften Gesundheit, seitdem er bessere Einsichten in die Beschaffenheit seines Körpers bekommen, und dasjenige vermieden hat, wodurch derselbe sonst zerrüttet und geschwächt wurde. Wie mancher lebt jetzt, in Verbindung mit den Menschen, über welche er sonst die bittersten Klagen führte, glücklich, seitdem er angefangen hat, im Umgange mit ihnen mehr Klugheit, Mäßigung, Gefälligkeit zu beweisen.

Gleichwohl bleiben noch Leiden genug übrig, die ohne unsere Verschuldung uns treffen. Sie zu vermeiden, steht

nicht immer in unserer Gewalt; aber sobald wir ernstlich wollen, können wir ihnen das Schmerzhafte, das Drückende benehmen, und es wohl gar mit der Zeit dahin bringen, daß sie uns Freude machen. Das Schreckliche unserer Schicksale liegt vorzüglich in unsern Vorstellungen; sobald diese gereinigter werden, so greifen jene uns auch weniger an.

Diese Wahrheit ist durch unzählige Erfahrungen bestätigt worden. Wie ängstlich geberdet sich ein Kranker, der, durch eine verkehrte Erziehung, gegen alle Arznei einen starken Abscheu bekommen hat, wenn die Erhaltung seines Lebens ihn zum Gebrauche derselben nöthigt; wie viel Mühe muß man sich geben, ihn dazu zu bereden, sie zu nehmen! Ein anderer, der vernünftiger ist, sucht selbst den Arzt auf, läßt sich die nämliche Arznei geben, und nimmt sie ohne Widerrede ein. — Wie wimmert ein Reisender, welcher die irrige Meinung hat, daß jede rauhe Witterung der Gesundheit nachtheilig sei, wenn er auf dem Wege von einem Sturme und Platzregen überfallen wird! Sein Gefährte hingegen, der überzeugt ist, daß durch das Erdulden rauher Witterung der Körper gestärkt werde, wandelt bei dem nämlichen Sturme, und von dem nämlichen Platzregen durchnäßt, lächelnd neben ihm her. — Ja, es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche den Verlust aller ihrer Güter, ihrer Freiheit erduldet, sogar das Blutgerüste bestiegen haben, ohne Spuren von Gram und Aengstlichkeit blicken zu lassen; die dem härtesten Schicksale mit eben der Gelassenheit und Heiterkeit entgegen gingen, mit welcher ein Anderer zur Tafel geht.

Solche Menschen können auch wir werden, sobald wir ernstlich wollen; wir können es so weit bringen, daß kein

Unglück, keine Widerwärtigkeit, kein Martertod uns mehr niederwirft oder unsere Gemüthsruhe gänzlich uns raubt.

Und welches ist das Mittel, sich diese Größe und Stärke der Seele zu verschaffen? Das sicherste ist der lebendige Glaube, daß Gott allenthalben wirkt, daß auch mein härtestes Schicksal eine Fügung seiner Liebe, ein Erziehungsmittel ist, wodurch er meinen Geist ausbilden, und ihn zum Genuß der Seligkeit immer fähiger machen will.

Also, lieber Leser! der du dich nach der Seligkeit des Himmels sehnest, verschiebe den Genuß dieser Seligkeit ja nicht bis zu deinem Abgange von der Erde *). — In der Stunde, in welcher du dieß liesest, kannst du sie schon genießen. Suche dich nur zu überzeugen, daß du jetzt schon bei Gott bist, daß dieser deine Wünsche kennt, daß du seinen Willen erfahren kannst; fasse den Entschluß, ihn immer redlich zu befolgen, die Geschäfte, die er dir anvertraut, die Pflichten, die er dir auflegt, treu zu verrichten und auszuüben; betrachte die Menschen, die dich umgeben, als Gottes Boten, als Werkzeuge, durch welche er

---

*) Bei dem Anblicke des gestirnten Himmels regt sich wohl in uns die Hoffnung, daß, wann einst einer der zahllosen Sterne, die wir staunend betrachten, unser Wohnsitz sein werde, wir im Himmel sein würden. Wir vergessen aber, daß unsere Erde eben sowohl ein Stern ist, eben sowohl zum Himmel gehört, als der Morgenstern. Freilich, wenn wir von unserer Erde, wo die Menschen einander mit Flinten und Kanonen todt schießen, wo so vieles Winseln und Wehklagen gehört wird, nach dem Morgensterne sehen, so ist dort alles so still! Aber wenn die Bewohner des Morgensterns zu der Zeit, wann bei uns eine Schlacht geliefert wird, wo Tausende sich in ihrem Blute wälzen und mit ihrem Jammergeschrei die Luft erfüllen, auf unsere Erde sehen: werden sie nicht auch sagen, wie ist dort alles so still?

auf dich wirkt, die Natur als Gottes Werk, deine Leiden als weise Erziehungsmittel, und — du wirst dann einen Vorschmack des Himmels haben; aber zum Genuß seiner Seligkeit wirklich zu kommen, denselben bleibend zu machen, ihn immer mehr zu erhöhen und zu vervielfältigen, dazu gehört freilich eine stete Aufmerksamkeit auf sich selbst, dazu gehört Uebung und Thätigkeit, wozu in diesem Buche Anweisung wird gegeben werden.

Erstes Buch.

Von der Seligkeit, die wir in uns selbst finden können.

Wir freuen uns auf den Himmel jenseit des Grabes vorzüglich deßwegen: weil wir dort vollkommener sein, viel mehr wissen, viel mehr verstehen, viel mehr, als gegenwärtig, vermögen, und — von der Sünde frei sein werden. Wir wissen also recht gut, worin der Grund unsers bisherigen Mißvergnügens und unserer Leiden liege, woher es komme, daß wir nicht schon jetzt die himmlische Seligkeit genießen.

Warum handeln wir denn aber nicht nach unsern Einsichten? warum streben wir denn nicht schon hier nach Vollkommenheit? Wenn wir ihr uns hier schon näherten: so würden wir auch hier schon seliger sein. Wenn wir jetzt zu sündigen aufhörten, so würden wir uns auch jetzt schon im Himmel befinden.

Wie ist dieß möglich, wird man sagen, hier in diesem Stande der Unvollkommenheit, wo unsere Einsichten so beschränkt sind, unser Wissen Stückwerk ist? wo wir so sehr von unserm Körper abhängen? wo wir so viele böse Beispiele sehen? so viele Reizungen haben, unsern Pflichten untreu zu werden? Dieß ist freilich alles wahr; allein was beweist es denn? Weiter gar nichts, als — daß man nur

mit Mühe und Anstrengung sich der Vollkommenheit nähern könne. Wer jene nicht scheut, wird dieser auch gewiß immer näher kommen.

Hast du denn, mein Leser! dich wohl wirklich angestrengt, um vollkommener, d. i. verständiger, besser, stärker, von der Sünde mehr frei zu werden? Du wirst freilich die Frage bejahend beantworten, aber auch zugleich über dein großes Unvermögen klagen.

Hüte dich nur, daß du dich nicht selbst betrügest! Um dir deine Selbstprüfung zu erleichtern, will ich dir nur noch eine Frage vorlegen. Ging denn wirklich dein Hauptbestreben dahin, vollkommen zu werden? oder betrachtetest du deine Vervollkommnung nur als ein Nebengeschäft? Den erstern Theil dieser Frage möchten wohl nur wenige Leser mit Ja beantworten können: diejenigen aber, welche mit Ueberzeugung sagen können, daß der Hauptzweck ihrer Bemühungen ihre Vervollkommnung war, werden sich auch bewußt sein, daß sie den Himmel auf Erden haben.

Da dieß aber wenige Leser von sich mit Wahrheit werden behaupten können: so ist's wohl nöthig, über diesen Punkt noch etwas zu sagen.

Das Streben nach Vollkommenheit ist fast allen Menschen eigen; aber bei den mehresten hat es eine verkehrte Richtung genommen. Es geht nach außen, anstatt daß es nach innen gehen sollte. Sich mehr Bequemlichkeit, schmackhaftere Nahrungsmittel, überhaupt mehr Befriedigung seiner sinnlichen Wünsche zu verschaffen, Aufsehn in der Welt zu machen, seine Einkünfte zu vermehren: dies ist Hauptzweck des Strebens und Handelns der meisten Menschen. Nach ihrer Vervollkommnung streben sie nur,

sofern sie als Mittel zur Erreichung jenes Hauptzwecks dienen kann. Man erwirbt sich Geschicklichkeiten, um damit Geld zu verdienen; man beherrscht in gewissen Fällen seine Sinnlichkeit, um sie hernach desto zügelloser befriedigen zu können; man thut seine Pflicht, um Beifall zu erhalten.

Sind wir aber wirklich überzeugt, daß die himmlische Seligkeit vorzüglich in unserer Annäherung zur Vollkommenheit bestehen werde: in welchem Widerspruche steht dann unsere Handlungsweise gegen unsere Einsichten, wenn unsere Vervollkommnung nicht das Hauptziel unseres Bestrebens ist!

In diesem ewigen Widerspruche ist der vorzüglichste Grund zu suchen, warum der Himmel äußerst selten auf Erden gefunden wird.

So lange unsere Vervollkommnung nur eine Nebensache für uns ist, wird sie nothwendig nur langsam vorwärts schreiten. So lange wir sie nur als Mittel betrachten, um zu andern Zwecken zu gelangen, werden wir aufhören, an derselben zu arbeiten, sobald sich andere Mittel zeigen, durch welche wir unsern Zweck sicherer und leichter erreichen zu können glauben. Erfüllt man seine Pflicht blos, um Beifall zu erhalten, so wird man eben so gern ihr zuwider handeln, wenn einmal ein Zeitraum eintritt, in welchem Pflichtvergessenheit als Verdienst angesehen wird. So handelt mancher Hofmann, der in seinem Amte treu und eifrig ist, so lange er einem Fürsten dient, welcher Amtstreue schätzt und belohnt; der aber eben so thätig ist, despotische Absichten zu befördern, wenn ein Despot in die Stelle des Landesvaters einrückt. Dieser Hofmann erreicht

vielleicht s e i n e n Zweck — die Gunst des Fürsten: aber den Himmel auf Erden wird er vergeblich suchen.

Machen wir irgend etwas anderes, als unsere Vervollkommnung zu unserem Hauptzwecke, so erwarten wir auch von der Erreichung dieses Andern unsere Glückseligkeit, und gleichen Kindern, die nach dem Platze hinlaufen, wo sie glauben, daß der Regenbogen aufstehe und — ihn nie finden.

Die Seligkeit ist eine Eigenschaft des Geistes; können wir sie also wohl anderswo suchen, als in uns selbst?

Dies ist so einleuchtend, daß es überflüssig scheinen möchte, darüber noch ein Wort weiter zu sagen. Da aber doch in der Regel diesem Grundsatze durchaus entgegen gehandelt wird: so ist es nöthig, daß ich die Sache noch mehr auseinander setze.

Die Dinge, die außer uns sind, haben bei weitem den Werth nicht, den wir ihnen beilegen. So lange wir sie noch nicht haben, stellen wir sie uns als etwas vor, dessen Besitz uns zu den glücklichsten Menschen machen würde; und unsere Einbildungskraft ist ungemein geschäftig, sie uns in dem höchsten Reize darzustellen. Dieß spornt uns denn an, Mittel zu ersinnen, durch die wir zum Besitze derselben gelangen können, und alle unsere Kräfte aufzubieten, um ihrer uns zu bemächtigen. Während dieses geschieht, sind wir nicht im Himmel. Denn es fehlt uns ja die Sache noch, von welcher wir unser Heil erwarten. Erlangen wir sie nicht, welches gar oft der Fall ist, so fühlen wir uns unglücklicher, als vorher. Gelingt es uns aber, uns derselben zu bemächtigen, so kann uns dies zwar für den ersten Augenblick entzücken: aber wir finden bald, daß wir getäuscht sind, und daß uns das mühsam

Errungene bei weitem die Seligkeit nicht verschafft, die uns unsere Einbildungskraft davon versprach. Wir sind unserm Ziele so wenig näher gekommen, als Kinder dem Platze, wo der Regenbogen aufsteht, wenn sie außer Athem bei dem Baume ankommen, wo sie ihn mit Händen zu greifen gedachten.

Herrmann, ein junger aber unbemittelter Kaufmann, fängt sein Geschäft mit einem kleinen Handel an, der ihm gerade so viel einträgt, als er zur Anschaffung seiner nothwendigen Bedürfnisse braucht. Suchte er nun, bei der Betreibung dieses Handels den höhern Zweck, seine Vervollkommnung, zu erreichen, so würde er gewiß im Himmel sein. Dies thut er aber nicht. Jener Kaufmann, der ihm gegenüber wohnt, dessen Handel sich über ganz Europa verbreitet, dessen Haus ein Palast ist, der Equipage hält, auf dessen Tafel alle Länder ihre Leckereien liefern müssen, hat, seiner Meinung nach, den Himmel auf Erden. Er wünscht es eben so weit zu bringen; und nun geht sein Dichten und Trachten nur dahin, diesen Zweck zu erreichen. Seine innere Vervollkommnung vergißt er darüber ganz; ja, er ist von seinem Zwecke so eingenommen, daß er ihn selbst auf Kosten seiner Vervollkommnung zu erreichen sucht. Strebte er nach Vervollkommnung, so würde er Herr über seine Sinnlichkeit zu werden suchen; doch weit davon entfernt, begibt er sich vielmehr in ihre Fesseln, in denen er Tag und Nacht arbeitet, um ihre Forderungen zu befriedigen. Wenn Andere am Ende des Tages sich prüfen, wie sie ihre Pflichten erfüllt haben: so berechnet dieser, wie viel er gewinnen würde, wenn er eine gewisse Waare verschriebe und absetzte. Er sucht mit den größten Handelshäusern in Verbindung zu kommen, und

es gelingt ihm. Er verschreibt ganze Ladungen von Waaren, und alle seine Seelenkräfte arbeiten dahin, sie mit Gewinn wieder abzusetzen. Seine ganze Beredsamkeit wendet er an, um Käufer beizulocken; er dringt ihnen die Waaren auf, wenn er auch weiß, daß sie derselben nicht bedürfen. Gelingt es ihm, eine Frau zur Ausnahme eines theuern Kleidungsstückes zu bewegen: so freuet er sich wie ein Menschenfreund, wenn er einem armen Manne Gelegenheit verschafft hat, seine entblößte Familie zu kleiden, wenn schon er weiß, daß jene Frau diesen Aufwand über ihr Vermögen macht. Er gibt Credit, und wenn er eine Zeit lang umsonst auf Zahlung gewartet hat, so fängt er an, seine Schuldner vor Gericht zu belangen, und mit der größten Strenge auf Zahlung zu dringen. Sollte auch manche Familie durch seine Strenge zu Grunde gerichtet, und in die Nothwendigkeit versetzt werden, ihr kleines Eigenthum zu verkaufen und zu verpfänden, so macht ihm dies keinen Kummer, weil er sich berechtigt glaubt, sein Eigenthum zu fordern.

Nachdem er nun einige Jahre rastlos gearbeitet hat: kommt er denn endlich zum Ziele seiner Wünsche. Er vertauscht seine kleine Wohnung mit einem Palaste, läßt seine Mobilien in Paris verfertigen, führt eine kostbare Tafel, und fährt in einer Carosse dahin, wohin er sonst zu Fuße ging. Aber — den gewünschten Himmel auf Erden findet er nicht.

Einige Wochen taumelt er, von Freuden berauscht, dahin, und achtet des vielen Verdrusses nicht, den er in seiner neuen Lage findet, in der Hoffnung, daß in der Folge dies alles wegfallen werde.

Allmählig verliert sich aber der Zauber. Die Gold-

stücke, die durch seine Hände rauschen, machen ihm nicht mehr Freude, als sonst die Groschen, die er einzeln einstrich; das theure Bureau aus Paris wird ihm so gleichgültig, als ehemals sein tannener Schreibeschrank. Dagegen findet sich allerhand Unangenehmes ein, das er sonst nicht kannte. Wie ein ausgestellter Honigtopf die Wespen, so lockt der Ruf von seinem Reichthume einen Schwarm Leute herbei, die durch Schmeicheleien und Ränke einen Theil seiner Güter sich zuzueignen suchen. Seine Kinder, von dem Bewußtsein geleitet, daß sie einen reichen Vater haben, geben sich keine Mühe, etwas Nützliches zu lernen; die Lehrer sehen ihren Fehlern nach und loben sie gegen den Vater, in der Hoffnung, ein gutes Neujahrgeschenk zu bekommen; statt der Milch, die sie sonst zum Frühstück bekamen, erhalten sie Kaffee, und statt des Butterbrodes Backwerk, und werden dabei schwächlich. Da sie Geld in der Tasche haben: so drängen sich zu ihnen allerlei nichtswürdige Menschen, die ihnen Gelegenheit verschaffen, ihre Sinnlichkeit zu befriedigen. Sie schweifen nun aus, entehren sich, machen Schulden — zum Theil bekommen sie schändliche Krankheiten. Der Vater selbst speist nicht mehr mit dem Appetite, mit welchem er sonst seinen Kohl und sein Hammelfleisch genoß. Die Mannigfaltigkeit der Speisen reizt ihn aber doch zum Genuß, und seine Säfte werden dadurch verderbt. Sonst lief er in leichter Kleidung durch die Straßen, achtete Regen und Schneegestöber nicht; jetzt fährt er in einer Carosse in Fuchspelz eingehüllt: dadurch werden seine Nerven geschwächt, und unnatürliche Ausdünstung wird hervorgelockt.

Nach einigen Jahren sitzt denn Herrmann unter einer Familie von verworfenen Menschen, von Gicht und Poda-

gra geplagt, mit sich selbst unzufrieden, und — bereitet sich zu einem seligen Ende. Dies ist sein Himmel auf Erden! — Gott wolle uns Alle vor diesem Himmel bewahren.

Anton befindet sich in einer sehr bedauernswürdigen Lage. Einen Tag ist er übermäßig vergnügt, dann schleicht er wieder ganze Wochen schwermüthig umher und spricht von Selbstmord. Fragt ihn, was ihm fehle? er wird euch mit Wehmuth eine gewisse Laura nennen, in deren Händen sein Wohl und Wehe liege. Ohne sie sei ihm die Erde eine Hölle, aber sie werde für ihn ein Himmel werden, wenn er Laura einst die Seinige nennen dürfe. Ein freundlicher Blick von ihr sei ihm Stärkung; aber ihr Kaltsinn führe ihn an den Abgrund des Verderbens. — Sollte Anton wohl in dieser unangenehmen Lage den Himmel auf Erden haben? Gewiß nicht. Endlich aber kommt er zum Ziele seiner Wünsche: Laura wird die Seinige, und er glaubt, den Himmel auf Erden gefunden zu haben, wenigstens in den ersten Wochen seines Ehestandes.

Aber kaum sind einige Wochen verstrichen, so fängt er an zu merken, daß er sich geirrt habe. Laura's Reize, Ton, Witz, die ihn sonst in Entzücken versetzten, machen mit jeder Woche weniger Eindruck auf ihn; am Ende werden sie ihm gleichgültig. Er findet in seiner Gattin, die er, ehe er zu ihrem Besitze gelangte, mehrmals eine Göttin nannte, eine ganz gewöhnliche Frau. Ja, er bemerkt sogar an ihr Fehler, die er an dem reizenden Bilde, das sich seine Einbildungskraft von ihr entwarf, gar nicht wahrnahm. Es werden nach und nach Eigensinn, Eitelkeit, Coquetterie, Geist des Widerspruchs bemerkbar, und diese Entdeckung führt sehr unangenehme Auftritte herbei, die

sein Herz um so mehr angreifen, da er die Ausbildung desselben sich gar nicht hatte angelegen sein lassen. Laura wird Mutter; aber — ihr Wochenbett ist unglücklich; der neugeborne Sohn stirbt nach einigen Tagen, und die Mutter wird auf längere Zeit bettlägerig. Es treten Zufälle ein, die ihren Körper stark angreifen. Als sie endlich das Bette wieder verlassen kann, sind ihre Reize dahin, die sonst blühenden Wangen gelb und die feurigen Augen matt; die Haushaltungsgeschäfte sind in Unordnung gerathen; es sind Schulden aufgelaufen. Dies Alles kann jedem Ehemann begegnen; aber unseren Anton, der auf keinen Himmel, als auf den gerechnet hat, den ihm Laura schenken würde, wirft es ganz darnieder. Die vielen guten Eigenschaften, die seine Frau an sich hat, bemerkt er nicht, und jedes Versehen, das sie begeht, reizt ihn zum Zorn. Laura, gewohnt, in ihrem Anton einen Verehrer zu sehen, der Alles, was sie sprach und that, vortrefflich fand, fühlt sich höchst unglücklich, da nun der Verehrer verschwunden ist, und sich an dessen Statt ein rauher, mürrischer Ehemann eingefunden hat. Sie bekommen Kinder, aber auch diese machen ihnen wenig Freude. Die beständige Uneinigkeit der Eltern hat den nachtheiligsten Einfluß auf deren Erziehung. Immer arbeiten dabei Vater und Mutter einander entgegen. Einige Kinder sterben frühzeitig dahin, und die andern werden kränklich und gegen die Eltern unfolgsam. So wandelt Anton an der Hand seiner Laura, unter stetem Gram und Verdrusse, dem Grabe zu, in welchem er das Ende seiner Leiden zu finden hofft.

Zwanzig Jahre hat Julius in fremden Häusern zur Miethe gewohnt, und in dieser Zeit viel Verdruß gehabt. Den Grund davon suchte er lediglich darin, daß er kein

eigenes Haus besitze. Sollte es ihm gelingen, daß er dieses bekäme, dachte er, dann wollte er der glücklichste Mann auf der Erde sein. Bis dahin hatte die Welt wenig Reiz für ihn. Endlich ist vor einigen Wochen sein Wunsch erfüllt worden. Einer seiner Anverwandten ist gestorben, und hat ihm ein Vermögen hinterlassen, das ihn in den Stand setzt, sich ein Haus zu kaufen, das eingerichtet ist, wie er es immer wünschte. Wie glücklich schätzt er sich nun! Nächstens wird er sein Haus beziehen, alle seine Freunde zusammen laden, bewirthen, und einen sehr vergnügten Tag in ihrer Gesellschaft verleben. Die folgende Woche läßt er das Haus durch einen Baumeister untersuchen, dieser findet es schadhaft, und eine Reparatur wird veranstaltet, die viel Geld kostet, und ihn ein halbes Jahr in der ruhigen Betreibung seiner Geschäfte stört. Er muß nun Abgaben entrichten, von welchen er sonst frei war; es bricht ein Krieg aus, ein feindliches Heer dringt in die Stadt ein, und wird in die Häuser einquartirt. Zwölf Mann werden seinem Hause zugetheilt, die er einige Wochen beköstigen muß; sie treiben solchen Unfug, daß er oft seines Lebens müde ist. Der Feind fordert Contribution, welche auf die liegenden Gründe vertheilt wird, und ihm mehr Kosten verursacht, als sonst seine Hausmiethe.

Endlich kauft das Haus, das an das Seinige stößt, ein böser Mann, der ihm durch Zanksucht und andere Untugenden alle seine Freuden verleidet. Er sieht nun zu seinem großen Leidwesen ein, daß er im eignen Hause eben keine vergnügteren Tage habe, als sonst in dem gemietheten.

Es würde leicht sein, noch hundert Beispiele anzu-

führen, die alle den Satz beweisen: daß die Dinge, die außer uns sind, den Werth nicht haben, den man ihnen beilegt, und die Seligkeit nicht verschaffen, die man von ihnen, so lange man sie noch nicht besitzt, erwartet. Wozu aber diese Weitläufigkeit? Es denke doch nur ein jeder an seine eigene Lebensgeschichte, und er wird finden, daß er jetzt vieles habe, was er sonst sehnlichst wünschte, und doch eben nicht zufriedener lebt. Eine Art von Sorgen und Kümmernissen ist ihm durch den Besitz der gewünschten Sache abgenommen worden; dagegen haben sich aber neue Sorgen und Kümmernisse, die er sonst nicht kannte, eingefunden. Der Reiz, den die gewünschten Sachen in der Entfernung gehabt hatten, verschwand allmählig, so wie man sich im Besitze derselben befand: weil er theils ein Werk der Einbildungskraft gewesen war, theils dadurch geschwächt wurde, daß man sich nach und nach an den Anblick und den Genuß derselben gewöhnte. Ist denn dieß nicht wahr?

Hierzu kommt noch die Vergänglichkeit alles dessen, was außer uns ist. Je werther uns Dinge außer uns sind, je mehr unser Herz an denselben hängt, für je unentbehrlicher wir sie zu unserer Glückseligkeit halten, desto schrecklicher muß die Vorstellung von ihrer Vergänglichkeit sein.

Ein Kind war das einzige, was Chloris wünschte. Ohne ein Kind war für sie keine Freude auf der Welt. Sie hat es nun. Sie setzt auf dasselbe einen ungemeinen Werth. Der Gedanke, daß ihr Kind sterben könnte, ist ihr der schrecklichste. Zehnmal des Tages erkundigt sie sich nach seinem Befinden. Jede ungewöhnliche Röthe, die sie in seinem Gesichte bemerkt, jede Unbehaglichkeit, über die

das Kind klagt, verursacht ihr eine schlaflose Nacht. Sie fragt bald diesen, bald jenen Arzt um Rath, jeder verordnet ihr Arznei, jede Arznei wird eingegeben. Aus Furcht, der Gesundheit des Kindes durch Strenge zu schaden, werden ihm alle Unarten verstattet. Bald grassiren die Masern, bald die Bräune, bald das Scharlachfieber, und Chloris wird durch die Furcht vor Ansteckung immer in eine Lage versetzt, die dem Aufenthalte in einer Hölle gleicht. Am Ende bekommt das Kind doch die Halsbräune und stirbt. Die Mutter fällt in eine Ohnmacht über die andere, und versichert, daß sie nun keinen Wunsch mehr habe, als — bald zu ihrem Heinrich zu kommen.

So ist's mit allem, was außer uns ist. Jede Person, die uns werth ist, ist sterblich, und der Genuß ihres Umgangs vergänglich; jedes Haus verbrennbar; das Geld, jede Kostbarkeit dem Diebstahle ausgesetzt; jedes andere Gut kann uns durch tausenderlei Unglücksfälle entrissen werden. Je werther uns nun die Dinge außer uns sind, desto quälender muß für uns die Vorstellung von ihrer Vergänglichkeit, desto trostloser unser Geist sein, wenn sie uns wirklich entzogen werden.

Wenn wir also die Erwerbung und Erhaltung irgend einer Sache, die außer uns ist, zu unserm Hauptzwecke machen, und sie für nothwendig zu unserer Glückseligkeit halten: so täuschen wir uns schlechterdings allemal, eilen dem Schatten nach, um ihn zu haschen, und machen unsere Glückseligkeit vom Vergänglichen abhängig. Wie ist's denn möglich, daß man unter solchen Umständen den Himmel auf Erden finden kann? Den Himmel denken wir uns doch immer als etwas Unvergängliches.

Wir, die wir glauben, daß einst die himmlische

Seligkeit in unserer höhern Vervollkommnung bestehen werde, müssen also nothwendig unsern Einsichten gemäß handeln, und hier schon in unserer Vervollkommnung unsere Seligkeit suchen, wenn wir den Himmel auf Erden finden wollen. All' unser Dichten und Trachten muß auf diesen Zweck gerichtet sein, und jede andere Begierde, jedes andere Bestreben, muß diesem Zweck untergeordnet werden.

Will man einwenden, daß auf der Erde keine Vervollkommnung (Vervollkommnung und Vollkommenheit sind zwei verschiedene Dinge; jene ist Annäherung zur Vollkommenheit) möglich sei, so frage ich, hast du denn dieselbe bisher zu deinem Hauptzwecke gemacht? Ist dies nicht geschehen, wie kannst du behaupten, daß sie in diesem Leben nicht möglich sei?

Es fragt sich nun: was denn eigentlich Vollkommenheit sei? Vollkommenheit ist der Inbegriff aller der guten Eigenschaften, die eine Sache ihrer Natur nach haben kann. Ein Mensch würde also vollkommen sein, wenn er die dauerhafteste Gesundheit, den höchsten Grad der Stärke und Geschicklichkeit des Körpers, die mannigfaltigsten Kenntnisse, die richtigsten Einsichten, die lebhafteste Einbildungskraft, das treueste Gedächtniß, die möglichste Festigkeit des Willens besäße. Die Bemühung, sich diese guten Eigenschaften so viel als möglich eigen zu machen, ist Vervollkommnung. Wenn Bruno sich angelegen sein läßt, die Philosophie zu studiren, Eduard sich im Schwimmen übt, Heinrich seine Einbildungskraft immer lebhafter zu machen sucht: so vervollkommnen sie sich alle; gleichwohl ist es möglich, daß keiner von ihnen den Himmel auf Erden findet.

Die mehresten Eigenschaften der Menschen haben, an

sich betrachtet, einen sehr unbestimmten Werth. Sie gleichen neben einander stehenden Ziffern, deren Werth durch die Stellung bestimmt wird, welche jede von ihnen gegen die übrigen hat. Eine Eigenschaft des Menschen gibt es aber, durch die alle übrigen erst wahren Werth erhalten; und diese ist — die richtige Erkenntniß der Pflichten, und die Kraft des Willens, dieser Erkenntniß gemäß zu handeln, die ich künftig kurz zusammengefaßt Erfüllung der Pflicht nennen will. Diese gibt uns wahren Werth; alle übrigen guten Eigenschaften, die wir uns erwerben können, bekommen nur in sofern Werth, als wir sie bei der Erfüllung unserer Pflichten in Anwendung bringen. Daß dies wahr sei, bedarf keines Beweises. Wir glauben es ja schon alle, wozu soll es denn bewiesen werden? Welches ist denn der Maßstab, nach welchem wir den Werth des Menschen bestimmen? Immer die Erfüllung der Pflicht. Welcher ist der würdigste Fürst? welcher der achtungswertheste Kaufmann? der schätzbarste Gelehrte? der beste Soldat und Handwerksmann und Hirte? das liebenswürdigste Kind? das beste Gesinde? Auf alle diese Fragen paßt nur eine Antwort — diejenigen, die am treuesten ihre Pflichten erfüllen.

Wenn wir nun einsehen, daß andere Menschen blos durch Erfüllung der Pflicht ihren Werth erhalten: so müssen wir überzeugt werden, daß sie allein das ist, was auch uns Werth gibt.

Was ist denn aber Pflicht? wird man fragen. Statt zu antworten, will ich es lieber durch einige Fragen und deren Beantwortung erläutern.

Fr. Wenn ein Vater Kinder hat, was ist seine Pflicht?

A. Für ihren Unterhalt und ihre Erziehung zu sorgen.

Fr. Wenn sie krank werden, was ist seine Pflicht?

A. Dafür zu sorgen, daß sie wieder gesund werden.

Fr. Wenn er ihre Erziehung nicht selbst besorgen kann, was ist seine Pflicht?

A. Sie durch Andere erziehen zu lassen.

Fr. Durch wen?

A. Durch diejenige Person, welcher er die mehreste Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit zutraut.

Fr. Wenn Jemand Gesinde in seinen Dienst nimmt, was ist seine Pflicht?

A. Ihm seinen Lohn ordentlich auszuzahlen.

Fr. Wenn es aber unwissend ist?

A. Es zu belehren.

Fr. Und wenn es Fehler an sich hat?

A. Es zu bessern.

Fr. Und wenn es in seinem Dienste krank wird?

A. Es verpflegen und heilen zu lassen.

Fr. Wenn das Gesinde in seinem Dienste alt und schwächlich wird, was ist seine Pflicht?

A. Es zu ernähren.

Fr. Wenn es in seinem Dienste stirbt und unerzogene Kinder hinterläßt, was ist seine Pflicht?

A. Für ihre Erziehung zu sorgen.

Fr. Wenn aber der Vater oder die Mutter hierzu kein Geld hinterlassen haben, was ist seine Pflicht?

A. Das Geld dazu herzugeben.

Fr. Wenn aber seine Vermögensumstände es nicht erlaubten, was ist seine Pflicht?

A. Auf Mittel zu denken, wie er es aufbringe.

Fr. Wenn ein Mann, dessen Einkommen kaum hin-

reicht, sich und den Seinigen die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, eingeladen wird, in einen Cirkel zu treten, wo wöchentlich einmal geschmaust und jährlich zweimal ein Ball gehalten wird, was ist seine Pflicht?

A. Die Einladung nicht anzunehmen.

Fr. Wenn Jemand geborgt hat, was ist seine Pflicht?

A. Zu bezahlen.

Fr. Wenn Jemand etwas versprochen hat, was ist seine Pflicht?

A. Sein Wort zu halten.

Die Antworten sind alle bestimmt und richtig. Ich könnte noch einige Bogen voll von dergleichen Fragen niederschreiben, und ich traue einem jeden meiner Leser zu, daß er sie ziemlich bestimmt und richtig beantworten werde.

Wenn ich aber die Fragen umändern und den Leser fragen wollte, was seine Pflicht sey: so würden die Antworten zum Theil ganz anders ausfallen. Wollte ich z. B. zu manchem sagen: dein Bedienter ist in deinem Dienste alt geworden, was ist deine Pflicht? So würde er vielleicht die Achseln zucken und sagen: ich kann nun weiter nichts für ihn thun, ich überlasse die Sorge für ihn dem Staate. Wollte ich manchen von Nahrungssorgen gedrückten Hausvater fragen: du bist in einen Cirkel von Freunden eingeladen, wo wöchentlich einmal geschmaust und zweimal des Jahres Ball gehalten wird, was ist deine Pflicht? so würde er vielleicht sagen: meine Pflicht? der Wohlstand erfordert ja doch, daß ich diese Einladung annehmen muß.

Die Pflichten Anderer kennen wir also sehr gut, nur unsere eigenen wollen uns immer nicht recht einleuchten.

Das kürzeste Mittel, zu erfahren, was in jedem Falle für uns Pflicht sei, scheint also dieses zu sein, daß wir uns fragen: was würdest du von einem Andern verlangen, daß er thun sollte, wenn er sich in deiner Lage befände?

So lange aber freilich Abneigung gegen die Erfüllung der Pflicht da ist, so lange man sie als eine schwere Last betrachtet: wird man noch immer durch unbestimmte Antworten und allerlei Ausflüchte sich der Last zu entziehen suchen. Bald wird man sein Unvermögen und die Menge seiner Geschäfte, bald die Unwürdigkeit der Person, welcher man eine Pflicht schuldig ist, vorschützen, um sich zu bereden, daß man nicht gehalten sei, das zu thun, wozu ein Anderer, im ähnlichen Falle, verbunden wäre.

Da ich wünsche, daß jeder Leser sogleich in den Himmel auf Erden versetzt werden, und in demselben mit dem Fortgange der Zeit von einer Stufe zur andern gelangen möge: so wäre eine Belehrung über die Pflichten des Menschen hier wohl am unrechten Orte; sie würde zu weitläuftig ausfallen, und da nicht sowohl die Kenntniß der Pflicht, als vielmehr deren Erfüllung den Himmel auf Erden ausmacht: so würde der Leser in der Erstrebung desselben nur unnöthig aufgehalten, und mancher, der Pflicht und Last für einerlei hält, würde wohl gar dadurch gänzlich zurückgeschreckt werden.

Ich rathe vielmehr Allen, die den Himmel auf Erden finden wollen, daß sie sogleich anfangen, die ihnen zunächst liegenden Pflichten zu erfüllen. Ein jeder hat doch gewiß einige Pflichten, zu deren Erfüllung er sich für verbunden hält. Mit diesen mache er den Anfang, und erfülle sie nicht halb, sondern ganz, mit möglichster Treue und Pünktlichkeit. Wenn er es dann fühlt, daß er dadurch

immer mehr Würde und Kraft bekomme, daß nichts in der Welt solche Ruhe und Seligkeit verschaffe, als — die Erfüllung der Pflicht: so wird die Lust, seinen Pflichtenkreis zu erweitern, sich schon von selbst einfinden.

Die Meinung, als wenn die Pflichten eine Bürde wären, kommt vorzüglich daher, daß man sie entweder gar nicht, oder nur halb erfüllt. Die Erinnerung an Pflichten, die nicht erfüllt sind, ist freilich lästig; die Erfüllung derselben aber ist angenehm; und das Bewußtsein, sie erfüllt zu haben, ist das höchste Gut, das wir auf der Erde finden können. Du glaubst es nicht? — Erfülle deine Pflicht, dann entscheide!

Aber freilich muß dann auch die Pflicht ganz erfüllt werden. Die Erfüllung derselben muß schlechterdings der Hauptzweck aller unserer Bemühungen sein; alle Begierden, alle Wünsche müssen der Pflicht untergeordnet bleiben. Jede Begierde muß erstickt, jeder Wunsch unterdrückt, jeder Umgang abgebrochen, jedes Geschäft aufgegeben werden, wenn sie uns von der Erfüllung der Pflicht abhalten. Es muß mit uns so weit kommen, daß Alles, was wir denken, reden und thun, sich auf Erfüllung der Pflicht beziehe.

Welche überspannte Moral! wird man sagen. — Welche Moral ist denn überspannt? ich glaube diejenige, die Forderungen an uns thut, die unsere Kräfte übersteigen. Dies ist aber bei dieser Forderung gewiß nicht der Fall. Ich glaube vielmehr, daß die Erfüllung der Pflicht durch nichts mehr erleichtert werde, als dadurch, daß man sie zu seinem Hauptzwecke macht. Das kürzeste und leichteste Mittel, nach einer gewissen Stadt zu kommen, ist wohl

dieses, daß ich immer auf dem geraden Wege fortreise, der dahin führt. Will ich eine Meile vorwärts, dann ein paar Meilen rückwärts reisen: so muß ich diese zwei Meilen wieder vorwärts gehen, bin ermüdet, und doch nicht so weit gekommen, als wenn ich immer vorwärts gegangen wäre.

Ganz ähnlich wird es einem gehn, wenn man die Erfüllung der Pflicht nicht zum Hauptzweck seiner Thätigkeit macht; wenn man noch Nebenzwecke hat, die einen von derselben abziehen; wenn man z. E. jetzt gegen einen Menschen seine Pflicht erfüllt, dann aber wieder durch seine Leidenschaft sich verleiten läßt, sie gegen zehn andere zu verletzen.

Da klagt man immer über die sauern Kämpfe, die man mit seiner Sinnlichkeit hätte, und die die Erfüllung der Pflicht so sehr erschwerten. Würden sie nicht seltener und weniger anstrengend sein, wenn man die Erfüllung der Pflicht zu seinem Hauptzwecke machte? Denn wenn man einen Tag die Sinnlichkeit bricht, dann wieder mehrere Tage ihre Forderungen befriedigt: so bekommt sie immer neue Stärke, und die Vernunft, die sie regieren sollte, wird kraftloser. Man erschwert sich selbst die süße Erfüllung der Pflichten.

Bruno kennt seine Pflichten, und ist geneigt, sie zu erfüllen. Aber wie sauer wird ihm die Erfüllung! Jeder Gang, den er in dieser Absicht unternehmen muß, jede Aufforderung zur Pflicht, deren Beachtung ihn im Genusse seiner Mahlzeit stört, jede Stunde, die er um der Pflicht willen von seinem Schlafe abbrechen muß, preßt ihm Seufzer aus. Felix erfüllt alle diese und noch weit mehr Pflichten mit der größten Leichtigkeit und Freudigkeit. Worin

liegt denn der Grund von dieser Verschiedenheit? Felixens Hauptzweck ist Erfüllung der Pflicht, und seine Sinnlichkeit ist schon gewöhnt, sich danach zu fügen. Bruno hingegen lebt, um seines Leibes pflegen zu können, betrachtet also die Erfüllung seiner Pflichten nur als Nebensache, und muß daher, so oft er sie erfüllen will, gegen seine Sinnlichkeit einen harten Kampf bestehen.

Ehrlich ist wegen der Treue, mit welcher er seinen Pflichten nachkommt, bekannt. Was er verspricht, darauf kann man sich verlassen; an der Waare, die er verkauft, nimmt er nie mehr Gewinn, als den, den er einmal mit Beistimmung seines Gewissens festgesetzt hat. Nie beredet er Jemanden, ihm seine Waaren abzukaufen; und wenn ein Artikel einen Fehler hat, so zeigt er ihn dem Käufer aufrichtig an. Kauft er ein: so benutzt er nie die Unwissenheit oder die Dürftigkeit des Verkäufers zu seinem Vortheile, sondern gibt sogleich, was er geben kann, wenn er dabei etwas gewinnen will. Findet er Jemand, der seiner Unterstützung bedarf: so thut er sogleich für ihn, was er nach seinem Vermögen thun kann. Und dieß geschieht alles mit der Leichtigkeit und Heiterkeit, mit welcher sein Nachbar eine Schuld einstreicht, die er für verloren hielt.

Ein Anderer hat zu seinem Hauptzwecke die Erwerbung eines ansehnlichen Vermögens gemacht. Die Begierde, seinen Zweck zu erreichen, ist bei ihm Leidenschaft geworden. Alles, was er thut, hat auf den Hauptzweck Beziehung. Er hält Wort, um Kredit zu behalten; nimmt keinen übermäßigen Gewinn von seinen Waaren, um desto mehr Käufer herbeizulocken; und bezahlt pünktlich diejenigen, die ihm verkaufen, damit sie die Produkte ihres Fleißes immer zu ihm bringen mögen.

Wenn aber nun Pflichten zu erfüllen sind, die mit seinem Hauptzwecke im Widerspruche stehen, wie sauer wird es ihm da! Welche Ueberwindung kostet es ihm, wenn er von einem Reisenden, der wahrscheinlich doch nicht wieder kommt, nicht so viel Gewinn als möglich ziehen, wenn er die Fehler seiner Waare anzeigen, wenn er einer verarmten Familie etwas von ihrer Schuld nachlassen soll! und wie viel Mal besieht er den Dukaten, den er, Wohlstands wegen, zu einer Kollekte geben muß, die für eine abgebrannte Gemeinde eingesammelt wird! Mehrentheils erliegt sein Gewissen unter den Kämpfen gegen die Gewinnsucht; und wenn er bisweilen siegt, so geschieht es nur mit großer Anstrengung.

Amalie und Eleonore werden durch die Pflicht, die sie ihren Kindern schuldig sind, beide genöthigt, bei ihnen zu bleiben, und die Maskerade zu versäumen, die diesen Abend gegeben wird. Amalie befindet sich dabei ungemein wohl; das Bewußtsein, daß sie thue, was die Pflicht befiehlt, verschafft ihr mehr Seligkeit, als irgend eine der maskirten Personen genießen wird.

Eleonoren hingegen hat dieser Entschluß große Ueberwindung gekostet; und nun hat sie üble Laune, und bekommt allemal einen Stich in's Herz, so oft sie einen Wagen unter ihren Fenstern vorbeirasseln hört.

Woher kommt es denn, daß die Erfüllung der Pflicht jener so leicht, und dieser so schwer wird? Daher, weil jene nichts zu bekämpfen hat, indem Erfüllung der Pflicht ihr Hauptzweck ist, welchem alle übrigen Wünsche untergeordnet sind; diese hingegen zu ihrem Hauptzwecke das sinnliche Vergnügen macht, und also die Pflicht lästig fin-

det, wenn sie bei Erfüllung derselben dem Hauptzwecke entgegen handeln muß.

Wären wir von Jugend auf dazu gewöhnt worden, die Erfüllung unserer Pflichten zu unserem Hauptgeschäft zu machen: so würde uns dieselbe ungemein leicht fallen. Allein daran hat es gemeiniglich gefehlt. Unsere Neigung und unsere Thätigkeit, statt daß sie gleich anfänglich auf die Erfüllung der Pflichten hätten gerichtet werden sollen, wurden auf ganz andere Gegenstände gelenkt. Suchte man uns ja zur Erfüllung der Pflicht zu ermuntern, so stellte man sie uns als das Mittel vor, unsern äußerlichen Zustand zu verbessern. Da nun der Zweck immer wichtiger als das Mittel ist, und es zu einem Zwecke mehrere Mittel geben kann: so wurde die Verbesserung des äußerlichen Zustands das Hauptwerk, und die Erfüllung der Pflichten das Nebenwerk. Daher vorzüglich ist denn die allgemeine Klage entstanden, daß in unserm Fleische nichts Gutes wohne, daß wir zwar das Wollen, aber nicht das Vollbringen in uns finden. Ehe noch die Neigung, unsere Pflichten zu erfüllen, erweckt wurde, befriedigten wir ganz andere Neigungen, die jener entgegenstanden; und diese bekamen, durch die öftere Befriedigung, eine solche Stärke, daß sie zu Leidenschaften anwuchsen, mit denen wir nun allemal zu kämpfen haben, wenn wir unsere Schuldigkeit thun wollen.

Welch' harten Kampf kostet es dem Manne, dessen Hang zum Spiele in Spielsucht ausartete, wenn die gewöhnliche Spielstunde schlägt, und er ihrem Winke nicht folgen, sondern dahin gehen soll, wohin ihn die Pflicht ruft. Hätten wir dergleichen Neigungen nicht zu Leidenschaften

werden lassen: so würden diese Kämpfe großentheils wegfallen.

Indeß ist für uns noch nicht alle Hoffnung verloren, das zu werden, was wir werden sollen: wenn wir es nur ernstlich wollen. Es wird uns zwar jetzt mehr Anstrengung kosten, aber es ist doch nicht unmöglich, daß wir das Ziel noch erreichen.

Gesetzt, du hättest eine Reise angetreten, um einen Gesundbrunnen zu besuchen; glaubtest den für deinen Gesundheitszustand passenden in Süden zu finden, erführest aber, nachdem du einige Tage gereist wärest, daß du dich geirrt habest, und den für die Wiederherstellung deiner Gesundheit passenden gegen Norden suchen müssest, so wäre freilich deine bisherige Reise nicht nur vergeblich, sondern auch für die Erreichung deines Zweckes nachtheilig gewesen. Du mußt nun, um noch zu deinem Zwecke zu kommen, wieder rückwärts reisen, und bist, wenn du einige Tage auf die Rückreise verwendet hast, nicht weiter, als damals, als du die Reise antratest. Allein es ist doch noch möglich, daß du mit dreifachen Kosten und mit dreifacher Anstrengung zu deinem Ziele kommen kannst.

Ich bin nicht gesonnen, hier weitläuftige Regeln zu geben, durch deren Befolgung man es dahin bringen kann, daß die Erfüllung der Pflicht uns Hauptzweck werde. Es ist süßer und nützlicher, wenn man sich diese Regeln selbst vorschreibt. Gleichwohl kann ich nicht umhin, einige Vortheile anzugeben, die dieses Geschäft erleichtern.

Wir haben fast täglich Stunden, oder wenigstens Viertelstunden, die nicht mit bestimmten Geschäften besetzt, in denen wir einsam sind, in denen wir unsere Gedanken frei umherschweifen, und sich mit allerlei Planen für die Zu-

kunft beschäftigen lassen. In diesen Stunden und Viertelstunden muß man vorzüglich auf sich aufmerksam sein. Die Gedanken fallen dann immer auf den Gegenstand, der uns der wichtigste ist, malen ihn mit den reizendsten Farben aus und entzünden so Begierden. Wenn nun diese, wie das fast immer der Fall ist, mit der Pflicht streiten, was thut man? man träumt von Süßigkeiten, die mit Vernachlässigung der Pflicht verbunden sein sollen, nährt so die Begierde zur Vernachlässigung, und — schwächt die Neigung zur Erfüllung. Willst du also wirklich künftig deinen Pflichten treu sein: so mußt du damit anfangen, daß du dich von dieser übeln Gewohnheit loszumachen, und dich zu gewöhnen suchst, in den Zeitpunkten, wo du dir selbst überlassen bist, über deine Pflichten und die Mittel, sie zu erfüllen, nachzudenken.

Anfänglich ist's schwer, in der Folge wird's leicht, am Ende führt es zum Himmel auf Erden.

Ich denke mir jetzt eine Mutter, deren Hauptzweck Putz ist, die folglich bei dem Erwachen zuerst an ihren Putz denkt, auf ihren Spatziergängen und in der Einsamkeit des Zimmers sich mit der Ueberlegung beschäftigt, wie sie ihren Putz anordnen und die Mittel dazu aufbringen will. Wenn diese zu der Ueberzeugung kommt, daß diese Beschäftigung Vernachlässigung der Pflicht sei, so ist sie von dem Augenblicke an verbunden, ihre freien Stunden dazu anzuwenden, daß sie über die Pflichten nachdenkt, die sie ihrem Manne und ihren Kindern schuldig ist. Dieß wird freilich im Anfange Anstrengung kosten, bei fortgesetzter Uebung aber immer leichter, und am Ende wahres Vergnügen für sie sein: weil es unmittelbar zur Erfüllung der Pflichten führt, und dieselbe immer mehr erleichtert.

Ferner gewinnt man viel, wenn man sich von so manchen Vorurtheilen loszumachen sucht, die die Erfüllung der Pflicht erschweren.

Dahin gehört zuvörderst dieses, daß man sich die Pflicht immer als etwas Lästiges und Beschwerliches denkt. Leider sind wir so verwöhnt, daß, wenn wir den Umfang unserer Pflichten überdenken, wir eben die unangenehmen Empfindungen haben, wie ein Leibeigener, wenn er an die von ihm zu leistenden Frohndienste denkt. Mancher wird aber auch aus Erfahrung wissen, daß diese unangenehme Empfindung verschwindet, sobald man Entschlossenheit genug hat, zur Erfüllung seiner Pflichten zu schreiten. Das Bewußtsein, daß man seine Schuldigkeit thue, heitert auf und versüßt alle Anstrengung und Mühe, die damit verknüpft ist. Und — wenn die Pflicht erfüllt ist, so ist die Zurückerinnerung an das Vollbrachte in eben dem Grade süß, in welchem die Erfüllung mühsam war.

Ein Mann, der es fühlt, daß die Pflicht ihm gebiete, seinen Gegner, den er beleidigte, um Verzeihung zu bitten, wird freilich immer mit Mißbehagen an die ihm noch bevorstehende Uebung dieser Pflicht denken. Sobald er aber den Weg zum Gegner antritt, wird ihm das Herz leichter; und — wenn er um Verzeihung gebeten, wenn er dadurch die Ueberzeugung erlangt hat, gethan zu haben, was er konnte, um Feindschaft zu verhüten, so befindet er sich ungemein wohl.

Wenn wir also die Sache genauer untersuchen, so finden wir fast allemal, daß eigentlich nur das Denken an u n e r f ü l l t e Pflichten uns mißvergnügt mache. Und welches Mittel kann dieß Mißvergnügen wegschaffen? nur eins: die E r f ü l l u n g.

Ferner pflegen wir uns immer die Befriedigung der Begierden, die bei uns vorzüglich stark sind, als süß, die Brechung als schmerzhaft zu denken. Auch dieß ist Vorurtheil. Wahr bleibt es, daß der Augenblick der Befriedigung süßer ist, als der, in dem man die Begierde bricht. Welcher vernünftige Mensch wird denn aber wohl den Werth seiner Handlungen nach den ersten Empfindungen, die sie hervorbringen, beurtheilen? Dieß ist kindisch. Das Bewußtsein, eine Begierde gebrochen zu haben, und das damit verbundene Gefühl der Kraft schafft gewiß mehr Freude, als das Bewußtsein, sie befriedigt zu haben.

Dieß gilt schon von der Brechung unschuldiger Begierden. Was ist unschuldiger, als die Begierde, zur bestimmten Zeit seine Mahlzeit zu genießen? Die Befriedigung derselben ist angenehm. Wenn man aber bisweilen, um die Herrschaft über seine Begierden zu behaupten, den Entschluß faßt, sich eine Mahlzeit zu versagen, und diesen Entschluß ausführt, so entspringt daraus gewiß ein weit reineres und dauerhafteres Vergnügen, als der Genuß der schmackhaftesten Mahlzeit gewähren kann. Man versuche es und urtheile! — Wenn nun, schon bei freiwilliger Brechung unschuldiger Begierden, das Gefühl der Kraft Vergnügen verschaffen kann: wie weit größer noch muß das Vergnügen sein, wenn es durch das Bewußtsein, seine Pflicht mit Brechung einer ihr im Wege stehenden Begierde erfüllt zu haben, erhöht wird. Der Fall tritt z. B. bisweilen ein, daß die Pflicht gebietet, die an sich unschuldige Begierde, seine Mahlzeit zur bestimmten Zeit zu genießen, zu brechen. Wenn das Leben eines Menschen zu retten ist, wenn ein Berufsgeschäft eintritt, das in der Zeit, die man gewöhnlich auf den Genuß der Mahlzeit

verwendet, besorgt werden muß, und späterhin nicht mehr besorgt werden kann; wenn durch Fasten meine Gesundheit wieder hergestellt werden soll — ist dann der Genuß der Mahlzeit nicht Vernachlässigung der Pflicht? Kann wohl ein Mensch, der über seine Pflicht nachgedacht hat, an solch' einem mit Pflichtvergessenheit verbundenen Genusse Vergnügen finden? Muß die Versagung des Genusses nicht angenehmer für ihn sein? — Und wenn die Stunde des Genusses oder der Versagung verflossen ist, wie steht es mit der Zurückerinnerung? Gewährt es mehr Vergnügen, sich zu erinnern, daß man durch Befriedigung einer Begierde seine Pflicht vernachlässigt, oder sich zu erinnern, daß man durch Brechung derselben sie erfüllt habe? Es frage doch ein jeder sein eigenes Gefühl, und urtheile dann!

Wie es nun mit dieser Begierde ist, so ist es mit allen. Der Zeitpunkt der Befriedigung ist süß, der Zeitpunkt der Brechung bitter. Wenn aber die Pflicht Brechung der Begierde befiehlt: so wird die Süßigkeit der Befriedigung verbittert, und die Bitterkeit der Brechung versüßt. Die Brechung der Begierde verliert nämlich ihr Unangenehmes durch das Bewußtsein, daß man der Stimme der Pflicht gehorche; — und die Zurückerinnerung an dieselbe, wie erquickend ist sie! Je stärker der Feind war, den man besiegte, und je stärker die Begierde, die man brach, desto süßer ist das Andenken an den Sieg.

Wenn endlich die Erfüllung unserer Pflicht der Hauptzweck unsers Denkens und Handelns sein soll, so dürfen wir sie nie zum Mittel gebrauchen, um andere Zwecke damit zu erreichen. Denn sonst werden jene Zwecke Hauptzwecke; die Erfüllung der Pflicht wird dem Hauptzwecke

untergeordnet, und ist folglich nicht mehr Hauptzweck. Wir müssen uns vielmehr dazu gewöhnen, daß wir unsere Pflicht thun, um — sie gethan zu haben; uns gewöhnen, daß wir, ohne besondere Veranlassung, gar nicht von der Erfüllung unserer Pflichten sprechen — die linke Hand nicht wissen lassen, was die rechte thut; eben so willig den bewirthen, der uns nicht wieder bewirthen kann, als den, von dem man erwarten darf, daß er unsere Bewirthung vergelten werde; die von der Pflicht angewiesene Arbeit, die nicht bezahlt wird, eben so gewissenhaft verrichten, als eine andere, bei welcher man auf Bezahlung rechnen darf.

Durch solche Uebungen kommt man nach und nach dahin, daß man seinen Himmel nicht in äußerlicher, immer unsicherer Belohnung, sondern in dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, sucht und — immer findet.

Aber — wird man einwenden, müssen wir nicht Nahrung und Kleidung für uns und die Unsrigen haben? gibt's wohl ein sichereres Mittel, dieß zu erlangen, als Erfüllung der Pflicht? wie kann man also fordern, daß diese nicht ein Mittel zu andern Zwecken werde?

Dieser Einwurf ist dem Anscheine nach wahr, aber dennoch ungegründet. Die Erwerbung des Unterhalts ist ja selbst Pflicht, eine unserer ersten Pflichten. Wenn man also seine Pflicht thut, in seinen Berufsgeschäften treu ist, um damit seinen Unterhalt zu gewinnen: so erfüllt man Pflichten, um einer andern Genüge zu thun. — Nur muß man redlich gegen sich selbst sein, nicht zum Unterhalte auch Leckereien, Putz, Pracht, viele Bedienung und dergleichen Dinge rechnen, welche die herrschende Mode zu Bedürfnissen macht. Ferner darf man die Erwerbung des

Unterhaltes nicht zur einzigen oder höchsten Pflicht machen, sondern muß bedenken, daß sie nur eine von den mannigfaltigen Pflichten sei, die uns obliegen.

Derjenige, dem es ernstlich darum zu thun ist, seine Pflicht zu erfüllen, wird mich verstehen; ein Anderer, der Ausflüchte sucht, um sich die Erfüllung derselben zu entziehen, wird alles unbegreiflich finden.

Doch will ich zu Erläuterung ein paar Beispiele anführen. Sie sollen einmal aus dem Gelehrten-Stande gewählt sein.

Emil und Armin sind beide Professoren auf einer Universität. Beide haben die Pflicht, für ihren und ihrer Familie Unterhalt zu sorgen. Beide suchen diese Pflicht durch Unterweisung der akademischen Jugend zu erfüllen.

Also scheint bei Beiden die Erfüllung der einen Pflicht das Mittel zu sein, einer andern Genüge zu leisten.

Aber welcher Unterschied ist in ihrer Handlungsweise bemerkbar!

Emil lebt sehr einfach. Einige reinliche, mit den nothwendigsten Geräthen und Büchern versehene Zimmer, einfache Mahlzeiten und Kleidung, und der Genuß des Lebens im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, machen seine Bedürfnisse aus. Diese zu befriedigen, reicht das Einkommen hin, das ihm die Unterweisung der Jugend verschafft. Ja er behält auch immer noch einen kleinen Ueberschuß, mit welchem er hier und da, im Stillen, die Leiden der Dürftigen mildern kann. Seine Berufsgeschäfte verrichtet er mit möglichster Treue. Er gibt nur drei Stunden täglich Unterricht; weil er glaubt, daß, wenn er täglich mehr als drei Vorlesungen halten wollte, er entweder seine Kräfte zum Nachtheil seiner Gesundheit überspannen müßte,

oder nicht den nöthigen Fleiß darauf würde verwenden können. Die Zahl seiner Zuhörer zu vermehren, kennt er kein anderes Mittel als — Amtstreue. Hat er am Ende des Tages den Pflichten seines Amtes ein Genüge geleistet: so lebt er für seine Familie und seine Freunde.

Nicht so Armin. Dieser hat unzählige Bedürfnisse. Viele und prächtig verzierte Zimmer; eine ansehnliche Bibliothek; Putz für sich, sein Weib und seine Kinder; eine reichlich besetzte Tafel; Theilnahme an allen Lustbarkeiten; bisweilen eine Reise in das Ausland; dieß alles erfordert, seiner Meinung nach, der Wohlstand, dieß ist für einen Mann von seinem Stande, wie er glaubt, Bedürfniß. Um die dazu nöthigen Kosten aufzubringen, reichen freilich drei Stunden täglichen Unterrichts nicht hin. Er unterrichtet also täglich sechs Stunden. Da dieser Unterricht Vorbereitung erfordert: so ist er genöthigt, diejenigen Stunden, die Emil im häuslichen Zirkel verlebt, ja einen Theil der Nacht darauf zu verwenden. Und doch vermißt man in seinem Vortrage diejenige Gründlichkeit, die bei Emils Vortrage unverkennbar ist. Die Zahl seiner Zuhörer zu vergrößern, läßt er sich sehr angelegen sein. Und die Mittel, die er dazu anwendet? — sind so beschaffen, daß ein rechtschaffener Mann sich schämen würde, davon Gebrauch zu machen. Unter andern pflegt er, zu Anfang eines jeden halben Jahrs, die ersten Stunden seiner Vorlesungen dazu anzuwenden, daß er seine Verdienste rühmt, und seine Kollegen zu verkleinern und lächerlich zu machen sucht. Bei alle dem übersteigt jährlich seine Ausgabe die Einnahme um ein Beträchtliches; er geräth immer tiefer in Schulden, und — wird am Ende seine Gläubiger nicht bezahlen können.

Man vergleiche nun das Betragen beider und — urtheile! Emil erfüllt die Pflicht, sich und seine Familie zu erhalten, durch Ausübung der Pflichten gegen seine Zuhörer, ohne dabei andere Pflichten zu vernachlässigen. Auch die Pflicht für die Erhaltung seiner Gesundheit, für die Bildung seiner Familie, für Unterstützung der Leidenden zu sorgen, auch die Pflichten, die er seinen Kollegen, den Handwerksleuten, die für ihn arbeiten, den Kaufleuten, die ihm ihre Waare liefern, schuldig ist, sucht er zu erfüllen. Er ist ein Mann, der ganz für seine Pflichten lebt.

Wenn Armin glaubt, daß er eben dieß thue: so täuscht er sich. Er sorgt nicht sowohl für den Unterhalt seiner Familie, als vielmehr für die Befriedigung seiner Eitelkeit. Diese Befriedigung ist sein Hauptzweck, und die Pflicht ist ihm Nebensache; er erfüllt sie nur insofern, als dieß zur Erreichung des Hauptzweckes dient. Er läßt sich daher täglich Vernachlässigung der Pflicht zu Schulden kommen. Er vernachlässigt die Pflicht der Versorgung seiner Familie: denn weil er bei weitem den größern Theil seiner Einnahme auf die Befriedigung seiner Eitelkeit verwendet, so wird, wann die Gläubiger erwachen, seine Familie darben müssen. Er vernachlässigt schlechterdings alle andern Pflichten; sorgt nicht für die Erhaltung seiner Gesundheit, nicht für die Bildung seiner Familie, nicht für gründliche Unterweisung seiner Zuhörer, nicht für die Erfüllung der Pflichten, die er seinen Kollegen und den Personen schuldig ist, die für ihn arbeiten, und ihn und sein Haus mit den nöthigen Bedürfnissen versorgen.

Hier ist also ein Beispiel von zwei Personen, die beide in der Meinung stehen, daß die Erfüllung der Pflicht bei ihnen ein Mittel sei, sich und ihre Familie zu erhalten.

Man denke sich nun die Stimmung der Seele, in welcher beide sich befinden müssen, wenn sie in der Einsamkeit über ihr Verhalten nachdenken. Wird Emil sich nicht im Himmel zu befinden glauben? und Armin — wer wünscht sich wohl an dessen Stelle zu sein? Ist das Gefühl vernachlässigter Pflichten nicht eine wahre Hölle? Gleichwohl leben beide in einer Welt, auf einer Universität, sind beide Professoren, beide gelehrte Männer.

Es ist leicht einzusehen, daß die Erfüllung der Pflicht uns beinahe alles gebe, was wir jenseit des Grabes zu finden hoffen. Seligkeit — das ist's, wonach wir ur. so sehr sehnen. Und was ist denn Seligkeit? Doch wohl nichts anderes, als ein Zustand der Seele, bei welchem wir mit uns und mit den Dingen, die uns umgeben, zufrieden sind. Versetzt uns denn nicht die Erfüllung unserer Pflichten in diesen Zustand?

Man vergesse jetzt, daß man bisher sich noch häufig Vernachlässigung der Pflicht habe zu Schulden kommen lassen; sehe über alle die Schwierigkeiten hinweg, die mit ihrer Erfüllung verknüpft sind; man denke sich auf die hohe Stufe, auf welcher der steht, dessen Hauptzweck Erfüllung der Pflicht ist: und man wird leicht begreifen, daß man dann fast alles habe, was man zur himmlischen Seligkeit zu rechnen pflegt.

Bis jetzt mangelte sie uns, wegen der beständigen Unruhe, die in uns herrschte. Wir hatten Einsichten, die uns zu gewissen Entschließungen aufforderten, Begierden, die das Gegentheil verlangten, Freunde, die uns zu etwas anderem riethen; wir waren unter Menschen, die wieder anders urtheilten, und deren Urtheil uns wichtig war; und lebten unter Umständen, die uns zu noch einer andern

Entschließung führten. Da war nichts, als Widerspruch. Folgten wir unsern Einsichten, so kostete es Anstrengung und Kämpfe; handelten wir denselben entgegen, so entstand Reue. Daher ließen wir uns bald so, bald anders, bald durch unsere Einsichten, bald durch die Begierden, bald durch Dinge außer uns bestimmen.

So verstrich unser bisheriges Leben unter Kampf und Reue; und wir haben die Beruhigung nicht, daß wir mit Zufriedenheit auf den zurückgelegten Lebensweg zurücksehen könnten.

Dieß alles fällt weg, wenn wir es so weit bringen, daß Erfüllung der Pflicht unser Hauptzweck ist, für den wir leben, denken und handeln. Dann haben wir nur eine herrschende Begierde, nur eine Leidenschaft, welcher alle übrigen untergeordnet sein müssen; nur ein Prinzip, das unsere Art zu denken und zu handeln bestimmt — das Verlangen, die Pflicht zu erfüllen. So entsteht in uns die schönste Harmonie, die immer weniger gestört wird, je mehr das Verlangen seine Herrschaft behauptet.

Sophron bezog die Universität, mit ziemlich guten Grundsätzen von seinem Vater und von seinen Lehrern ausgestattet. Er erstaunte aber nicht wenig, als er das erste Mal in die Gesellschaft seiner Landsleute trat, sie alle diese Grundsätze verspotten hörte, und sie denselben entgegen handeln sah. Zu scheu, ihnen zu widersprechen, suchte er sich in ihren Ton zu stimmen, und folgte verschiedene Male ihren Einladungen an gewisse Orte, die der Verletzung der Pflicht geweiht sind. Seine Sinnlichkeit erwachte dabei mit ungewohnter Stärke, und stimmte sich nach der Leitung, die ihr gegeben wurde. Die Erfüllung

der Pflicht wurde ihm von jetzt an äußerst schwer, und die Verletzung derselben war für ihn schmerzhaft. Oft durchwachte er qualvolle Nächte, in welchen er von den Vorwürfen gepeinigt wurde, die er sich selbst, wegen der Untreue gegen seine Grundsätze, machte. Die darauf folgenden Tage waren nicht weniger traurig. Er verließ sein Lager mit dem festen Vorsatze, seinen Grundsätzen treu zu bleiben. Aber nun begann ein heftiger Kampf, den ihm seine zur Insubordination gewöhnten Begierden, und die Einladungen, Spöttereien und Neckereien seiner Freunde verursachten. Selten siegte er, mehrentheils wurde er mit fortgerissen zum Wandeln auf einem Wege, von welchem er wußte, daß er zum Verderben führe — fortgerissen von den Lehrsälen, wo er sich die, zu seiner Bestimmung nöthigen, Kenntnisse erwerben sollte, nach den Orten, die der Befriedigung der Sinnlichkeit geweihet sind. So durchlebte er einige unselige Monate. Endlich wird er aufgefordert, einem seiner Bekannten, wegen einer zugefügten Beleidigung, durch ein Duell Genugthuung zu geben. Er durchwacht eine schreckliche Nacht, in welcher er die Abscheulichkeit des Duells, und die Verwerflichkeit seiner bisherigen Denkungs- und Handlungsart lebhafter als jemals fühlt, und am Ende zu der festen Ueberzeugung kommt, daß alle seine bisherigen Leiden von Verletzung der Pflicht herrührten, und es für ihn schlechterdings keinen andern Weg gebe, Ruhe für seine Seele zu finden, als unverbrüchlich treue Erfüllung seiner Pflichten.

Durch diese Ueberzeugung gestärkt, thut er mit Tages Anbruch einen Schritt, der ihm viele Anstrengung kostet. Er erfüllt die Pflicht, die er dem schuldig ist, der sich von ihm für beleidigt hält, ohne darauf Rücksicht zu nehmen,

was die Welt, in welcher er lebt, dazu sagen werde. Unbewaffnet sucht er seinen Gegner auf, und redet ihn, bei dem Eintritt in sein Zimmer, männlich folgendermaßen an: Freund! du hältst dich für beleidigt von mir, und verlangst Genugthuung. Ich komme in der Absicht, sie dir zu geben. Was für Genugthuung kann dir aber ein Duell gewähren? Wenn wir uns darauf einlassen, so gerathe ich in die schrecklichste Gefahr, einen Mann, der viel Gutes stiften kann, für die Welt unbrauchbar zu machen; und du geräthst in die Gefahr, mir, der ich auch noch Gutes zu stiften gedenke, ein Gleiches zu thun. Ich will dir eine wahre Genugthuung geben, ich — will dich um Verzeihung bitten. Hier ist meine Hand! oder macht es dir mehr Freude, sie zu lähmen?

Unentschlossen hört der Gegner diesen unerwarteten Antrag an. Sophron fährt aber fort, so nachdrücklich zu sprechen, daß sein Gegner endlich überzeugt wird, und, statt die Bitte um Verzeihung abzuwarten, ihm um den Hals fällt und ihm dankt, daß er diesen Schritt gethan habe.

Von dieser Zeit an geht sein ganzes Bestreben dahin, jeden Augenblick zu thun, was die Pflicht verlangt, ohne sich an die Schwierigkeiten zu kehren, die ihm von Innen und Außen entgegentreten; und er fühlt, daß er nun den Himmel gefunden habe. Freilich kann er von keinem seiner Lebenstage rühmen, daß er an demselben seinen Pflichten vollkommen ein Genüge geleistet habe; allein die Vernachlässigung der Pflicht, die er sich bisweilen zu Schulden kommen läßt, ist doch nur vorübergehend: seine Seligkeit wird dadurch zwar unterbrochen, aber eben dieß bestärkt ihn noch mehr in der Ueberzeugung, daß nur Erfüllung der Pflicht zum Himmel auf Erden führe.

Ein großer Theil unserer innern Unruhe oder Unglückseligkeit rührt auch von unsern vielen Wünschen her. Wenn der Wanderer vom Hause ausgeht, so wünscht er in der nächsten Station zu sein; hat er diese erreicht, so wünscht er die nächstfolgende erreicht zu haben, und so wünscht er fort, bis er wieder nach Hause kommt. Es prüfe sich ein jeder selbst, und er wird finden, daß er mit diesem Wanderer viel Aehnlichkeit habe. Immer hat der Mensch etwas zu wünschen. Jeder Wunsch setzt aber ein Gefühl von Mangel voraus, welches stets schmerzhaft ist. Je mannigfaltiger nun unsere Wünsche sind, desto lebhafter ist dieß unangenehme Gefühl. Je mannigfaltiger ferner unsere Wünsche sind, desto mehr bleiben, wie die Erfahrung lehrt, unerfüllt, um so viel mehr Nahrung erhält also die Unzufriedenheit.

Freund! Freundin! stärke dich! leite dein Hauptbestreben auf die Erfüllung der Pflicht; dann hast du nur einen Wunsch, und die Befriedigung desselben hängt lediglich von dir ab. Wenn du ernstlich willst, so kannst du deine Pflicht erfüllen. Wenn du nun je gefühlt hast, wie süß es sei, seinen heißen Wunsch befriedigt zu sehen, so bedenke selbst, welche Seligkeit du genießen werdest, wenn du eine ununterbrochene Erfüllung deiner Wünsche dir gewährt siehst.

Du bist bedenklich? Du hast Einwendungen zu machen? Nun so will ich denn deinen Einwendungen zuvorkommen.

Wie ist's möglich, sagst du, daß ich nichts wünschen soll, als meine Pflicht zu erfüllen! Soll ich denn, wenn ich arm bin, nicht wünschen, daß meine Einkünfte verbessert werden? Soll ich denn, wenn ich Neigung zum Ehe-

stande fühle, nicht wünschen, daß sie befriedigt werde? Allerdings ist es nicht möglich, dergleichen Wünsche ganz zu unterdrücken. Allein je mehr der Wunsch, seine Pflicht zu thun, das Herz erfüllt, desto mehr werden alle andern Wünsche gemäßigt, desto mehr dem Hauptwunsche untergeordnet, desto weniger beunruhigen sie uns, desto weniger leiden wir, wenn sie zum Theil unerfüllt bleiben.

Ferner wendest du ein: die Behauptung ist falsch, daß die Erfüllung meiner Pflicht bloß von meinem ernstlichen Willen abhänge. Tausenderlei Umstände können ja eintreten, welche dieselbe unmöglich machen. Ich nehme mir z. B. fest vor, die Pflichten zu erfüllen, die ich denen schuldig bin, die für mich gearbeitet oder mir Geld geliehen haben. Wie kann ich es denn aber, wenn meine Einnahme, auf die ich gewiß rechnete, ausbleibt? Ich wünsche herzlich, die Pflichten gegen meine Kinder zu erfüllen! wie ist es aber möglich, wenn mein Amt mich von meiner Familie entfernt? Meinem Amte Genüge zu thun, ist mein ernstlicher Wille; wie kann ich es aber, wenn ich krank werde?

Allerdings ist es wahr, daß es uns bisweilen durch die Umstände schwer gemacht wird, gewisse bestimmte Pflichten zu erfüllen; allein wenn man ernstlich will, so kann man es doch oft noch möglich machen. Etwas mehr Anstrengung, Nachdenken, und Einschränkung der Ausgaben, kann uns doch wohl in den Stand setzen, selbst dann noch zu bezahlen, wenn eine gewisse Einnahme, auf die wir bestimmt rechneten, ganz wegfallen sollte. Nachdenken und mehr Ordnung in den Geschäften machen es oft möglich, daß man, auch bei einem sehr lästigen Amte, die Pflichten gegen seine Familie erfüllen kann. Ein höherer Grad von

Selbstbeherrschung setzt oft den Kränklichen in den Stand, seinem Amte Genüge zu leisten, und dient ihm in vielen Fällen zur Stärkung.

Wenn nun aber wirklich Umstände eintreten, die uns die Erfüllung gewisser Pflichten ganz unmöglich machen? — Was folgt daraus? Weiter gar nichts, als dieses: daß wir dadurch von diesen Pflichten losgezählt und aufgefordert werden, andere zu erfüllen. Die Loszählung kann uns nicht sehr beunruhigen, da sie gar nicht von uns abhängt; und den Wunsch, unsere Pflichten zu erfüllen, können wir fernerhin hegen, weil nun neue Pflichten eintreten, deren Erfüllung in unserm Vermögen steht.

Ich denke mir jetzt einen der schrecklichsten Fälle: daß ein rechtschaffener Mann, durch einen Despoten, aus dem Kreise seiner Familie herausgerissen und in den Kerker geworfen wird. Dieser Rechtschaffene ist nun von seinen mehresten Pflichten losgezählt. Aber sogleich treten auch neue Pflichten für ihn ein: die Pflicht der Geduld — die Pflicht, den Kerkermeister zur Menschlichkeit zu stimmen — vielleicht die Pflicht, etwas für die Menschheit Wichtiges zu erfinden, wozu eine lange, durch nichts gestörte Muße nöthig ist.

Absichtlich habe ich einen der schrecklichsten Fälle angenommen, um zu zeigen, daß auch in den schrecklichsten Fällen uns doch noch die Möglichkeit übrig bleibe, unsern stärksten Wunsch — den Wunsch, unsere Pflicht zu erfüllen — zu befriedigen.

Ferner lehrt die Erfahrung, daß ein sehr großer Theil unserer Leiden durch das zu lebhafte Denken an die Zukunft erzeugt werde. Zwar kann allerdings eine erfreuliche Aussicht in die Zukunft unsere gegenwärtigen Schmer-

zen und Kümmernisse mildern; aber sie kann uns auch verleiten, daß wir für das Gegenwärtige gar nichts thun, und in Erwartung einer bessern Zukunft, das gegenwärtige Uebel immer weiter überhand nehmen lassen.

Curtius hat z. B. die Anwartschaft auf ein einträgliches Amt. Die Vorstellung von den Vortheilen, die ihm dasselbe verschaffen werde, ist bei ihm so lebhaft, daß er gar nicht daran denkt, seinen Aufwand einzuschränken, und bei dieser Gedankenlosigkeit so tief in Schulden geräth, daß diese auch dann, wann er das so sehnlich gewünschte Amt angetreten haben wird, noch viele Jahre seine Freude verbittern werden.

Die fröhlichen Aussichten in die Zukunft können uns aber auch gegen das Gute, das wir gegenwärtig genießen, fühllos machen, und uns verleiten, daß wir, aus Begierde nach dem Schatten, das Wirkliche unbeachtet lassen.

Und sind die Aussichten in die Zukunft trübe oder gar schrecklich: wie wird dann der Genuß des Gegenwärtigen durch sie verbittert! wie werden alle Leiden dadurch erhöhet! Durch die Neigung, in die Zukunft zu blicken, wird das Leben der Menschen weit freudenloser und kummervoller, als das Leben der Thiere. Dem Hammel, der schon fünfzig von seinen Kameraden zum Tode führen sah, fällt es nicht ein, daß ihm ein gleiches Schicksal bevorstehe, und sein Futter genießt er noch am Vorabend seines Todestages ganz unbekümmert; der Mensch hingegen kann durch die Vorstellung eines Leidens, das ihn möglicher Weise in der Zukunft treffen könne, so niedergebeugt werden, daß er für das Gegenwärtige fühllos wird.

Der Reiter stürzt; er und sein Pferd brechen zugleich ein Bein. Beide leiden; der Reiter aber gewiß ungleich

mehr, als das Pferd. Dieses empfindet bloß Schmerz, jenen peinigt, neben dem Schmerze, auch noch die Vorstellung von allen den Leiden, die für ihn aus diesem Beinbruche entspringen können.

Man sei ganz Mensch! Man lebe ganz für die Erfüllung seiner Pflichten, so werden auch diese Leiden erst sich mindern, am Ende ganz wegfallen. Das Bestreben, unsere Pflichten zu erfüllen, wird uns täglich so beschäftigen, daß uns keine Muße dazu übrig bleibt, Vorstellungen von der Zukunft sehr lebhaft werden zu lassen.

Warum ist Christian immer so heiter? dieser Christian, der eine schreckliche Zukunft vor sich sieht: den nun bald die Reihe treffen wird, zu dem Regimente zu gehen, das eben jetzt auf einem blutigen Kampfplatze steht? Er lebt bloß für seine Pflicht. Die Eltern, die ihn großzogen, bei ihren Geschäften zu unterstützen, und ihnen jeden Tag Beweise seiner Dankbarkeit zu geben, ist sein einziges Bestreben; und dieses Bestreben erhält ihn in solcher Thätigkeit, daß ihm keine Zeit übrig bleibt, viel an die Zukunft zu denken, und die seiner wartenden Leiden sich lebhaft vorzustellen.

Vielleicht hellt sich diese Zukunft auf, und zeigt ihm angenehme Vorfälle, an die er gar nicht dachte; wären dann seine Besorgnisse nicht ganz vergeblich gewesen? Vielleicht trifft aber diese traurige Zukunft ihn wirklich. Es sei! dann werden andere Pflichten für ihn eintreten, deren Erfüllung seine Heiterkeit sicher stellen wird.

Endlich ist es gewiß, daß, wenn wir irgend etwas Anderes, als die Erfüllung der Pflicht zu unserm Hauptzwecke machen, das Gelingen unserer Bemühungen größtentheils von Umständen abhängt, deren Leitung gar nicht

in unserer Macht steht, so daß wir uns im Zustande einer schimpflichen Abhängigkeit befinden. Man denke sich irgend einen andern Hauptzweck, als Erfüllung der Pflicht, und überlege, ob jene Behauptung nicht wahr sei.

Unter tausend denkbaren Beispielen wähle ich nur ein einziges — es sei das Beispiel eines Predigers, dessen Hauptzweck bei seiner Amtsführung es ist, Ruhm und Beifall zu ernten. Die Erreichung dieses Zweckes hängt von dem Umstande ab, daß nie ein Prediger in seine Nähe komme, der mehr Talent, mehr die Gabe besitzt als er, die Herzen seiner Zuhörer zu gewinnen; ferner von dem Umstande, daß er seine gute Stimme und seine bisherige Lebhaftigkeit behält, welche beide ihm durch mancherlei Unglücksfälle können entrissen werden. Die Erreichung dieses Zwecks hängt ferner von dem Umstande ab, daß nie ein Verleumder sich einschleiche, der seine Blößen aufdeckt, und seinen Handlungen eine hämische Deutung gibt. Der Beifall und Ruhm gleicht also bei dem Prediger, (so wie bei allen andern Menschen) einer weichlichen Blume, die nur so lange blüht, als kein Nachtfrost eintritt.

Das einzige Mittel, sich möglichst unabhängig von allem, von der Witterung und dem Urtheile der Nebenmenschen, von der Gnade der Höhern und dem Beistande der Niederen, von Krieg und Frieden, glücklichen und unglücklichen Zufällen zu machen, ist — daß man die Erfüllung seiner Pflichten zu seinem Hauptzwecke mache. Diese ist von den Umständen ganz unabhängig. Die Erfüllung gewisser bestimmter Pflichten kann freilich durch die Umstände unmöglich gemacht werden, aber dann werden immer andere an ihre Stelle treten, deren Erfüllung in unserer Macht steht.

Marianens Beispiel mag dieses erläutern. Sie gab in der Jugend ihre Hand einem Manne, der durch seine gute Bildung und durch Schmeicheleien ihre Neigung sich erwarb. Sobald sie die Seinige war, ging ihr ganzes Bestreben dahin, ihm zu gefallen und sich seine Liebe zu erhalten. Sie verfehlte aber ihren Zweck. Dieser Mann war ein Wollüstling, auf welchen jede freche Weibsperson mehr Eindruck machte, als die Anhänglichkeit seiner rechtschaffenen Frau. Sie war trostlos. Einige Jahre gingen ihr unter dem nagendsten Grame vorüber, der sie dem Tode nahe brachte. Sie suchte alle Trostgründe auf, um Beruhigung zu finden und — fand sie nicht. Ihr Leben war eine Hölle: weil sie die Liebe ihres Mannes zum Hauptzwecke ihres Strebens gemacht hatte.

Ein Besuch von ihrem Bruder stimmt sie um. Er öffnet sein Ohr ihren Klagen, und — nachdem sie ihr ganzes Herz gegen ihn ausgeschüttet hat, faßt er traulich ihre Hand und sagt: gute Schwester! deine Leiden rühren mich; doch — sie werden aufhören, sobald wir die Ursache derselben wegschaffen. Weißt du, worin die Ursache von all' deinen Leiden zu suchen ist?

In meinem pflichtvergessenen Manne, erwiedert die Schwester.

Du irrest dich, meine Liebe! antwortet der Bruder. Die Ursache deiner Leiden liegt in dir selbst: liegt darin, daß du deine Zufriedenheit von einem andern Menschen — von deinem Manne abhängig gemacht hast.

Von dieser Stunde an gib deinem Streben nach Glückseligkeit eine andere Richtung! lebe ganz für deine Pflichten! mache die Erfüllung derselben zu deinem Hauptgeschäft, und freue dich, wenn deine Bemühung dir gelingt!

Je mehr du verkannt wirst, je weniger dich dein Mann durch Liebe und Treue belohnt, desto süßer wird das Bewußtsein für dich sein, daß du deine Pflicht gethan hast.

Diese Lection dünkt Marianen hart und verursacht ihr eine schlaflose Nacht. Aber eben diese schlaflose Nacht gibt ihren Seelenkräften eine solche Spannung, daß sie die Wahrheit der Behauptung ihres Bruders ganz deutlich erkennen kann.

Von dieser Zeit an lebt Mariane ganz für ihre Pflicht. Durch Sparsamkeit sucht sie wieder beizubringen, was ihr Mann verschwendet; und die Mühe, die sie sich sonst gab, sich seiner Liebe zu versichern, verwendet sie jetzt darauf, ihre Kinder zu unterrichten und zu erziehen. Der Kaltsinn des Mannes rührt sie nicht mehr, weil sie auf seine Liebe Verzicht gethan hat; und das Bewußtsein, gegen ihn und ihre Kinder ihre Pflicht erfüllt zu haben, verursacht ihr Freude, die desto größer ist, weil ihr Mann sie nicht bemerkt, und sie also überzeugt ist, daß sie, bei ihrer Berufstreue, keinen andern Zweck, als Erfüllung der Pflicht habe.

Wenn es uns wirklich ein Ernst ist, für unsere Pflicht ganz zu leben, so werden wir doch bald die Erfahrung machen, daß es uns schwer werde, und daß uns noch etwas fehle, was dazu nöthig ist. Und was ist denn dieses? Der Mensch ist nie beredter, als wenn er die Gründe aufzählt, die ihn von der Erfüllung seiner Pflichten abgehalten haben. Da müssen bald die Lage, bald die Verbindung, in welcher man mit andern steht, bald die eingeschränkten Vermögensumstände, bald das Klima, und wer weiß, was sonst noch, daran Ursache sein, daß man seinen Pflichten nicht Genüge leisten kann.

Manche Kinder, wenn es ihnen verwiesen wird, daß sie schlecht geschrieben haben, bringen ähnliche Entschuldigungen vor. Bald soll die Feder, bald die Dinte, bald das Papier, bald der Nachbar, bald der Mangel an Licht Ursache gewesen sein, daß die Handschrift so schlecht ausgefallen ist. Untersucht man aber die Sache etwas genauer, so findet man fast immer, daß die Ursache in den Schreibern gelegen habe.

Sollte es mit uns nicht auch so sein? Laßt uns aufrichtig gegen uns selbst handeln, Freunde! Es kommt hier auf keine Kleinigkeit, es kommt auf den Himmel auf Erden an, den wir durch Selbsttäuschung zu verscherzen in Gefahr sind. Und wenn ich nun dich, mein Freund! noch einmal frage: was fehlt dir denn dazu, daß du für deine Pflichten nicht ganz lebst? und du willst aufrichtig sein, so wirst du in den meisten Fällen gestehen müssen — ich selbst. Da fehlt es bald an richtigen Einsichten, bald an Kenntnissen, bald an innerer Kraft, bald an Gesundheit u. dgl. Dies ist eine Erfahrung, die jeder wird gemacht haben, der auf sich aufmerksam gewesen ist. Wollen wir es also dahin bringen, daß wir ganz für unsere Pflicht leben, so müssen wir nothwendig uns bessern, und immer darauf denken, wie wir uns mehr vervollkommnen wollen.

Hat diese Vervollkommnung die Erfüllung der Pflicht zum Zwecke, so ist sie selbst Pflichterfüllung.

Es fragt sich nun, wobei man mit der Vervollkommnung anfangen soll? Ich antworte: bei dem Körper. Man versuche es und urtheile! Durch den Körper erwerben wir unsere mehresten Kenntnisse; durch ihn handeln wir; bei unserm Denken ist er uns unentbehrlich; soll ich denn noch beweisen, daß man bei ihm den Anfang machen müsse, wenn

man sich vervollkommnen will? Der Körper ist, nach der Behauptung verschiedener Weisen, der Sitz der Sünde; die Erfahrung stimmt dieser Behauptung, wenigstens in vielen Fällen bei; und wir sollten diesen Sündensitz nicht zu reinigen suchen? Ablegen können wir ihn nun einmal nicht, so lange wir uns zu den Erdenbürgern rechnen; was bleibt uns denn also übrig, als: ihn zu reinigen oder zu vervollkommnen.

Dies ist ehedem fast ganz versäumt worden. Man sorgte blos für die Seele; und da die Seele mit dem Körper auf das innigste verbunden ist, so mußte diese einseitige Sorge nothwendig entweder ganz vergeblich sein, oder sie konnte doch wenigstens die Wirkung nicht hervorbringen, die man davon erwartete.

Sollte dies vielleicht eine von den Ursachen sein, warum in jenen Zeiten, wo fast gar nicht auf die Vervollkommnung des Körpers gedacht wurde, man so viel vom Jammer- und Thränenthale sprach und sang, und so sehr sich sehnte, von der Erde abzuscheiden? Es kann ja nicht anders sein; wenn der Körper zum Dienste für die Seele nicht tauglich, wenn er ihr vielmehr bei der Erfüllung der Pflicht immer hinderlich ist, so muß ja die Erde nothwendig als ein Jammer- und Thränenthal erscheinen; so ist ja der natürliche Wunsch, welchen ein Mensch, dem die Erfüllung der Pflicht wichtig ist, hegen muß, dieser — von dem Leibe getrennt zu werden.

Wer nun seinen Himmel blos jenseits des Grabes erwartet, der mag fortfahren, seinen Körper zu vernachlässigen. Wer aber den Himmel schon diesseits genießen will, der muß nothwendig auf seinen Körper mehr Aufmerksam-

keit verwenden, wenn sein Streben nach dem Himmel nicht vergeblich sein soll.

Der Himmel auf Erden ist kein geheiztes Zimmer; es friert und stürmt und schneit und regnet, reift und thauet darin. Wenn also unser Körper nicht dazu gewöhnt ist, alle diese Arten von Witterung zu ertragen: wie kann er sich denn darin wohl befinden? Ist der, der einen verzärtelten Körper hat, dem Sturm oder dem Platzregen, oder strenger Kälte ausgesetzt: wie schwer wird es ihm fallen, zu glauben, daß auf der Erde der Himmel sei! Welch' unangenehme Empfindungen muß er vielmehr haben! welchen Krankheiten ist er unterworfen! wie sehr wird er in seiner Wirksamkeit gehemmt!

Es ist also Pflicht für uns, unsern Körper abzuhärten, oder ihn in den Stand zu setzen, daß er die mannigfaltige Abwechselung der Witterung, welche auf dem Planeten, für welchen er gemacht ist, vorkommt, und die Anstrengung und die Mühseligkeiten, welche mit den Arbeiten, für welche er bestimmt ist, verknüpft sind, aushalten kann.

Dies ist eine der ersten Pflichten, die wir nicht blos uns, sondern auch dem Ganzen schuldig sind. Wie ist es denn möglich, seine Schuldigkeit zu thun, wenn der Körper, durch den man wirken soll, die freie Luft und die Anstrengung nicht aushalten kann?

Da dies Buch nicht für Kinder geschrieben ist, auch nicht pädagogischen Inhalts sein soll, so kann ich hier keine Anweisung geben, wie der jugendliche Körper abgehärtet werden muß. Die Schriften der neuern Erzieher geben dazu die besten Vorschläge, deren Werth vielleicht die Nachwelt erst gehörig schätzen wird.

Es fragt sich nur, wie Erwachsene, die durch Erziehung und Mode verzärtelt wurden, ihren Körper abhärten sollen?

Statt der Antwort will ich die Abhärtungsgeschichte eines Mannes erzählen, der Georg heißen soll. Nach der Erziehungsweise der vorigen Zeit befand er sich in seiner Jugend, einen großen Theil des Jahrs hindurch, den Tag über im warmen Zimmer, und des Nachts in einem dicken Federbette. Mußte er ausgehn, so suchte man den stärkenden Einfluß jeder rauhen Witterung durch Pelzwerk und andere warme Kleidungsstücke vom Körper abzuhalten. Seine Beschäftigung war: Lesen, Schreiben, Federschneiden und Klavierspielen. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, setzte er diese Lebensart fort; nur mit dem Unterschiede, daß er bis um Mitternacht wachte, und bis um neun Uhr schlief. Die Wirkung davon war: die Hölle auf Erden. In ihr befand er sich in seinen männlichen Jahren. Er wurde im höchsten Grade hypochondrisch, war mit sich und der ganzen Welt unzufrieden, zu allen Geschäften, die einige Anstrengung erforderten, untüchtig, und nicht einmal fähig, die Welt so vollkommen als ein Thier zu genießen.

Zum Glück fielen ihm ein Paar Schriften der neuern Erzieher in die Hände, die ihn wie aus einem Traume erweckten. Er wurde vollkommen überzeugt, daß nicht die Erde, sondern sein Körper seine Hölle sei, und er dachte nun ernstlich darauf, denselben zu vervollkommnen.

Er faßte Entschließungen und führte sie aus. Den Anfang machte er mit der Veränderung seines Lagers. Die Federbetten, auf welchen er sonst ruhete, wurden mit einem Strohsacke, und die dicke Federdecke wurde mit einer ungleich leichtern vertauscht. Zwei Stunden vor Mitternacht

bestieg er sein nächtliches Lager, und verließ es vor Sonnenaufgang. Es war gerade an einem heitern Frühlingsmorgen, als er, mit einiger Anstrengung, das erste Mal so früh aufstand und einen Spatziergang auf einen nahen Berg machte. Hier sah er die erwachende Natur in allen ihren Reizen; allenthalben Leben, allenthalben Freude, allenthalben Aufforderung dazu. Er wurde dadurch so gerührt, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er neue Stärke fühlte, seinem Vorsatze treu zu bleiben.

Von seinen überflüssigen Kleidungsstücken legte er nach und nach eins nach dem andern ab; das Pelzwerk gänzlich. Er brachte es bald so weit, daß er mit bloßer Brust und mit unbedecktem Haupte in freier Luft sich aufhalten konnte. Nur wenn er im Wagen reiste, kleidete er sich wärmer, weil in diesem Falle dem Körper die von innen erwärmende Bewegung fehlt. Sich täglich, wenigstens eine Stunde, in freier Luft, bei aller Art von Witterung, zu bewegen, hat er sich zum Gesetz gemacht, über welches er streng hält. Anfänglich bestand seine Bewegung in einem Spatziergange. Seitdem es ihm aber gelungen ist, einen kleinen Garten zu bekommen, wechselt er mit Gartenbau, dem natürlichsten Geschäft des Menschen, ab. Zweimal wöchentlich badet er sich in kaltem Wasser mit der nöthigen Vorsicht. Im Genuß seiner Nahrungsmittel ist er jetzt weit mäßiger, als vormals. Nie genießt er bis zur völligen Sättigung*). Sonst war ihm ein Arzt unentbehrlich, jetzt ist er mehren-

*) Wollten manche Leser dies letztere nachahmen, so würden sie die Welt schon deßwegen weit schöner finden. Eine Menge trauriger und ängstlicher Vorstellungen, Trägheit und Kraftlosigkeit, Unfähigkeit des Geistes, hell zu denken, entspringen aus einem überladenen Magen.

theils sein eigener Arzt. Fühlt er Unordnung in seinem Körper, so denkt er vor allen Dingen über seine bisherige Lebensart nach, um den Grund von dieser Unordnung aufzufinden. Hat er ihn entdeckt, so ist es ihm leicht, denselben wegzuschaffen. Etwas starke Bewegung, das Aussetzen einer Mahlzeit, und einige höchst einfache Arzneimittel sind es, wodurch er bald die Ordnung in seinem Körper wieder herstellt. Dabei verachtet er den Arzt nicht; weil er wohl weiß, daß Zerrüttungen im Körper entstehen können, die nur eine Person heben kann, welche sich ganz der Erforschung des innern Baues des menschlichen Körpers, und der zweckdienlichsten Heilungsmittel gewidmet hat.

Den Zeitpunkt, in welchem er diese Entschlüsse zu fassen und auszuführen anfing, pflegt er die Zeit seiner Wiedergeburt zu nennen. Wirklich ist auch mit ihm, seit dieser Zeit, eine merkliche Veränderung vorgegangen. Die Abwechselung der Witterung hat auf seinen Körper weit weniger Einfluß, als ehemals. Eine Menge unangenehmer körperlicher Empfindungen sind nach und nach gewichen. Die düstern Bilder, die sonst um seine Seele flatterten, und bei ihm eine beständige Aengstlichkeit unterhielten, sind verschwunden; der tägliche Aufenthalt in der Natur öffnet ihm einen Schauplatz, der ihm immer neue Freuden gewähret. Das Jammer- und Thränenthal, über welches er sonst seufzte, ist nicht mehr. Alles, was um ihn ist, hat eine reizendere Gestalt gewonnen: die Menschen sind nicht mehr so böse; die Laster, die er sonst an ihnen bemerkte, haben sich in Schwachheiten und Thorheiten verwandelt; wo sonst in der Natur nichts als Verwirrung war, erblickt er jetzt Ordnung und Zusammenhang.

Wodurch ist denn diese große Veränderung verursacht

worden? Die Menschen, unter welchen er lebt, und die Natur, die ihn umgibt, sind unverändert geblieben; aber mit ihm selbst ging eine große Veränderung vor. Sein verzärtelter Körper verursachte ihm früherhin viel unangenehme Empfindungen; jede Thorheit der Menschen, jede rauhe Witterung verursachte ihm Schmerz. Nun hat er seinen Körper abgehärtet — er ist gesund — und die Dinge, die um ihn sind, machen auf ihn theils weit angenehmere, theils weit weniger unangenehme Eindrücke.

Ueberdies wird ihm die Erfüllung seiner Pflichten viel leichter, seitdem sein gestärkter Körper ihm dabei weniger hinderlich ist. Wie seufzte er sonst, wenn ihm die Pflicht gebot, bei rauher Witterung auszugehen, oder etwas früher, als gewöhnlich, das Bette zu verlassen! Jetzt macht er die nöthigen Wege, und verläßt das nächtliche Lager mit einer gewissen Freudigkeit, da die rauhe Witterung ihm weniger unangenehme Empfindungen verursacht, und das nächtliche Lager ihn weniger fesselt.

Unter diesen Umständen, wird mancher Leser und manche Leserin denken, ist für mich in diesem Himmel kein Platz. Mein Körper ist so geschwächt und zerrüttet, daß er keiner Abhärtung mehr fähig ist.

Dies kann freilich bei Vielen der Fall sein; Fehler bei der ersten Erziehung, Abstammung von ungesunden Eltern, jugendliche Ausschweifungen, Unglücksfälle, können allerdings einen Körper so schwächen, daß er weder durch Abhärtung noch durch Arzneien vollkommen wieder hergestellt werden kann.

Demungeachtet wird für solche Personen noch ein Platz im Himmel auf Erden sein. Kann ihr Körper nicht ganz wieder hergestellt werden, so ist's doch vielleicht noch mög-

lich, durch Nachdenken Mittel zu ersinnen, durch deren Anwendung die Zerrüttung desselben gemildert werden kann, und durch allmählige Abhärtung den Zustand des Körpers zu bessern. Und gesetzt, daß dies alles fruchtlos bliebe, so folgt weiter nichts daraus, als — daß eine Quelle der Seligkeit für solche Personen versiegt sei. Gibt es denn aber deren nicht mehrere? Allerdings. Sie werden in der Folge beschrieben werden, und diejenigen mögen sie desto begieriger aufsuchen, denen die Quelle der Seligkeit versiegt ist, die aus einem gesunden, abgehärteten Körper entspringt.

Im Himmel jenseits wird es, wie wir alle glauben, Stufen der Seligkeit geben; warum wundern wir uns denn, wenn wir sie auch im Himmel diesseits finden? —

Eine andere Art der Vervollkommnung, die wir uns geben können und geben müssen, wenn wir in Erfüllung unserer Pflichten nicht gehindert werden wollen, ist diese, daß wir richtig empfinden lernen.

Richtig empfinden? Allerdings. Obgleich bei weitem der größere Theil der Menschen gesunde Werkzeuge der Sinne empfangen hat, so empfindet doch nur der kleinere Theil richtig.

Ich will es beweisen. Wenn ein Nordlicht sich zeigt, so sehen viele tausend Menschen feurige Schwerter, auch wohl Wagen und Reiter. Wenn ein vornehmer, prächtig gekleideter Geck in einer Gesellschaft sich zeigt, so entdeckt fast Jedermann an ihm einen feinen Witz und eine richtige Beurtheilungskraft; einen verständigen, geschickten, aber armen und schlichtgekleideten Mann findet man dagegen einfältig und lächerlich. Es gibt sogar Menschen, die so fehlerhaft empfinden, daß sie nie gute oder böse Menschen,

allenthalben nur Engel oder Teufel sehen. Empfinden denn diese nicht alle unrichtig? — Und worin mag wohl der Grund davon zu suchen sein? In den Empfindungswerkzeugen nicht: denn diese sind, wenn man sie untersuchen will, fast immer gesund.

Der Grund davon liegt weit tiefer; er liegt in der leidigen Gewohnheit, über die Gegenstände zu urtheilen, ehe man sie empfindet; welche Gewohnheit uns hernach verleitet, zu glauben, daß wir diese Dinge wirklich so empfunden hätten, wie wir sie uns vorher vorstellten. Viele Gegenstände lernten wir zuerst aus den Beschreibungen kennen, die wir davon in Büchern fanden, oder welche unsere Eltern, Lehrer, Bekannte uns von denselben machten. So oft wir uns nun diese Gegenstände dachten, geschah es unter dem Bilde, das uns davon beigebracht wurde; empfinden wir sie endlich wirklich, so stellt sich das uns beigebrachte Bild derselben, an welches wir einmal gewöhnt sind, durch unsere Einbildungskraft uns dar, und wir glauben nun, daß wir es empfunden hätten.

Wer gehört hat, daß am Himmel sich bisweilen feurige Schwerter, Rosse, Reiter, Wagen zeigten, und sich diese Gegenstände oft in dieser Beziehung dachte, in dem wird diese Vorstellung bei dem Anblicke eines jeden Nordlichts erneuert. Begierig sieht er hin, um jene Dinge zu entdecken; die Vorstellung von feurigen Schwertern, Reitern, Wagen wird bei ihm immer lebhafter; am Ende in einem solchen Grade, daß er sie für wirkliche Empfindung hält. Eben so geht es denen, die oft reichen Kleidern die Achtung bezeigen sehen, die einem ausgebildeten Verstande gebührt, und einfach gekleideten Personen mit der Verachtung begegnen, die nur den Unverstand treffen sollte. Sie

sind nun einmal so gewöhnt, bei dem Anblicke eines reichen Kleides an Verstand, und bei Erblickung eines schlichten Kleides an Unverstand zu denken, daß sie jenen unter einem reichen, diesen unter einem schlichten Kleide wirklich zu finden glauben. Nicht anders geht es denen, die oft Schriften lesen, in welchen die Menschen nicht nach der Wirklichkeit geschildert, in welchen sie stets als Engel oder als Teufel vorgestellt werden. Die Vorstellung davon wird ihnen so geläufig, daß sie ihnen immer gegenwärtig ist, sobald sie entweder etwas Gutes oder etwas Schlechtes an ihren Nebenmenschen bemerken.

Das richtige Empfinden wird am besten in der ersten Jugend gelernt, wenn die mit der Welt noch unbekannte Seele auf die Dinge, die um sie sind, aufmerksam gemacht und angeleitet wird, sie selbst zu beobachten und darüber selbst zu urtheilen. Man wird aus dem Munde eines zum Selbstbeobachten angeleiteten Kindes nicht selten weit richtigere Urtheile, als von Erwachsenen, hören, die gewöhnt sind, über die Dinge zu urtheilen, ehe sie dieselben empfunden haben. Ein Kind, das von Vorurtheilen frei ist, wird bei der Erscheinung eines Nordlichts nichts, als einen hellen Schein und leuchtende Strahlen bemerken; es wird die Menschen beurtheilen, ohne dabei auf ihre Kleidung Rücksicht zu nehmen; und sein Urtheil über gewisse Menschen wird weit richtiger ausfallen, als das Urtheil solcher Personen, die die Menschen aus Romanen kennen lernten *).

---

*) Die Uebungen im richtigen Empfinden müssen schon in dem ersten Lebensjahre angefangen werden. Die Personen, die zu diesen Uebungen am geschicktesten sind, und die meiste Verbindlichkeit

Erwachsene, die noch nicht richtig empfinden, lernen dies, so wie alles, was sie in der Jugend nicht lernten, weit schwerer. Es ist auch in diesem Sinne wahr, was die Schrift sagt: wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen, oder schwerlich hinein kommen.

Unmöglich ist es aber nicht. Man muß sich nur dazu gewöhnen, alles zu vergessen, was man über die Dinge, die man empfinden will, gehört und gelesen hat; dann wird man von ihnen durch die Sinne richtige Vorstellungen bekommen. Wie mancher meiner Leser sieht und hört jetzt da, wo er in seiner Jugend nur Gespenster wahrnahm, ganz natürliche Dinge: findet in Religionsverwandten, die er sonst für Kinder der Hölle hielt, Züge der Rechtschaffenheit. Dies beweist, das man, auch wenn die Jugendzeit verstrichen ist, noch richtig empfinden lernen kann.

Und dies ist sehr nöthig für den, der den Himmel auf Erden finden will. Je richtiger wir empfinden, desto höher stehen wir in diesem Himmel. Je richtiger man empfindet, desto mehr wird man überzeugt, daß alles, was um uns herum ist, gut sei, desto seliger fühlt man sich.

---

dazu haben, sind die Eltern. Durch die Beobachtungen, die ich als Erzieher angestellt habe, bin ich überzeugt worden, daß die schiefe Richtung der Beurtheilungskraft, die man an so vielen Menschen bemerkt, und die in der Folge so vieles Unheil in der Welt stiftet, großentheils daher rühre, daß die Menschen in ihren ersten Lebensjahren dem Gesinde überlassen werden.

Eine Anleitung zur frühen Uebung des Empfindungsvermögens findet man in meinem „Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder.“

Dreißig Jahre schon durchlebte Aemil; er suchte den Himmel, hoffte ihn aber erst jenseits des Grabes zu finden. Diesseits war für ihn keine Seligkeit. Er hörte und sah Gespenster, und brachte manche Nacht in ängstlicher Schlaflosigkeit zu. Er hörte in jedem Gewitter die Stimme des ergrimmten Gottes, und sah in jeder Ueberschwemmung und Viehseuche dessen Zornruthe. Den Umgang mit seinen Nachbarn floh er, weil sie nicht seines Glaubens waren, und er sie deßwegen für verworfene Menschen hielt; in den Kindern, die seiner Erziehung anvertraut waren, sah er allenthalben Tücke und Bosheit. Konnte er eine so grauenvolle Lage wohl für den Himmel halten?

Erst seit einigen Monaten ist ihm, beim Lesen guter Schriften und durch den Umgang mit einem verständigen Freunde, ein Licht aufgegangen. Er ist noch auf dem nämlichen Platze, auf welchem er vor einigen Jahren stand: — aber wie sehr hat sich derselbe verändert! Die Gespenster sind entflohn; die Zornstimme Gottes wird nicht mehr vernommen, seine Strafgerichte haben aufgehört; Aemil sieht allenthalben wohlthätige Wirkungen Gottes in der Natur; er nähert sich seinen Nachbarn, und findet bei ihnen, so verschieden von ihm sie auch in Ansehung mancher Glaubenspunkte denken, doch viele Rechtschaffenheit; und von Tücke und Bosheit bemerkt er bei seinen Zöglingen fast gar nichts mehr; nur Muthwillen und Gedankenlosigkeit, über welche er sich nicht mehr ärgert, die er nur zu mäßigen und zum Bessern zu leiten sich bemüht.

Wo ist denn nun diese Veränderung vorgegangen? — In ihm selbst. Er bemühte sich, zu vergessen, was er ehedem von den Dingen, die ihn umgaben, gehört und gelesen hatte, und beobachtete sie nun selbst. Sein Zimmer

war finster; aber es wurde hell, da er die trüben Fenster reinigen ließ. —

Die himmlische Seligkeit wird einst, wie wir glauben, auch darin bestehen, daß wir in unserer Kenntniß wachsen, und immer mehr Einsichten uns erwerben werden. Und wenn wir uns dies lebhaft vorstellen, so fühlen wir uns selig in Hoffnung.

Warum bemerken wir es denn aber nicht, daß dies Wachsthum schon jetzt bei uns vorhanden ist? Man vergleiche die Kenntnisse seiner ersten Lebensjahre mit denen, die man als Erwachsener besitzt, und urtheile! Wir sind das gar nicht mehr, was wir sonst waren; wir sind uns selbst so entwachsen, wie der Schmetterling der Larve, in welcher er sonst umherwandelte. Tausend Dinge, die uns sonst unbekannt waren, kennen wir nun; und vieles von dem, was uns sonst unbegreiflich war, haben wir durchschaut. Und könnten wir nicht noch mehr wissen, wenn wir eifriger in Erwerbung unserer Kenntnisse gewesen wären? Noch liegt eine Reihe von Jahren vor uns, die wir auf diesem Planeten zu durchleben haben, in denen unser geistiges Wachsthum fortdauern und immer mehr zunehmen wird, je eifriger wir es uns angelegen sein lassen, das Magazin unserer Kenntnisse zu füllen. Welche Seligkeit wartet also schon unser auf der Erde!

Ich sehe es voraus, daß mancher Leser, der sich bewußt ist, daß er in der Erwerbung der Kenntnisse nicht säumig war, und einen großen Vorrath derselben wirklich besitzt, bei dieser Stelle seufzen wird. Wachsthum an Kenntnissen, wird er denken, soll Seligkeit verschaffen? Welcher Irrthum! Daß ich in dieser Hinsicht nicht hinter Andern zurückgeblieben bin, das weiß ich, das fühle ich; — aber

von der Seligkeit, die daraus entspringen soll, habe ich leider keine Erfahrung.

Ich glaube es wohl. Eben deßwegen halte ich es für nöthig, die Leser auf einige Fehler, die bei'm Erwerben der Kenntnisse oft begangen werden, und die uns immer von dem rechten Wege zum Himmel abführen, aufmerksam zu machen.

Erstlich fehlen wir oft darin, daß wir uns Kenntnisse erwerben, ohne zu untersuchen, ob sie auch auf Wahrheit gegründet sind. Kann dies wohl Seligkeit verschaffen? Unwissenheit ist schädlich; noch ungleich schädlicher aber ist Irrthum. Ein Mensch, der die Mittel gar nicht kennt, durch welche man bei eintretenden Krankheiten sich helfen kann, ist zu bedauern; aber noch lange nicht so sehr als ein anderer, der zwar Mittel kennt, die aber zweckwidrig sind. Jener wird wahrscheinlich genesen, wenn er die Kräfte der Natur frei wirken läßt; dieser kann sich lebenslanges Siechthum zuziehen, wenn er durch den Gebrauch seiner falschen Mittel die Kräfte der Natur in ihrer Wirksamkeit hemmt. Gesetzt nun, es hätte Jemand ein Heilungssystem recht gründlich einstudirt, das aber durchaus falsch wäre, würden dann seine Kenntnisse nicht für ihn eine Quelle von Leiden werden? wäre es nicht besser, wenn er diese Kenntnisse gar nicht besäße?

Dies ist nur ein Beispiel, das aber beweist, daß eine irrige Kenntniß weit schädlicher ist, als gar keine, und daß es möglich sei, durch seinen Eifer, Kenntnisse zu erwerben, sich den Weg zur Hölle auf Erden zu bahnen.

Dies erfährt Martius. Seit vielen Jahren war es sein vorzüglichstes Bestreben, gut zu sein, um Ruhe für seine Seele zu finden. Er las in dieser Absicht Bücher,

die den Weg, auf welchem man zu diesem Zwecke gelangen könne, sehr umständlich beschrieben; machte sich diesen Weg bekannt, betrat ihn, und fühlt nun, daß er seinen Zweck nicht erreicht habe. Immer ist er noch nicht der gute Mensch, der er so gern sein möchte; immer noch fehlt ihm die Ruhe der Seele, die er so sehnsuchtsvoll sucht. Wie konnte es anders kommen? Der Weg, den diese Bücher ihm vorschlugen, war Irrweg.

Oft hört man behaupten: durch den Glauben gelange man zum Himmel; man erschrecke nicht, wenn ich sage, daß in gewisser Rücksicht Unglaube den Weg zum Himmel auf Erden bahne. Der Widerspruch zwischen diesen beiden Behauptungen ist nicht so groß, als es scheint. Wenn man den Glauben als Bedingung annimmt, unter welcher wir den Himmel erlangen sollen, so versteht man darunter den Glauben an Gott, von welchem in der Folge auch wird geredet werden. Aber wenn ich vom Unglauben, als von einem Mittel rede, das zum Himmel auf Erden führe, so verstehe ich darunter den Unglauben an Menschen.

Dieser ist denn freilich sehr nöthig. Ist's nicht wahr, daß alle Menschen irren? Und wenn dem so ist, wie dürften wir ihnen denn blindlings glauben? Wenn ich einen Reisegefährten habe, der immer nicht weiß, ob er rechts oder links gehen soll, wie kann ich ihm ganz unbedingt glauben, wenn er mit zuversichtlichem Tone, nachdem er sich mehrere Male verirret hat, sagt: dies ist der rechte Weg?

Für jeden Menschen gibt es eine Periode des Glaubens; dies ist die erste Kindheit. So wie er bei seinem Eintritte in die Welt genöthigt ist, die Milch der Brust, an welche er gelegt wird, einzusaugen, ohne untersuchen

zu können, ob sie auch für ihn eine gesunde Nahrung sei, so ist er anfänglich gezwungen, die Meinungen seiner Eltern, Lehrer und Erzieher anzunehmen. Nach und nach wird man aber entwöhnt, nicht nur von der Brust, sondern auch von der Leitung der Eltern und Lehrer. Man fängt an, selbstständig zu handeln. — Dann pflegt man nicht mehr alles zu essen, was aufgetragen wird; man wählt seine Mahlzeiten selbst. Eben so glaube man dann auch nicht mehr alles, was Andere behaupten! — man zweifle an Allem, und nehme nur das für gewiß an, von dessen Wahrheit man sich durch hinlängliche Gründe überzeugt hat!

Freilich ist es begreiflich, daß die Ueberzeugung nicht immer von uns abhängt; daß sie nicht das Werk Eines Jahres ist; daß unsere ganze Lebenszeit vorbeistreichen werde, ehe wir über manche Meinungen hinlängliche Gewißheit bekommen, ehe wir von allem, was wir glauben, gewiß überzeugt sein werden. Woran soll ich mich aber, wird man fragen, bis dahin halten? An das, antworte ich, was für dich die mehrste Wahrscheinlichkeit hat. Daran halte dich; glaube es; doch so, daß du es dir als möglich denkst, es könne auch irrig sein, und geneigt bleibst, die Gründe zu prüfen, die dir dagegen vorgebracht werden möchten. So wirst du eine Würde erlangen, die dir Seligkeit verschafft. Die Ungewißheit, in welcher du in Ansehung mancher Punkte schwebst, wird dich wenig beunruhigen, wenn du bedenkst, daß dies ein unabänderliches Schicksal aller Menschen ist, welches dich eben so wenig bekümmern darf, als die Beschränktheit deiner Sehkraft, die nicht bis in den Mond reicht, und dir nicht gestattet, die Begebenheiten, die in demselben vorgehen, zu beobachten.

Auf diesem Wege wirst du auch frei werden von dem die Ruhe deiner Seele störenden Unwillen gegen Andersdenkende; wirst Menschen dulden können, die fast von allem, was du für höchst wahrscheinlich hältst, das Gegentheil glauben; wirst ein Wesen von der Vollkommenheit werden, wie wir uns einen Engel denken, der seine Pflichten auch gegen Personen erfüllt, von deren mannigfaltigen Irrthümern er überzeugt ist; wirst die große Freude genießen, daß du, zwar langsam, aber doch nach und nach zu immer größerer Gewißheit in Ansehung dessen gelangst, was du bisher für wahrscheinlich hieltest; und wirst in der Erstrebung jedes neuen Grades der Gewißheit sicher mehr wahre Seligkeit finden, als — blinder Glaube dir verschaffen kann.

So handelte Julius. Er heirathete, ohne eine andere Erziehungsweise zu kennen, als diejenige, die in den Jahren seiner Kindheit gäng und gebe gewesen war. Er nahm sich vor, seine Kinder eben so erziehen zu lassen, wie er war erzogen worden. Die Schriften der neuern Erzieher machten ihn aber mißtrauisch gegen seine pädagogischen Einsichten; er las, prüfte, stellte mit Vorsicht Versuche an, kam nach und nach zu immer mehr Gewißheit, behandelte seine Kinder der erkannten Wahrheit gemäß, und hat dafür nun die Freude, Vater von einigen gesunden, guten, frohen Kindern zu sein.

Der Weg des Lebens, auf dem wir jetzt wandeln, ist für uns alle neu und unbekannt. So ganz unbesorgt auf demselben fortzuwandeln, ohne zu untersuchen, wohin er führe, würde Thorheit sein, weil wir dann immer der Gefahr ausgesetzt wären, daß er uns ganz von unserm Ziele ableiten möchte. Auf die Meinungen unserer Mitwanderer

zu hören und sie zu prüfen, ist vielmehr Pflicht für uns, deren Erfüllung uns immer mehr Gewißheit und Beruhigung verschaffen wird.

Ein anderer Fehler, den wir bei Erwerbung unserer Kenntnisse zu begehen pflegen, ist dieser: daß wir dabei nicht die nöthige Auswahl treffen, sondern blindlings lernen, wozu wir die mehreste Lust haben. Daraus muß dann nothwendig die Folge entstehen, daß wir uns eine Menge Kenntnisse erwerben, die uns unnütz sind, daß wir Nahrungsmittel einsammeln, denen die Fähigkeit fehlt, unsern Geist zu stärken.

Dies ist Corvls Schicksal. Er, der sich zum Prediger bilden sollte, sammelte mit heißer Begierde Kenntnisse der alten Sprachen ein, und dies gelang ihm so glücklich, daß seine Gelehrsamkeit bewundert wird. Den Himmel auf Erden hat er nicht gefunden. Sein Körper ist siech; die Behandlung desselben hängt nicht von ihm, sondern von dem Arzte ab; seine Kinder sind schwächlich und unsittlich; seine Ehe ist mißvergnügt, seine Haushaltung zerrüttet und mit Schulden beladen; in der Gemeinde, bei welcher er als Prediger angestellt ist, stiftet er keinen Nutzen, weil er mit seiner Sprachkenntniß nichts zur festern Begründung ihres Wohls beitragen kann, und gar nicht gelernt hat, wie man die Menschen behandeln muß. Er war stets ein Muster von Fleiß, und ist es noch; aber wozu nützt es ihm und seinen Nächsten?

Willst du wissen, welche Kenntnisse du dir erwerben sollst, so frage dich selbst, wer bin ich? Die wohl überlegte Antwort, die du dir auf diese Frage geben kannst, wird dir auch ein Wink sein, nach welchen Kenntnissen du vorzüglich streben mußt.

Du bist ein Mensch, hast einen Körper, der von einem vernünftigen Wesen belebt wird, empfindest Begierden nach Nahrung, nach Fortpflanzung, und lebst unter Menschen.

Die Erwerbung der Kenntnisse, die du als Mensch nöthig hast, muß dir also bei weitem das Wichtigste sein. Ehe du noch strebst, die Gestirne, die Geschichte der Vorwelt, und andere Dinge, die weit von dir entfernt sind, kennen zu lernen, lerne erst, wie du deinen Körper gesund erhalten, seine Begierden leiten und dich gegen die Menschen betragen mußt, mit welchen du verbunden bist. Diese Kenntnisse, welche die nothwendigsten sind, findet man gerade am seltensten. Man vermißt sie in Palästen und Hütten gleich oft. Allenthalben ist Unwissenheit in Ansehung der Gesundheitspflege, Mangel an Selbstbeherrschung, Ungeschicklichkeit in Ansehung der Beischaffung der nöthigen Bedürfnisse, und Unfähigkeit, unter Menschen zu leben und mit ihnen gemeinschaftlich zu wirken, sichtbar. Wie kann man sich unter solchen Umständen wohl befinden? gerade eben so wenig als ein Fisch, der nicht schwimmen kann, oder ein Vogel, dessen Flügel gelähmt sind.

Willst du den Weg zum Himmel auf Erden finden, so strebe nach diesen Kenntnissen: denke nach; benutze die Erfahrungen, die du gemacht hast, besonders die unangenehmen, und merke auf die Winke, die dir da und dort in dieser Rücksicht gegeben werden, dann wirst du finden, daß gewiß deine Leiden sich nach und nach mindern, und deine Seligkeit zunimmt.

Du bist aber nicht blos Mensch, sondern auch noch etwas; bist durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände, durch Geburt, Erziehung, Schicksale dazu bestimmt worden,

ein gewisses Geschäft zu treiben. Es sei welches es wolle, du sei'st Fürst oder Hirte, Gelehrter oder Handwerker, Mann oder Weib: lerne nur dein Geschäft recht gründlich; bemühe dich, deinen Arbeiten, sie mögen Bücher oder Schuhe, Rechtsverwaltung oder Handlung sein, die möglichste Vollkommenheit zu geben. Dann erst, wenn du dir bewußt bist, in deinem Geschäft Meister zu sein, kannst du auch nach andern Kenntnissen streben, die mit deinem Geschäft in einem entferntern Zusammenhange stehen.

Doch es heißt auch hier: viele sind berufen, aber wenige auserwählet. Eigentlich sind alle berufen, allen sind gewisse Geschäfte angewiesen, wenige aber verstehen sie; in allen Ständen ist ein Ueberfluß von Menschen, denen es in ihren Geschäften an den nöthigen Kenntnissen fehlt. Dies ist ein vorüglicher Grund ihres Mißvergnügens; ihre Geschäfte werden ihnen schwer; sie gelingen nicht; wenn sie vollbracht sind, so ist der Anblick dessen, was dadurch zu Stande gebracht wurde, unangenehm; es erlangt weder den Beifall dessen, der es zu Stande brachte, noch den Beifall Anderer.

Im Himmel jenseits wird es unserer Meinung nach recht schön sein. Da werden Menschen aus allen Ständen, Fürsten und Hirten, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte wandeln und alle selig sein; ohne Rücksicht auf Stand und Würde und Herkunft werden sie alle selig sein.

Diese Vorstellung ist recht reizend. Man vergesse doch aber ja nicht, daß wir dies alles schon auf Erden haben. Auch da wandeln Menschen aus allen Ständen; und in jedem Stande sind solche, die mit Eifer ihre Pflicht erfüllen, die richtig empfinden, nach Wahrheit streben, und die Kennt-

nisse besitzen, die ihnen als Menschen, so wie zu den besondern Geschäften, die sie treiben, nöthig sind. Freilich ist ihre Anzahl klein; sind denn aber nicht auch in jenem Himmel der Auserwählten wenige? Wollen wir es uns denn befremden lassen, wenn es diesseits eben so, wie jenseits ist? Bestrebe du dich nur, unter den wenigen Auserwählten zu sein!

Auch das Wachsthum an Kraft, dem wir im überirdischen Leben entgegensehen, denken wir uns als Bestandtheil der himmlischen Seligkeit, und finden ein Vergnügen darin, uns diese Kraft recht groß vorzustellen. Ein gewisser Gelehrter hoffte sogar, daß er einst mit eben der Leichtigkeit Weltkörper hervorbringen und wieder zerstören werde, mit welcher er Buchstaben niederschrieb und ausstrich. In wiefern solch eine Erwartung gegründet oder Traum sei, will ich nicht untersuchen. So viel nur ist gewiß, daß Wachsthum der Kraft als ein nothwendiger Bestandtheil der Seligkeit gewöhnlich angesehen wird. Kennen wir aber dazu wohl ein anderes Mittel als — Vervollkommnung? Die Kraft, das Vermögen, etwas hervorzubringen, ist eine Eigenschaft, die uns selbst angehört, und die auf keine andere Art wachsen kann, als — durch Vervollkommnung unser selbst. Alle Kräfte der lebendigen Wesen wachsen von innen heraus; warum sollte bei uns eine Ausnahme Statt finden? welchen Grund haben wir, zu erwarten, daß je durch äußern Zuwachs unsere Kraft sich vergrößern werde? Nur das Mineral vergrößert auf diesem Wege seinen Gehalt; die Kräfte der Pflanzen und Thiere, und ihres Oberherrn, des Menschen, wachsen von innen heraus.

Vervollkommne dich also, und du wirst dies stufenweise

Wachsthum deiner Kraft und die daraus entspringende Seligkeit gewiß empfinden. Welche Kraft verschafft uns das Bewußtsein, unsere Pflicht gethan zu haben! Mit Freudigkeit geht man bei diesem Bewußtsein jeden Morgen an sein Tagewerk; — möge nun die Regierung einer Nation, oder die Verfertigung eines ihrer geringsten Bedürfnisse, dieses Tagewerk ausmachen. — Alles wird leichter; alles gelingt besser. Die Gefahren, die uns bei demselben entgegentreten, schrecken uns nicht. Je lebhafter wir es fühlen, daß wir auf dem Wege wandeln, den uns die Pflicht vorzeichnet, desto weniger vermag die Furcht über uns. Ein Mann, der durch das Gefühl der Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes gerufen, und ein Weib, das durch eben dies Gefühl zu dem Bette ihres, an einer ansteckenden Krankheit leidenden, Kindes gezogen wird, kennen beide keine Furcht mehr.

Und was vermag der Mensch nicht, sobald er von aller Furcht sich befreit sieht! Er wird gewissermaßen allmächtig; geht immer vorwärts, wo der Furchtsame sich zurückzieht; arbeitet immer, wo jener seufzt; macht Dinge möglich, die dieser für unmöglich hält; und beharrt in seiner Thätigkeit, bis er seinen Zweck erreicht hat, oder seine Wirksamkeit gehemmt wird.

Wie viele Beispiele hievon liefert die Geschichte der Helden! Allein ich will absichtlich lieber ein Beispiel aus dem bürgerlichen Leben aufstellen. Denn nicht nur auf dem Kampfplatze, auch in der Werkstatt und in der Kinderstube findet die menschliche Kraft Gelegenheit, ihre Größe zu zeigen.

Es sei das Beispiel Gutmanns, eines ehrlichen Handwerksmannes, der sich nichts mehr angelegen sein ließ, als

seine Pflicht zu thun. Ihn und seine Handwerksgenossen trifft eine schwere Zeit. Die Lebensmittel steigen zu einem unerhörten Preise, und die Waaren, welche sie durch ihren Fleiß hervorbrachten, werden nicht mehr gesucht. Die mehresten seiner Handwerksgenossen werden muthlos; der Anblick des Hungers, der ihnen drohend sich naht, lähmt gleichsam alle ihre Kräfte; sie versinken in immer größeres Elend, bis sie zum Bettelstabe ihre Zuflucht nehmen, und großentheils ein Raub der aus Hunger und Kummer entspringenden Krankheiten werden.

Gutmann bekommt durch das Gefühl der Pflicht, seine Familie zu versorgen, neue Kraft. Der Anblick ihres Kummers und die lebhafte Vorstellung, daß sie keinen menschlichen Versorger habe, als ihn, daß es also seine höchste Pflicht sei, sie gegen den Untergang zu schützen, läßt ihm gar keinen Zweifel übrig, daß er alles möglich machen könne, was die Pflicht von ihm fordert. Durch diesen Glauben gestärkt, sinnt er auf Arbeiten anderer Art, die er mit vieler Anstrengung erlernt, die er unter die Glieder seiner Familie vertheilt, woran er selbst den vorzüglichsten Antheil nimmt; und — es gelingt ihm. Mitten unter den Verwüstungen, die der Hunger anrichtet, findet seine Familie Sättigung. Welche Seligkeit für ihn daraus entspringen müsse, daß er der Retter seiner Familie wurde, kann man sich leicht vorstellen. Im späten Alter noch wird er sich nicht seliger fühlen, als — wenn er diesen Theil seiner Lebensgeschichte seinen Kindern erzählt.

Das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, verschafft uns vorzüglich im Umgange mit Menschen eine Würde und eine damit verknüpfte Wirksamkeit, wie kein vornehmer Stand, kein Reichthum, nichts von dem, was außer uns

ist, sie uns geben kann. Man denke sich den Menschen, in welchem Verhältniß man will — immer wird seine Kraft, durch das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, erhöht. Der Hausvater, der Regent einer Familie und des damit verbundenen Gesindes, der die Erfüllung der Pflichten gegen die Seinigen zu seinem höchsten Zwecke macht, erlangt unter ihnen ein unumschränktes Ansehn. Das unablässige Bestreben, ihnen die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, ihre Gesundheit zu erhalten, ihren Unterricht zu besorgen, sie zum Guten zu erziehen, jedem, wie er kann, zu helfen, erwirbt ihm ihre Liebe, ihre Hochachtung und ihr Zutrauen, und er wirkt bei ihnen gewöhnlich durch Winke das, was ein Pflichtvergessener durch die größte Strenge nicht auszurichten vermag. Was von dem Weltregierer gesagt wird: so er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so steht's da, das gilt von jedem Hausvater, der seinen Pflichten treu ist, in Beziehung auf seinen kleinen Wirkungskreis.

So ist die Erfüllung der Pflicht gewiß auch das sicherste, vielleicht das einzige Mittel, den Vorgesetzten größerer Gesellschaften, sie mögen Gemeinden oder Nationen heißen, ihre Herrschaft zu sichern. Wenn man vor einer Gesellschaft von Menschen mit dem Bewußtsein auftreten kann, man habe seine Pflichten gegen sie so treu erfüllt, daß man keinen gegründeten Vorwurf erwarten dürfe, so kann man mit Nachdruck sprechen, und versichert sein, daß die Rede ihres Zwecks nicht verfehlen werde.

Unter den Reden, die in neuern Zeiten Vorgesetzte an ihre Untergebene hielten, wirkte vielleicht keine mit so durchgreifender Kraft auf die Zuhörer, als diejenige, welche der ehrwürdige Washington an die Repräsentanten der ver-

einigten nordamerikanischen Freistaaten hielt, als er seine Präsidentenstelle niederlegte. Woher rührte aber diese durchgreifende Kraft? Blos von dem Bewußtsein dieses edeln Mannes, seine Pflicht erfüllt zu haben. *)

Durch dieses Mittel erhält der Mensch auch bei den Unterhandlungen mit Andern ein schätzbares Gewicht. Ein Mensch, dem es ein Ernst ist, der Arbeit, die er liefert, die möglichste Vollkommenheit zu geben, der über alle Künste des Betrugs erhaben ist, kann sicher darauf rechnen, daß zu seiner Zeit seine Rechtschaffenheit werde erkannt und geschätzt, und sein Wirkungskreis werde vergrößert werden. Der thätigste und rechtschaffenste Kaufmann wird immer am mehresten gesucht; und der Handwerksmann, von dem es bekannt ist, daß er gut und redlich arbeite, erwirbt sich immer mehr Kunden.

Bei weitem der größere Theil der Menschen lebt im Stande der Abhängigkeit von Höhern. Aeußerst wenige sind unabhängig. Dies darf uns nicht befremden, darf keinen Zweifel gegen das Dasein eines Himmels auf Erden erregen. Wird es denn im Himmel jenseits anders sein? Wird es nicht auch da höhere Wesen geben, von welchen die niedrigern abhängen.

Das Lästige bei der Abhängigkeit ist: die Ungerechtigkeit, welche die Vorgesetzten, in den niedern sowohl, als in den höhern Ständen, oft gegen ihre Untergebenen sich

---

*) Bisher ließen sich die Großen der Erde mehr durch Politik, als durch Moral leiten; und ihre Throne wanken und stürzen zum Theil zusammen. Sollten ihre Throne nicht dadurch können befestiget werden, daß sie, bei ihren öffentlichen und ihren Privat-Handlungen, die Erfüllung der Pflicht zu ihrem höchsten Zwecke machten? (Geschrieben im Jahre 1797.)

erlauben: indem sie die Würde des Menschen in ihnen verkennen, und sie als Wesen betrachten, die sie nach Willkühr behandeln könnten. Das sicherste Mittel, sich gegen solche Mißhandlungen zu schützen, ist — die Erfüllung der Pflicht. Der Untergeordnete in jedem Stande, der sich bewußt ist, keine gegründeten Vorwürfe verdient zu haben, tritt seinem Vorgesetzten getrost unter die Augen, und dieser achtet seinen freien Blick, und scheuet sich, ihm Aufträge zu ertheilen, die unter der Würde desselben sind. Wenn alle Untergebene ihren Pflichten treu wären, so wäre kein Despotismus möglich, der immer nur in der Pflichtvergessenheit der Untergebenen seine Nahrung findet.

Durch Abhärtung des Körpers bekommt die Kraft ebenfalls einen ansehnlichen Zuwachs. Er ist der Seele Werkzeug. Je dauerhafter dieses ist, desto mehr kann sie wirken. Die Zeit, welche eine in einem schwächlichen Körper wohnende Seele an die Ausbesserung ihres Werkzeugs verwendet, widmet die in einem, solcher Ausbesserung nicht bedürfenden, Körper wohnende dem Wirken durch denselben. Mit einem dauerhaften Werkzeuge versehen, richtet man in einem Tage mehr aus, als ein Anderer vielleicht in einer Woche, wenn er mit einem Werkzeuge arbeitet, das ihm von Zeit zu Zeit den Dienst versagt. Schreibt man nicht mit einer guten Feder weit schneller und schöner, als mit einer schlechten? — Aller Widerstand von außen wird leichter durch einen abgehärteten, als durch einen schwächlichen, kränklichen Körper überwunden. Regen, Sturm, Frost und Hitze, und jede Art der Witterung hemmen seine Wirksamkeit nicht. Und treten Fälle ein, wo körperliche Anstrengung nöthig ist, wo z. B. ein Körper weggeschafft werden muß, der dem Streben des Geistes

im Wege liegt, so werden die dazu nöthigen Kräfte nicht fehlen.

Ich führe zum Beweise das Beispiel der Brüder Siegmund an. Der ältere ließ es sich von Jugend auf angelegen sein, den Körper abzuhärten, der jüngere war eben so besorgt, den seinigen zu verzärteln. Wie kraftvoll ist der ältere, wie schwach der jüngere! Beide ruft die Pflicht auf, an einem bestimmten Tage eine Reise zu unternehmen. Jener sagt entschlossen: ich will reisen! Dieser kann zu keiner festen Entschließung kommen. Hunderterlei Besorgnisse steigen in seiner Seele auf. Fast alle Stunden sieht er nach dem Barometer, nach dem Himmel, sieht woher der Wind kommt, erkundigt sich allenthalben nach dem Wege, nach den Gasthöfen, die er auf demselben finden wird. Ehe er sich zur Reise entschließt, hat sein Bruder sie vollendet.

Je richtiger man ferner empfindet, je mehr Wahrheit in den Kenntnissen ist, die man sich erwirbt, desto mehr kann man auch wirken. Ein Satz, den die tägliche Erfahrung bestätigt. Wenn du einen Feind angreifen mußt, und kennest ihn, seine Stärke sowohl als seine Schwäche, machst dir keine übertriebene Vorstellung von seiner Stärke, aber hältst ihn auch nicht für schwächer, als er ist: wirst du alsdann nicht im Stande sein, die schicklichsten Mittel auszudenken, durch welche er zu besiegen ist? wird dir der Sieg nicht leichter zu Theil werden, als einem andern, der falsch empfindet, der entweder seinen Feind für unüberwindlich hält, oder ihn wegen seiner vermeintlichen Schwäche verachtet? Wenn du den rechten Weg zu dem Orte weißt, nach welchem du wandelst, wirst du ihn nicht weit schneller erreichen, als ein Anderer, der

sich auf Irrwegen umhertreibt? Wenn du den Fehler deines Kindes richtig erkennst, wirst du ihn nicht weit leichter wegschaffen können, als ein Anderer, der seiner Kinder Fehler entweder durch seine Einbildungskraft vergrößert, oder sie für ganz unbedeutend hält? Wenn du, um es noch fühlbarer zu machen, über einen schmalen Steg gehen willst, wirst du, mit deinen gesunden Augen, ihn nicht sicherer treffen als dein Reisegesellschafter, der Alles doppelt sieht?

Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Dieß ist ein goldener, stärkender, Herz erhebender Ausspruch. Es wird da so ganz geradezu gesagt: ihr werdet die Wahrheit erkennen. Und gewiß mit Recht: denn wenn man nur die Wahrheit redlich sucht, so findet man sie; zwar nicht auf einmal, aber doch nach und nach. Der Weg zur Wahrheit geht immer durch das Land des Irrthums. Wenn man erst geirrt und seinen Irrthum eingesehen hat, so wird man frei: frei von den Fesseln, die man bisher trug, die die Kraft lähmten. Sobald du die wahre Ursache von deinen bisherigen Sorgen entdeckt, und so die Wahrheit erkannt hast, so bist du auf dem Wege, dich davon frei zu machen.

Endlich wird die männliche Kraft auch dadurch gestärkt, daß jeder das Geschäft, das er treibt, recht gründlich erlernt. Ein Mensch, er sei von welchem Stande man wolle, wird immer mächtiger, wirkt immer mehr, je eifriger er sich angelegen sein läßt, sich die zur Treibung seines Geschäfts nöthige Kenntnisse zu erwerben. Die Beweise davon liegen allenthalben vor Augen.

Sobald ein Fürst, der die Kunst, ein Volk zu regieren

und glücklich zu machen, gründlich erlernt hat, den Thron besteigt, so wirkt seine Kraft durch's ganze Land. Wüsteneien werden bevölkert; die Armuth verwandelt sich in Wohlhabenheit; die Aemter werden mit den würdigsten Männern besetzt; der öffentliche Unterricht wird verbessert; Unwissenheit, Aberglauben, Rohheit verschwinden nach und nach; der Geist der Duldung läßt sich im Lande nieder; jeder Unterthan erhält Sicherheit seines Eigenthums; und der wirklich Arme, der kein Eigenthum hat, auch das Vermögen nicht besitzt, sich welches zu erwerben, erhält — Versorgung. Sein Volk wird von den Nachbarn geachtet, und man bewirbt sich um seine Freundschaft.

Und woher rührt denn diese Kraft? Von der Fürstenwürde? Wäre dieses, so müßte man ja die Wirkungen davon allenthalben verspüren, wo Fürsten regieren. Nein, sie kommt daher, daß dieser Fürst die Regierungskunst erlernt hat.

Eben so wird jeder andere Mensch durch die gründliche Erlernung seines Geschäfts mächtiger, und die Wirkungen davon sind eben so sichtbar; nur mit dem Unterschiede, daß sein Wirkungskreis kleiner ist.

Selbst der Bauer Kilian beweist es durch sein Beispiel. Als er sein väterliches Erbtheil in Besitz nahm, fand er es in schlechtem Zustande. Jetzt ist es umgeschaffen. Der Acker trägt ihm noch einmal so viel ein, als sonst; die sonst sumpfigen Wiesen liefern jetzt ein süßes Gras; Plätze, die sonst wüst lagen, liefern ihm jetzt Weizen; alle sonst öden Ränder sind mit Bäumen besetzt; in seinem Garten, wo ehedem herbes Obst wuchs, sammelt er jetzt die schmackhaftesten Früchte ein; sein Viehstand ist vergrößert; ein Bienenstand ist dazu gekommen; sein sonst

unfruchtbares Land ist in einen Platz umgeschaffen, von dem man sagen könnte, daß darin Milch und Honig fließe. Dieß alles hat Kilians Kraft gewirkt. Wie geht dieß zu? Er hat sich die zu seinem Geschäfte nöthigen Kenntnisse erworben.

So ist's mit den Menschen in allen Ständen. Je gründlicher sie ihre Geschäfte erlernt haben, desto mehr Kraft besitzen, desto mehr wirken sie. Die Eltern erziehen gesunde, gute, geschickte, thätige, frohe Kinder; der Lehrer und Erzieher schafft eine Anzahl noch roher, unwissender Kinder zu lenksamen, gut unterrichteten Menschen um. Der Schriftsteller macht eine Nation in gewissen Rücksichten vernünftiger und gesitteter; der Kaufmann öffnet für das Land neue Nahrungsquellen; der Handwerksmann verfertigt Waaren, die immer mehr gesucht werden.

Wenn nun Jemand predigte: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind! Wenn ihr dort erst angekommen seid, wenn ihr erst die Hülle dieses Leibes abgelegt habt: dann werdet ihr weit mächtiger sein, mehr wirken, und die großen Absichten Gottes in seinem Reiche befördern helfen;" — welchen Eindruck würde dieß machen! wie würde man sich auf diesen Himmel freuen!

Vermögen wir aber nicht dieß alles schon auf Erden? können wir diese Freuden nicht schon jetzt uns schaffen?

Der Unterschied liegt nur darin, daß man, um den Vorschmack jenes Himmels zu haben, blos empfinden darf; aber, um diese Seligkeit im Himmel auf Erden zu genießen, nachdenken und seine Kräfte gebrauchen muß. Wahrscheinlich wird sich aber auch im Himmel jenseits

unsere Kraft, ohne Nachdenken und Thätigkeit, nicht vergrößern.

Einen hohen Grad von Seligkeit gewährt endlich schon der Gedanke, in welch' weitem Kreise man, bei richtigen Einsichten, und den zum Berufsgeschäfte nöthigen Kenntnissen, durch treue Erfüllung der Pflicht Gutes wirken kann. Dieß ist bei manchen Personen ganz vorzüglich sichtbar. Der Regent eines Reichs, wie ausgebreitet kann er wirken! Den wohl durchdachten Entschluß schreibt er in seinem Kabinete nieder, und in wenigen Tagen ist er in den entlegensten Winkeln seines Reichs bekannt, und wird befolgt. Selbst auf andere Nationen hat er Einfluß, und vermag bisweilen ihrem Schicksal eine neue Wendung zu geben. Seine weisen Gesetze werden noch nach Jahrhunderten befolgt und als Muster aufgestellt.

Der Schriftsteller schreibt auf seinem Zimmer die Wahrheiten nieder, die Nachdenken und Erfahrung ihn lehrten. Bald sind sie, durch die Thätigkeit des Druckers, vervielfältigt, verbreiten sich durch die ganze Nation, werden bisweilen, durch die Thätigkeit der Uebersetzer, andern Völkern mitgetheilt; wirken allenthalben, wohin sie kommen, und immer Gutes, wenn der Schriftsteller wahr und gut schrieb, und sein höchster Zweck bei dem Schreiben Erfüllung der Pflicht war. Dauert die Wirksamkeit mancher Schriftsteller nicht Jahrhunderte hindurch fort?

Der Kaufmann sitzt auf seiner Schreibestube, und wirkt, vermittelst einiger Zeilen, in allen Theilen der Erde. Wohin seine Briefe kommen, da entsteht Thätigkeit, Bestreben seinen Willen zu thun.

Ist dieß nicht eine Wirksamkeit, die derjenigen gleicht,

welche man den höhern Wesen, die wir Engel nennen, zuschreibt?

Freilich erreichen nur wenige Menschen eine so hohe Stufe der Vollkommenheit. Es ist im Himmel diesseits eben so, wie wir glauben, daß es im Himmel jenseits sein werde. Es gibt hier so wie dort Stufen. Je höher diese sind, desto kleiner ist die Zahl derer, die sie erreichen; die größere Zahl bekommt ihren Platz immer auf den mittleren und unteren Stufen angewiesen.

Aber auch auf der untersten Stufe kann das, durch Erfüllung der Pflicht gewirkte Gute sehr weit verbreitet werden. Auch der arme Taglöhner ist im Himmel, wenn er seinen Pflichten treu ist. Zwar verrichtet er, nach dem Willen eines andern, sehr einfache Geschäfte um einen geringen Lohn; und es scheint seine Wirksamkeit nicht viel größer, als die des Lastthiers zu sein, das mit ihm einem Herrn dient. Ist er aber nur treu und redlich in seinem Berufe, sucht er seinem Geschäfte immer mehr Vollkommenheit zu geben, so wird auch er bald seinen Wirkungskreis vergrößert sehen. Das Beispiel des Fleißes, der Geduld, der Sparsamkeit, das er durch sein Verhalten gibt, wird auf manchen seiner Mitarbeiter wirken, und ihn bessern, mancher Reiche wird ihn sehen, wird hingehen, nachdenken und gute Entschließungen fassen; wird er Vater, so werden seine gute Eigenschaften auf seine Kinder forterben, vielleicht wird eins davon der Stammvater eines großen Mannes, der auf der Erde mächtig wirkt. Den ersten Grund zu seiner Wirksamkeit legte jener arme Tagelöhner, von dem er abstammt, und dessen Berufstreue vielleicht auch noch bei seinem Leben bemerkt wird und

Veranlassung gibt, daß man ihn zum Aufseher über Andere setzt.

Es beobachte sich nur jeder genau, und er wird gewiß finden, daß, wenn er es sich stets angelegen sein läßt, auf die hier beschriebene Art sich zu vervollkommnen, auch seine Wirksamkeit und sein Wirkungskreis sich vergrößern werden.

Man wende mir nicht ein, daß im hohen Alter oft die Wirksamkeit des Menschen gehemmt werde, und daß er also doch alsdann den Himmel auf Erden nicht mehr finde. Dieß scheint nur so. Ein betagter Mensch, der seinen Pflichten treu war, hat gewiß im Laufe seines Lebens so viel Gutes gethan, daß die Wirkungen davon auch dann noch fortdauern, wann die Kräfte zum fernern Wirken ihm zu fehlen anfangen. Gerathen wir doch täglich in einen Zustand der Unthätigkeit; wenn das Tagewerk vollbracht ist, dann schließen sich unsere Augen, und wir scheinen einige Stunden für die Welt unnütz zu sein. Bewiesen wir aber nur bei unserm Tagewerk die nöthige Treue, so wirken wir selbst in diesem Zustande noch fort. Gesetzt auch, wir hätten nichts gethan, als ein Beet besäet, so schwellen doch wenigstens, während unsers Schlafes, die Samenkörner auf, die wir ausstreuten, und nähern sich ihrer Entwickelung.

Nach der Vorstellung, die wir uns von dem künftigen Himmel machen, wird auch ein Theil unserer Seligkeit **aus der Zurückerinnerung an das Gute entspringen, das wir auf der Erde thaten.**

Ihre Werke folgen ihnen nach!

Da ruft, — o möchte Gott es geben! —
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:

Heil sei dir, denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du.
O Gott! wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

Freilich muß so etwas erfreuen. Das Bewußtsein, daß man die von Gott anvertraueten Geschäfte auf der Erde redlich ausgerichtet habe, daß die guten Wirkungen davon noch fortdauern; der Anblick von Seligen, die uns ihr Heil verdanken, muß freilich unaussprechliche Seligkeit verschaffen.

Man hüte sich doch aber ja, daß man durch solche Erwartungen sich nicht selbst täusche! Wenn einst gute Werke uns nachfolgen sollen, so müssen wir nothwendig jetzt gute Werke thun. Wenn einst wohlausgerichtete Geschäfte uns Freude machen sollen, so müssen wir auch unsere jetzigen Geschäfte wohl ausrichten. Wenn einst Selige uns danken sollen, daß wir ihre Seele gerettet haben, so müssen wir es uns auch jetzt angelegen sein lassen, Seelen zu retten.

Wenn wir nun dieß alles thun, so können wir uns ja jetzt schon unserer Werke freuen, und den Himmel auf Erden haben. Thun wir es aber nicht, was für Grund haben wir dann zu hoffen, daß wir diese Freude künftig genießen werden? Ist diese Erwartung nicht eben so thöricht, als die Hoffnung eines Landmannes sein würde, der seinen Acker nicht besäet hätte, und doch eine reichliche Ernte erwarten wollte?

Willst du also wirklich einst die Freude haben, daß deine Werke dir nachfolgen sollen, daß die Zurückerinnerung an dieselben dir Seligkeit schaffen soll, so fange nur heute an und thue Gutes. Suche auch dem geringsten

deiner Geschäfte die möglichste Vollkommenheit zu geben, von jeder Stunde den besten Gebrauch zu machen, und jede Gelegenheit zu benutzen, wo du etwas zum Besten anderer Menschen beitragen kannst; und du wirst gewiß erfahren, daß das Ende des Tages, den du so verlebtest, für dich erheitert wird, und die Zurückerinnerung an gut vollendete Geschäfte dir Freude macht.

Wende nicht ein, daß du zu schwach und unvermögend wärest, viel Gutes zu thun. Für wen ist denn die künftige Seligkeit bestimmt? für Fürsten? für Gelehrte? für Reiche? für solche Personen, die hier einen großen Wirkungskreis hatten? Nein, antwortest du, für die Guten und Rechtschaffenen. Sieh! eben so ist's auch mit dem Himmel auf Erden. Jeder kann daran Theil haben, wenn er sich nur bemüht, gut und rechtschaffen in jeder Rücksicht, folglich auch in Ansehung des Betreibens seiner Geschäfte, sich zu beweisen.

Es kommt bei der Seligkeit, die aus dem Anblicke unserer vollbrachten Werke entspringt, nicht sowohl auf die Größe, als auf die Güte derselben an. Freilich muß der Anblick eines vollendeten großen, für die Menschheit sehr wichtigen, Werkes auch große Freude verursachen; allein diese wird wieder durch das Wahrnehmen der Unvollkommenheiten gemindert, die fast immer an großen Werken bemerkbar bleiben. Ein Fürst, wenn er auch der weiseste und thätigste wäre, kann sein Volk unmöglich so gut regieren, als ein weiser Hausvater seine Familie. Wer mannigfaltige Geschäfte auszurichten hat, wird sie schwerlich so gut besorgen können, als ein Anderer, dem ein mäßiges Geschäft angewiesen ist.

Daher lehrt die Erfahrung, daß man jene ruhige Hei-

terkeit, die man als ein Bild der himmlischen Seligkeit anzusehen pflegt, eben sowohl in Hütten als in Palästen, eben sowohl bei denen findet, die einen sehr kleinen, als bei solchen, die einen großen Wirkungskreis haben.

Ich denke mir jetzt einen Handwerksmann, dem blos mechanische Geschäfte angewiesen sind, der also sehr vieles entbehren muß, was Andere genießen, und gegen sie in einem niedrigen bürgerlichen Verhältnisse steht: wird nicht auch er im Himmel sein können, wenn er nach den Grundsätzen handelt, die hier vorgetragen wurden? Wenn er den Tag hindurch unverdrossen arbeitet, und es sich angelegen sein läßt, gut zu arbeiten; wenn er seine Kinder gut erzieht, ihnen Geschäfte anweist, die ihren Kräften angemessen sind, und so ihre Kräfte übt und ausbildet; wenn er seinen ärmern Nachbarn eine Kleinigkeit zur Erquickung sendet, einem armen Reisenden etwa seine Kleidung ausbessert, oder ihm sonst einen Dienst leistet; und sich dann am Abend unter seine Familie setzt, und sich mit ihr über das vollendete Tagewerk unterhält: kann dieser nicht die reinsten Freuden genießen?

Jetzt geht die Sonne unter; der Abend bricht an, und ladet die Menschen zur Ruhe ein. Alle, denen es ein Ernst war, ihr Tagewerk gut auszurichten, überdenken es: der Fürst die Verordnungen, die er gab; der Bauer seine Feldarbeit; der Arzt den Beistand, den er den Kranken leistete; der Schullehrer den Unterricht, den er ertheilte; die Mutter die erfüllten Mutterpflichten; der Schuhmacher die Schuhe, die er verfertigte; der Künstler das Kunstwerk, an dem er arbeitete. — Wer unter ihnen allen wird sich seines Tagewerks wohl am mehresten freuen?

gewiß in der Regel derjenige, der es am redlichsten verrichtete.

Ich sage in der Regel: denn bisweilen treten freilich Umstände ein, die selbst dem Gelingen solcher Arbeiten hinderlich werden, die wir mit der möglichsten Treue und Anstrengung verrichtet haben; oder Umstände, die uns trübsinnig machen, und uns keine Freude übrig lassen, als diejenige, die aus dem Bewußtsein entspringt, daß wir unsere Pflicht redlich gethan haben.

Wenn gleich nun die Freude über das Gelingen unserer Bemühungen nicht an jedem Tage von uns genossen werden kann, so wird sie uns doch von Zeit zu Zeit zu Theil, wenn wir nur nicht ablassen, in unsern Geschäften Treue zu beweisen. Nach dem Verlaufe einiger Jahre, bisweilen auch schon einiger Monate, werden die angenehmen Wirkungen unserer Berufstreue uns gewiß fühlbar. Da bricht der Gärtner die Früchte von den Bäumen, die er pflanzte; da erntet der fleißige Bauer von dem Felde, das er urbar machte; da tritt das Kind, das die treue Mutter mit vieler Mühe erzog, in einen Wirkungskreis, wo es Gutes stiften und sich hinlänglichen Unterhalt verschaffen kann; da feiert der graue Vater seinen Geburtstag im Kreise wohlgerathener Kinder und Enkel; da sieht der Schulmeister seine ehemaligen Schüler und Schülerinnen die Lehren, die er ihnen einst gab, wieder ihren Kindern mittheilen; da begegnet der Menschenfreund dem, den er einst rettete, und wird von ihm mit warmem Händedruck belohnt; da kömmt der Schriftsteller an einen Ort, wo die guten Wirkungen seiner Schriften sichtbar sind; da geht der thätige Kaufmann durch eine Straße, aus welcher seine Thätigkeit die ehemalige Armuth ver-

drängt hat, und empfängt freundliche Grüße von Alten und Jungen, die ihm ihre Wohlhabenheit verdanken; da bekommt der rechtschaffene Offizier erfreuliche Beweise von der Veredelung, die von ihm auf seine Untergebenen übergegangen ist; da durchreist der landesväterlich gesinnte Fürst sein Land, und trifft allenthalben Spuren von seiner weisen und thätigen Regierung an.

Absichtlich führe ich Beispiele aus vielerlei Ständen an, um in meinen Lesern den eben so wahren als herzerhebenden und beruhigenden Glauben zu begründen — daß alle Menschen, in allen Ständen ein Recht zum Himmel haben, und zum Genuß der himmlischen Seligkeit gewiß gelangen, wenn sie nur, durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, ihr Recht geltend zu machen wissen.

Welche Freude, wenn man nun einmal ein wohlgelungenes Werk erblickt! Dann macht die Zurückerinnerung an die Mühe, die es kostete, keinen Verdruß mehr, sie erhöht die Freude; je mehr Anstrengung es kostete, je mannigfaltiger die Schwierigkeiten waren, die man dabei überwinden mußte, desto süßer ist die Zurückerinnerung. Dann verliert sich das Andenken an mißlungene Bemühungen, wenn die gelungenen uns aufheitern. Der Gärtner denkt nicht mehr an die eingegangenen Bäume, wenn er von den wohlgerathenen Früchte bricht; der Menschenfreund vergißt die Gedankenlosen, an denen er seine wohlthätigen Absichten nicht erreichte, wenn er einen Dankbaren findet, der durch ihn auf den rechten Weg geleitet wurde.

Wenn es wahr ist, daß wir einst uns selig fühlen werden, wenn unsere Werke uns nachfolgen, daß wir uns freuen werden des Gelingens unserer Geschäfte, des Guten,

das wir thaten, so ist es ja ganz gewiß, daß wir diese Seligkeit auch schon hier genießen können. Jetzt ist uns ja alles noch in frischem Andenken. Und wenn es möglich wäre, daß ein Mensch, der es sich angelegen sein ließ, seine Geschäfte redlich auszurichten und seine Pflichten zu erfüllen, sich seiner Werke hier auf Erden gar nicht freuen könnte: aus welchem Grunde dürfte er denn hoffen, daß er diese Freude jenseit des Grabes genießen werde?

Zweites Buch.

Von dem Umgange mit Gott, und der daraus entspringenden Seligkeit.

Als die Menschheit noch im Stande der Kindheit sich befand, genossen, nach der Versicherung der Bibel, die Menschen oft des Umgangs mit Gott. Adam hörete seine Stimme; Noah erhielt von ihm Verheißungen; dem Abraham erschien er oft in seinem Haine; und Moses ging mit ihm um, wie ein Mann mit seinem Freunde. Dieß geschieht nun nicht mehr; wir können uns nicht rühmen, seine Stimme gehört, seine Befehle vernommen, eine Erscheinung von ihm gehabt zu haben.

Wie geht denn dieses zu? sind denn etwa jene Nachrichten von dem Umgange der Menschen mit Gott erdichtet? oder hat sich Gott von uns zurückgezogen, und würdiget uns seines Umgangs nicht mehr? — Keins von beiden.

In jenen grauen Zeiten der Vorwelt waren die Einsichten der Menschen noch sehr eingeschränkt; sie wußten

Staatliche Bibliothek Bamberg

nichts, als was sie selbst erfahren oder aus Erzählungen von ihren Voreltern und ihren Zeitgenossen erlernt hatten. Daher waren sie mit den mehresten Kräften der Natur ganz unbekannt. Wenn Blitze über ihnen die Luft durchschnitten, der Donner sie durch sein Krachen erschreckte, der Sturm Bäume umriß; wenn ein sanftes Säuseln der Luft sich in den Wipfeln des schattigen Hains hören ließ, ein bedenklicher Traum im Schlafe ihre Seele beschäftigte, so empfanden sie dieß alles — sie empfanden die Wirkungen, sie kannten aber die Ursachen nicht. Da sie aber überzeugt waren, daß keine Wirkung ohne Ursache erfolge, so schrieben sie jede Naturbegebenheit, deren Entstehung sie sich nicht erklären konnten, einem unmittelbaren Wirken der Gottheit zu. Und da ihnen das mehreste in der Natur unerklärbar war, so sahen und hörten und empfanden sie allenthalben Gott.

Wir sind in unsern Einsichten weiter vorgerückt. Seit Jahrtausenden haben unsere Vorfahren die Natur betrachtet, ihren Kräften nachgespürt, Entdeckungen gemacht; vorzüglich tief ist man in dem vorigen und dem gegenwärtigen Jahrhundert in ihre Geheimnisse eingedrungen. Daher geschieht jetzt in der Natur selten etwas, wovon der fleißige Beobachter derselben nicht die nächstliegende Ursache anzugeben wüßte. Wenn es donnert, hört er nicht mehr die Stimme Gottes; wenn die Lüfte in den Wipfeln der Bäume säuseln, glaubt er nicht mehr das Wandeln Gottes zu vernehmen; wenn er einen bedenklichen Traum hat, so sucht er den Grund davon in der Beschaffenheit seines Blutes und seiner Eingeweide. Wir empfinden noch die nämlichen Wirkungen, wie die ersten Erdbewohner, aber wir schreiben sie näher liegenden Ursachen zu.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Daher fällt der Umgang mit Gott, so wie ihn unsere Vorfahren genossen, in unsern Tagen weg, und mit ihm alle die Seligkeit, die z. B. Abraham empfand, wenn er, nach einer erhaltenen Verheißung, auf sein Antlitz fiel und anbetete.

Bei vielen unserer Zeitgenossen geht es so weit, daß sie Gott ganz vergessen, und sein Dasein zu bezweifeln anfangen. Der Donner ist eine Wirkung der Elektricität, sagen sie, und vergessen dabei, daß die Elektricität auch ihre Ursachen haben, und daß unter allen denkbaren Ursachen doch eine die erste sein müsse.

Ehe also vom Umgange mit Gott geredet wird, möchte es doch wohl nöthig sein, von Gottes Dasein etwas zu sagen.

Wenn Glaube an Gott, wenn Umgang mit ihm, dem Menschen Seligkeit verschafft, welches wohl Niemand läugnen wird, der sich die seligen Gefühle denkt, die derjenige haben muß, der bei dem Weltschöpfer zu sein und mit ihm umzugehen glaubt; wenn dieser Glaube also für den Menschen Bedürfniß ist, so muß auch der Beweis seines Daseins sehr faßlich sein. Denn gehörte ein anhaltendes Nachdenken, viele Belesenheit und Gelehrsamkeit dazu, um sich zu überzeugen, daß es einen Gott, einen Schöpfer und Regierer des Weltalls gebe, so müßte bei weitem der größere Theil der Menschen auf diese Seligkeit Verzicht thun. Da nun alle nothwendigen Bedürfnisse der Menschen, z. B. Luft, Wasser, Brod, leicht zu haben sind, so ist zu erwarten, daß auch dieß Bedürfniß des Geistes, Ueberzeugung von Gottes Dasein, leicht müsse können erlangt werden. Und so ist es auch. Daß ein Gott sei,

daran kann jeder, der wirklich Mensch ist, d. h. der nur einigermaßen sich zum Nachdenken gewöhnt hat, sich sehr leicht überzeugen.

Hier ist ein solcher Beweis, den hoffentlich jeder, der dies Buch versteht, fassen kann.

Wenn wir über das nachdenken, was um uns geschieht, und was wir selbst thun, so fühlen wir uns schlechterdings gedrungen, einzugestehen, daß alles, alles durch unsichtbare Kräfte gewirkt werde. Wir sprechen, schreiben, weben, bauen Häuser, und sehen, daß die Zunge, die Finger und die Hände es sind, die dies alles wirken. Aber was setzt denn alle diese Gliedmaßen in Bewegung? Laßt uns zu einem Zergliederer gehen, und von ihm den innern Bau des menschlichen Körpers erklären hören. Er wird uns eine Menge Muskeln zeigen, durch deren Ausdehnen und Zusammenziehen die mannigfaltigen Bewegungen der menschlichen Gliedmaßen begreiflich werden. Wenn ich ihn aber frage, wo ist denn die Ursache, die diese Muskeln so ausdehnt und zusammenzieht, daß sie gerade das wirken, was ich will, daß z. B. durch sie meine Finger so gelenkt werden, daß sie jetzt das Wort Gott hinschreiben: so muß er gestehen, daß es ihm unmöglich sei, diese Frage zu beantworten.

Verschiedene Leser dieses Buchs pflanzten vor einigen Jahren Bäume. Nun sind sie herangewachsen, tragen Früchte, und die Pflanzer laben sich an denselben. Aber wodurch wurden sie denn so groß? woher entstanden denn die Früchte? — Aus den Säften der Erde, wird man antworten, die durch die Wurzeln eingesogen wurden. Fragt man aber weiter: welche Kraft trieb denn diese Säfte von den Wurzeln bis zu den Zweigen? so mag man antworten,

was man will, man wird doch gestehen müssen, daß diese Kraft unsichtbar sei.

Wer ist so fühllos, daß er sich nicht freuen sollte, wenn er am Horizonte den Mond aufsteigen sieht! aber woher kommt es denn, daß er aufsteigt? Der Astronom wird uns dies aus der Bewegung unserer Erde um ihre Axe erklären. Wenn ich aber weiter frage, was ist denn die Ursache von dieser Bewegung? so berührt er in seiner Antwort lauter Dinge, die nie ein menschliches Auge sah.

So ist es mit allen Erscheinungen, die wir wahrnehmen. Wir glauben die Ursachen davon zu kennen. Denken wir aber darüber nach, so müssen wir gestehen, daß sie alle nur Werkzeug oder Wirkung sind.

Wenn du z. B., mein Leser! gefragt wirst: wodurch die Wassermühle in Bewegung gesetzt wird, so wirst du antworten: durch das Wasser. Frage ich aber weiter: durch welche Kraft wird denn das Wasser fortwährend nach der Wassermühle getrieben? was ist denn die Ursache, daß es nicht bisweilen stehen bleibt? so wirst du mir wieder eine unsichtbare Kraft nennen müssen.

Alles was wirkt, ist also unsichtbar. Das Sichtbare ist blos Wirkung oder Instrument. Diese unläugbare Wahrheit fasse man, präge sie sich tief ein, gewöhne sich zu sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, beurtheile in dieser Geistesverfassung die Welt, und was darin vorgeht, und man wird bemerken, daß man von derselben sogleich eine ganz andere Ansicht bekommt.

Wer in der Meinung steht, daß das Sichtbare durch seine eigene Kraft das wirke, was es zu wirken scheint, gleicht einem Kinde, das einem Marionettenspiele zusieht,

und in dem Wahne steht, die Bewegung der Puppen, und die Stimmen, die es hört, würden durch die Puppen selbst hervorgebracht. Er wird aber die Welt, sobald er weiß, daß sie durch unsichtbare Kräfte regiert werde, eben sowohl mit andern Augen ansehen, als ein Kind die Puppen, wenn es auf die Personen aufmerksam gemacht wird, die hinter dem Vorhange verborgen sind.

Hat man sich einmal daran gewöhnt, an unsichtbare Kräfte zu glauben: so erzeugt sich der Glaube an eine unsichtbare Kraft, unter deren Leitung alle übrigen Kräfte stehen, von selbst.

Allenthalben herrscht Harmonie; und es ist nicht zu läugnen, daß alles nach gewissen Gesetzen erfolgt. Wie wäre es sonst möglich, daß man die Minute angeben könnte, in welcher eine Sonnen- oder Mondfinsterniß entstehen, oder ein Stern in unserm Gesichtskreise erscheinen wird? wie möglich, daß die Erde so viele Jahrtausende hätte bestehen und sich, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehr verschönern können.

Daß die Bewegung einer Uhr, einer Mühle, daß das gemeinschaftliche Wirken einer Gesellschaft von Bauleuten zu einerlei Zweck, die Bewegung einer Armee, unter Aufsicht und Leitung einer Kraft geschehen, glauben wir alle; warum sollte es denn nicht eben so einleuchtend sein, daß die Kräfte, die in dem Weltall so harmonisch, so wohlthätig wirken, unter der Aufsicht und Leitung eines höhern Wesens stehen?

Ich sollte meinen, wer bei dem Anblicke einer Windmühle, in welcher alle Theile nach einem bestimmten Zwecke wirken, an das Dasein eines Windmüllers zu glauben sich gedrungen fühlte, der könne auch bei dem Anblicke der

Welt, die doch wohl größer und zusammengesetzter als eine Windmühle ist, das Dasein eines Weltregierers oder Gottes nicht läugnen; und es ist fast unerklärbar, wie man bei jeder wirksamen Windmühle das Dasein eines Windmüllers glauben, und bei dem Anblick der Regelmäßigkeit, die doch wenigstens in der Bewegung der Himmelskörper ganz unläugbar nachzuweisen ist, das Dasein Gottes bezweifeln kann.

Freilich ist's wahr, daß auf der Erde eine Menge scheinbare Unordnungen bemerkbar sind; daß eine Kraft zerstört, was die andere hervorbrachte, der Hagel z. B. die Saat zerschmettert, welche durch mannigfaltige Kräfte hergestellt wurde, die Pocken die Augen zu Grunde richten, welche durch die Erzeugung entstanden. Allein da doch jeder gestehen muß, daß sein Blick viel zu kurz sei, als daß er das Ganze übersehen könnte, so ist es gewiß vernünftiger, sich über diese scheinbaren Unregelmäßigkeiten zu beruhigen, als deßwegen das Dasein eines allgemeinen Regierers abzuläugnen. Glaubt doch auch derjenige an das Dasein eines Windmüllers, der es nicht begreifen kann, warum die Flügel der Windmühle Lücken haben.

Sobald man nun von dem Dasein einer höchsten Kraft überzeugt ist, unter deren Leitung alle Kräfte wirken, deren Werkzeuge sie sind, so wie die Muskeln die Werkzeuge des unsichtbaren Wesens, das die Bewegungen unsers Körpers anordnet, so wird man auch die mehresten Eigenschaften ihm beilegen müssen, die ihm zeither beigelegt wurden.

Eine Kraft, deren Werkzeuge alle übrigen Kräfte sind, kann alles, was sie will, ist allmächtig. Denn was könnte denn einer Kraft unmöglich sein, welcher alle vorhandenen

Kräfte zu Gebote stehen, welcher also schlechterdings keine Kraft widersteht?

Gütig muß sie sein: weil alles, was sie hervorbringt, so eingerichtet ist, daß es in seiner Art glücklich sein kann.

Man betrachte doch nur den innern Bau des Menschen, und man wird die Güte Gottes eingestehen müssen. Es ist da alles Werkzeug: theils zum Genusse, theils zum Wirken. Man müßte ein eigenes Buch von ansehnlicher Stärke schreiben, wenn man dies hinlänglich auseinander setzen wollte.

Die Zunge des Menschen z. B., welchen Werth hat sie für ihn! Wenn man ihm ein Königreich bieten wollte, im Fall er sie sich auslösen ließe, welcher vernünftige Mensch würde sich dazu verstehen? Durch sie empfinden wir täglich die Annehmlichkeit der Speisen und Getränke; durch sie wirken wir; theilen wir unsere Gedanken mit, belehren, trösten, warnen wir, vertheidigen wir uns. An der Spitze eines kleinen Heeres, gegen einen mächtigen Feind, steht ein tapferer General. Denkt, ruft er dem kleinen Haufen zu, an Gott und Vaterland, an eure Weiber und Kinder! sein Wort wirkt auf alle, wie ein electrischer Schlag. Muth und Unerschrockenheit erfüllen ihre Seelen; sie sprechen dem Tode Hohn, der ihnen aus hundert Feuerschlünden droht; sie rücken an, kämpfen und siegen.

Und von wem haben wir denn die Zunge, durch welche wir so ungemein viel genießen, und so erstaunliche Dinge wirken können? Nur ein Thor kann sagen, er habe sie sich selbst gegeben. Auch können wir sie nicht als eine Wirkung der Thätigkeit unserer Eltern ansehn. Diese befriedigten

bei unserer Erzeugung ihren sinnlichen Trieb, ohne an uns oder an unsere Zunge zu denken. Ist denn etwa auf der ganzen Erde ein Vater oder eine Mutter zu finden, welche angeben könnten, wie eine menschliche Zunge gebildet werden müsse. Es ist eine unsichtbare Kraft, es ist die höchste unsichtbare Kraft, unter deren Leitung alle übrigen Kräfte stehen, welcher wir unsere Zunge, so wie alle unsere Gliedmaßen, zu verdanken haben. Und diese Kraft, die mir ein Glied gab, durch welches ich so viel genießen und wirken kann, sollte nicht gütig sein?

Was von der Zunge gilt, gilt, mit einiger Abänderung, von allen Theilen des Körpers der Menschen, der Würmer, Fische, Amphibien, Pflanzen, kurz von allen Theilen organisirter Körper ohne Ausnahme. Nirgends findet sich ein Theil, der zum Leiden gebildet wäre. Und die Kraft, welche dies alles wirkte, sollte nicht allgütig sein?

Freilich ist es nicht zu läugnen, daß wir auch durch unsere Gliedmaßen leiden, und daß jedes unserer Glieder verletzbar ist. Wenn wir aber deßwegen die Güte der höchsten Kraft, oder, um mich verständlicher auszudrücken, die Güte Gottes bezweifeln wollten, so müßten wir auch in die Rechtschaffenheit des Baumeisters Mißtrauen setzen, der, um Licht in's Haus zu bringen, und den Bewohnern eine schöne Aussicht in die freie Natur zu verschaffen, dasselbe mit Fenstern versah: wir müßten, sage ich, Mißtrauen in seine Rechtschaffenheit setzen, wenn etwa durch eines derselben ein Kind herabstürzte, oder die Scheiben durch irgend einen Zufall zerschlagen wurden.

Auch ist es wahr, daß bisweilen einmal ein Mensch oder ein Thier auf der Erde ankommt, dessen Gliedmaßen unvollkommen und gebrechlich sind. Allein daraus folgt

weiter nichts, als daß ein solches Geschöpf eines geringern Grades von Glückseligkeit fähig sei, als ein anderes, das vollkommener gebildet wurde. Dies kann gegen Gottes Güte keine Zweifel erregen. Zur Vollkommenheit des Ganzen gehört eine große Mannigfaltigkeit der Theile. Wie viel würde die Erde von ihrer Schönheit verlieren, wenn sie von keinen andern belebten Wesen, als von Menschen, bewohnt würde; und wie viel die menschliche Gesellschaft, wenn sie aus lauter Personen von großen Talenten bestände! Wer von seinem Schöpfer weniger Vollkommenheit als sein Mitgeschöpf erhielt, der hat entweder ein Verlangen nach höherer Vollkommenheit, oder nicht. Im letztern Falle vermißt er auch nichts. Es gibt Thiere von menschenähnlicher äußerer Bildung, die sich eben so wohl befinden, als jedes andere Thier. Hegt aber Jemand den Wunsch nach höherer Vollkommenheit, so wird er auch gewiß Mittel finden, derselben näher zu kommen. Die Gebrechlichen sind oft die Klügsten; die Tauben die Scharfsichtigsten; die Blinden haben das feinste Gefühl, und Personen, denen die Hände versagt wurden, besitzen in den Füßen die Geschicklichkeit, die sonst den Händen eigen zu sein pflegt.

Daß Gott weise sei, oder zur Erreichung großer Zwecke sich immer der schicklichsten Mittel bediene, davon zeugen seine Werke. Dies könnte mit vielen Beispielen bewiesen werden, wenn dieses Buchs Zweck wäre, die Weisheit Gottes darzuthun. Da aber derselben hier nur beiläufig Erwähnung geschieht, so berufe ich mich zum Beweise blos auf den Bau des menschlichen Auges. Nicht als wenn dies vorzüglich von Gottes Weisheit zeugte; — denn in eben dem Grade zeugen von ihr auch die Floßfedern der Fische, die Tatzen des Maulwurfs, die Fühlhörner

der Insekten, die Halme des Getreides und die Blätter der Bäume; — sondern weil doch aus unzähligen Beispielen eines gewählt werden muß.

Alle Körper, die meinen Augen gegenüber stehen, bilden sich in demselben ab; Thürme und Menschen und Vögel bilden sich ab auf einer kleinen Fläche, und erscheinen also nothwendig auch auf derselben äußerst klein. Gleichwohl sehe ich jeden Gegenstand in seiner natürlichen Größe. In beiden Augen bildet er sich ab, aber ich sehe ihn gleichwohl nur ein Mal. Das Bild davon befindet sich im Auge, und ich empfinde es durch Vermittelung eines Nerven, der vom Innern des Auges ausgeht, und sich im Gehirne endiget. — Welch' großer Zweck, für den das Auge bestimmt ist! Durch dasselbe werden wir in die engste Verbindung mit der Körperwelt gesetzt, und von den unzählig mannigfaltigen Kenntnissen, die sich der Mensch erwirbt, strömt ihm bei weitem der größere Theil durch das Auge zu. Und was ist das Auge? ein Körper, der aus verschiedenen Häuten, Gefäßen und Feuchtigkeiten besteht, die alle äußerst verletzbar sind, und von denen doch keins darf verletzt werden, wenn nicht das ganze Auge unbrauchbar werden soll. Und gleichwohl wie selten wird das Auge verletzt! Wie klein ist die Zahl der Menschen, die den Gebrauch desselben entbehren müssen! Dies Glied, welches eines der unentbehrlichsten ist, muß also von dem Schöpfer des menschlichen Körpers ganz vorzüglich gegen Verletzungen gesichert worden sein. Und wodurch? nicht durch einen großen Aufwand von Mitteln; nein, durch die allereinfachsten Mittel. Zum Schutz und Schirm gegen äußerliche Verletzungen dienen eine kleine Erhöhung des Knochens, der die Augenhöhle bildet, ein Paar Häutchen und einige Haare.

Welch einfache Mittel! und wie groß ist der Zweck, der dadurch erreicht wird! Die Mittel, durch welche Verletzungen von innen her verhütet werden, sind so verborgen, daß sie vielleicht der aufmerksamste Zergliederer noch nicht entdeckt hat.

Von Gottes Allgegenwart kann man sich eben so leicht überzeugen, als von seiner Güte und seiner Weisheit. Führe ich gen Himmel, sagt der Verfasser der Psalmen, so bist du da; und stieg ich bis in die Abgründe der Erde, siehe so bist du auch da! Blicke ich gen Himmel: so entdecke ich Wirksamkeit, die durch Weisheit geleitet wird; Körper, die nach gewissen Gesetzen sich bewegen; Sonnen, die den dunkeln Körpern ihr Licht mittheilen; dunkle Körper, die es von ihrer Sonne empfangen, und es wieder auf andere Planeten werfen, wenn diese von der Sonne nicht unmittelbar können beschienen werden. Und steige ich in die größte Tiefe hinab, so vermisse ich auch da diese weise Wirksamkeit nicht. Ich entdecke Werkstätten, wo die Quellen bereitet werden, die die Erdbewohner mit Wasser versehen; wo Steine und Metalle, Schiefer und Thon sich erzeugen.

Ob aber Gott an allen Orten selbst, oder nur durch die Wirkungen zugegen sei, die er durch unsichtbare Kräfte hervorbringt? dies ist eine Frage, über die wahrscheinlich kein Sterblicher mit Gewißheit entscheiden kann. Gott wirkt auf uns! dieß zu wissen ist zu unserer Beruhigung hinlänglich; wenn wir auch die Art und Weise, wie es geschieht, uns nicht erklären können. — Weit wichtiger für unsere Beruhigung ist die Ueberzeugung, daß Gott jeden von uns kenne, und bei seiner Regierung des Ganzen auch auf das Beste eines jeden von uns Rücksicht nehme.

Dies ist es, was viele bezweifeln. Der Anblick der regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper dringt ihnen den Glauben an das Dasein eines allweisen und allmächtigen Schöpfers und Regierers der Welt auf. Sie meinen aber, er wache nur über das Ganze; um das Schicksal der kleinern Theile desselben sei er unbekümmert. Dieser Glaube kann uns keine wahre Beruhigung gewähren; er sichert mich zwar gegen die Besorgniß, daß die Erde aus ihrer Laufbahn sich verrücken, oder der Mond auf sie herabstürzen werde; aber er gibt mir keinen Trost bei dem Verluste meiner Freunde, bei den Kränkungen meiner Feinde, bei dem Druck, unter dem ich seufze. Ich kann zertreten werden, in meinem Blute mich winden, und der Regierer des Himmels und der Erde bemerkt es nicht.

Wer so glaubt, glaubt aber auch ganz vernunftwidrig. Bin ich einmal überzeugt, daß ein Gott da sei, der die Welt regiert, so werde ich durch eine wohl zusammenhängende Reihe von Schlüssen auf den Glauben geleitet: er kennt auch mich und sorgt für mich.

Denn wozu sind denn die zahllosen Weltkörper alle hervorgebracht? wozu nützt ihre regelmäßige Bewegung, die schon so viele Jahrtausende gedauert hat, ohne jemals unterbrochen zu werden? Wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, wir wissen es nicht. Denn welcher Erdenbürger weiß wohl die Absicht von dem Dasein des Jupiters und von dem Umlaufe seiner Monde anzugeben? Fragt man aber: wozu ist die Erde da, wozu dient ihre Bewegung um die Sonne und um ihre eigene Axe? so ist die Antwort nicht schwer. Durch die Bewegung der Erde werden Tag und Nacht, Sommer und Winter, Herbst und Frühling hervorgebracht; und diese dienen wieder zur Her-

vorbringung von zahllosen Gewächsen und Thieren. Das Wesen, welches sie alle betrachtet, untersucht, benutzt, ist der Mensch. Alles was die Erde hervorbringt, bleibt auf der Stufe stehen, die ihm anfänglich angewiesen wurde. Nur der Mensch rückt immer weiter, wächst an Kenntnissen, an Einsichten, an Kraft; und wenn auch manche Gewächse und Thiere jetzt vollkommner sind, als sie es anfänglich waren, so sind sie es durch die Bemühungen und durch den Fleiß der Menschen geworden. So lange also kein vollkommener Bewohner der Erde, als der Mensch, entdeckt werden kann, muß die Begründung seines Wohls als der vorzüglichste Zweck von dem Dasein und der Bewegung der Erde angesehn werden. Und Gott sollte den Menschen nicht kennen? nicht für ihn sorgen? Dieß kommt mir vor, als wenn man eine Flotte ausrüsten, sie auf der See herumschwimmen lassen, aber um das Schiffsvolk sich nicht bekümmern wollte.

Und wenn wir des Menschen irdisches Werkzeug selbst betrachten: seinen Knochenbau, an welchem kein einziger Theil zwecklos ist; die unaufhörlichen Arbeiten seiner Eingeweide, durch welche jedem Muskel, jedem Knochen, jedem Haare seine eigene Nahrung bereitet und zugeführt wird; das Gewebe seiner Nerven, wodurch der Bewohner dieses bewunderungswürdigen Körpers in den Stand gesetzt wird, alles zu erfahren, was um ihn vorgeht, und die Gliedmaßen nach seinem Willen zu lenken; wenn wir bedenken, daß die Arbeiten der Eingeweide rastlos fortgehen, ohne daß wir uns darum bekümmern; daß wir durch unsern Körper wirken, ohne zu verstehn, wie es damit zugehe, so müssen wir doch gestehen, daß eine höhere Kraft

uns hervorgebracht habe, und daß diese mannigfaltigen Arbeiten unter ihrer Leitung stehen.

Sobald wir aber überzeugt sind, daß der Mensch ein Gegenstand der Fürsorge Gottes sey, so müssen wir auch zugeben, daß alles übrige unter seiner Aufsicht stehe, oder, wie die Schrift es ausdrückt, daß kein Sperling auf die Erde falle, ohne seinen Willen. Denn unsere Gesundheit oder Krankheit, Leben oder Tod, Freude oder Traurigkeit, Fleiß oder Trägheit werden großentheils durch die Dinge bestimmt, die außer uns vorhanden sind. Eine Messerspitze voll Arsenik, die durch irgend einen Zufall in meine Speise kommt, macht mit einem Male meiner bisherigen Wirksamkeit ein Ende, und zerrüttet meinen Körper gänzlich. Wie kann ich also glauben, daß Gott mich kenne, und meine Schicksale lenke, wenn ich nicht auch zugleich glaube, daß der Arsenik unter seiner Aufsicht steht?

Die vorzüglichste Ursache, warum es von vielen bezweifelt wird, daß Gottes Regierung sich über Alles erstrecke, was vorhanden ist, liegt wohl darin, daß sie nicht begreifen können, wie es möglich sei, daß der Regierer der Welt um alles, auch um die geringsten Kleinigkeiten sich bekümmern könne.

Wenn aber die Unbegreiflichkeit einer Sache sie unglaubwürdig machen sollte: was bliebe uns denn noch zu glauben übrig? es ist ja fast alles für uns unbegreiflich, und selbst dasjenige, was wir recht gut glauben begreifen zu können. Man sehe z. B. einem Musikdirektor zu, der mit Fertigkeit auf dem Flügel spielt; dessen Finger mit der größten Geschwindigkeit und nach gewissen Gesetzen, durch den Anblick gewisser Zeichen, die vor ihm liegen, in Bewegung gesetzt werden; der zugleich den Gang eines Con=

certs leitet, und jeden falschen Griff auf der Violine bemerkt; und sage, ob man wohl begreifen könne, wie es möglich sei, daß ein Mann mit einer solchen Geschwindigkeit sehen, sich entschließen, handeln, auf Andere wirken, und zugleich jeden Mißklang, der durch andere hervorgebracht wird, bemerken könne! Hätten wir so etwas noch nie gesehen, so würden wir sagen, es sei nicht möglich. Da wir es aber gesehen haben, so glauben wir es. — Aber was haben wir denn gesehen? nichts, als Instrumente. Denn der Körper, dessen geschwinder Finger uns in Erstaunen setzen, ist so gut ein Instrument, als der Flügel, den er spielt. Die Kraft, die die Finger in Bewegung setzt, bleibt unsern Augen verborgen.

Ist es denn mit Gottes Regierung nicht eben so? Wir bemerken, wenn die Sonne auf- und untergeht, den Umlauf der Erde so gut, als wir die schnelle Bewegung des Wagens bemerken, wenn Bäume und Thürme an demselben vorbei zu laufen scheinen; wir sehen die mannigfaltigen Dinge, die durch Gottes Wirksamkeit hervorgebracht werden; den Menschen sehen wir, der so weislich gebildet ist, und wollen doch nicht glauben, daß eine unsichtbare Kraft dies alles regiere.

Wenn gleich wir aber von der göttlichen Regierung uns keine recht deutliche Vorstellung zu machen vermögen, so können wir uns doch die Möglichkeit derselben denken, wenn wir auf das sehen, was die Menschen thun, und uns nun vorstellen, daß Gott auf eine ähnliche Art handele.

Es gibt Uhrmacher, dies wissen wir. Wenn diese ihre Kunst gehörig verstehen, so können sie durch die Zusammensetzung von verschiedenen Rädern, und durch das Anbringen und Anspannen einer Feder es bewirken, daß in jeder

Sekunde jeder Zahn eines in der Uhr angebrachten Rades auf dem Punkte sein muß, den sie ihm bestimmt haben. Sie wissen auch wenigstens 24 Stunden vorher zu bestimmen, welchen Platz in jeder Sekunde der Zeiger einnehmen wird. So wie nun der Uhrmacher, durch die anfängliche Zusammensetzung der Uhr und durch das Aufziehen der Feder, es möglich machen kann, daß in der Uhr eine Zeit lang alles nach seinem Willen geht, so könnte auch wohl der Schöpfer der Welt derselben gleich anfänglich eine solche Einrichtung gegeben haben, daß darin alles nach seinem Willen erfolgen muß.

Man wird freilich einwenden: welche Vergleichung zwischen einer Uhr und dem Weltall! Ich kann aber eben sowohl sagen, welcher Unterschied zwischen einem Uhrmacher und dem Weltenschöpfer! Warum kann denn der Uhrmacher alle Bewegungen der Uhr nach seinem Willen lenken? — weil er sie gemacht hat. Sollte denn nun die Kraft, die eine Welt hervorbringen konnte, nicht auch in derselben alles nach ihrem Willen lenken können?

Es gibt ferner Fürsten, und hat dergleichen gegeben, die in ihren Ländern eine so weise Einrichtung getroffen haben, daß sie von den geringfügigsten Begebenheiten, die in denselben vorfallen, Nachricht bekommen, und bis in die entferntesten Winkel hin wirken können. Gute Gesetze und das Anstellen solcher Personen, die einander streng subordinirt sind, und auf die Befolgung der Gesetze halten, machen dies möglich.

Du kämst z. B., mein Freund, auf einer Reise in ein fremdes Land, geriethest in einen Strom, suchtest dich zu retten, verlörst am Ende aber dein Bewußtsein, deine Kräfte, und sänkst nun, als todt, zu Boden. Nach einiger

Zeit erwachtest du aber wieder, und sähest dich von Menschen umgeben, die dich aus dem Wasser herausgezogen, dich in's Leben zurückgerufen hätten, und nun damit beschäftigt wären, dich zu erquicken. Wolltest du dich nun erkundigen, wem du deine Erhaltung zu verdanken hättest, so würdest du finden, daß du am Ende den Dank für deine Erhaltung dem Fürsten des Landes schuldig wärest, der die Veranstaltung traf, daß jedem, der im Wasser verunglückt, schleunige Hülfe geleistet werden muß, und Personen verordnet hat, die seinen Willen in Ausübung bringen. Nie sahst du ihn, den gütigen Landesvater, wirst ihn auch vielleicht nie sehen, fühlst es aber doch, daß er dein Erretter ist.

Ich gebe es gern zu, daß selbst in dem Lande des weisesten und besten Fürsten viele Unordnungen und Ungerechtigkeiten vorfallen; allein er ist auch nicht der Schöpfer seines Landes, und seine Kräfte und Einsichten sind also nicht hinreichend, alles auf das Beste einzurichten.

Laßt uns die Anwendung hiervon auf den Weltregierer machen. Könnte er nicht auch die Veranstaltung getroffen haben, daß eine Reihe unsichtbarer Wesen für die Vollziehung seines Willens Sorge tragen müßte, so, daß er durch sie in alle Theile seines Reiches hin wirken könnte? So viel ist gewiß, daß das vollkommenste Werk Gottes, das wir kennen, ich meine der Mensch, bei weitem noch nicht die Einsichten, die Weisheit, Güte und Stärke habe, die er sich wünscht, und die er glaubt besitzen zu können. Es ist also wohl gewiß, daß die Weisheit Gottes sich an dem Menschen nicht erschöpft habe; daß es vielmehr noch weit vollkommnere Wesen geben müsse, die uns unbekannt sind.

Endlich sind wir uns selbst, in unsern gewöhnlichsten Handlungen, ein Beispiel, das die Möglichkeit der Welt-

regierung begreiflich machen kann. Sobald wir wollen, erhebt sich unser Körper, schreitet fort, ergreift ein Instrument, bearbeitet die Erde und bestreuet sie mit Samen. Wäre es denn nicht auch möglich, daß Gott, dessen Bild wir, nach der Versicherung der Bibel, sein sollen, mit den unsichtbaren Kräften, die durch das Weltall wirken, in solcher Verbindung stehe, wie wir mit unserm Körper, so, daß er durch seinen bloßen Willen alles in derselben möglich machen könnte?

Wir können uns also auf dreierlei Art die Möglichkeit der Weltregierung denken: entweder uns vorstellen, daß Gott gleich anfänglich der Welt eine solche Einrichtung gegeben habe, daß in jeder Minute darin erfolgen müsse, was er beschlossen hat; oder: daß er durch eine Reihe verständiger Wesen, die einander streng subordinirt sind, auf sie wirke! oder: daß er mit den unsichtbaren Kräften, von welchen ohne Zweifel alle Wirkungen abhängen, auf ähnliche Weise verbunden sei, wie wir mit unserm Körper.

Die Wahrheit von keiner dieser Vorstellungsarten kann streng erwiesen werden! jede macht doch aber die Möglichkeit der Weltregierung begreiflich; vielleicht die letztere am besten. Man wähle welche man will: immer wird man doch zugestehen müssen, daß Gott die Welt regiere, und daß Alles, Alles ohne Ausnahme, in derselben nach seinem Willen erfolge.

Dies sei genug von Gottes Dasein! Wer redlich die Wahrheit sucht, wird in dem, was darüber gesagt wurde, in seinem Glauben an dasselbe bestärkt worden sein; wer es aber läugnet, blos deßwegen, weil er sich damit das Ansehen eines starken Geistes geben will, oder weil der Glaube an Gott ihn in der Befriedigung seiner Lüste stört: der

wird auch schwerlich durch irgend einen Beweis vom Gegentheile überzeugt werden können. Ich für mein Theil glaube, daß das Dasein Gottes gar keines Beweises bedarf. So lange man ohne Beweis glaubt, daß ein Schiff, welches nach bestimmter, vom Winde unabhängigen Richtung, mit Vermeidung der Sandbänke und der Untiefen nach dem Hafen segelt, in welchem es gegen Stürme gesichert ist, einen Steuermann habe; und daß eine Mühle, deren Räder immer in Thätigkeit sind, und aus welcher immer ein Maß Mehl nach dem andern getragen wird, von einem Müller bewohnt werde, so lange scheint es mir Thorheit zu sein, wenn man das unermeßliche Weltgebäude, das unläugbar nach gewissen Gesetzen eingerichtet ist und geleitet wird, betrachten, und doch das Dasein eines Regierers desselben läugnen will *).

Ich komme nun auf den Umgang mit Gott, als eine der Hauptquellen unserer Seligkeit. Ist dieser möglich, so ist er ohne Zweifel für uns das wünschenswertheste Gut. Man hat ihn zu allen Zeiten gesucht, und viele Menschen

---

*) Den überzeugendsten, über alle Zweifel weit erhabenen Beweis für das Dasein eines gütigen und weisen Weltregierers bekommt jeder für sich, der auf seine Schicksale merken und darüber nachdenken will. Wenn er die Kette derselben übersieht, so wird er Folgendes bemerken: Vereitelung solcher Vorsätze, die ihm verderblich würden gewesen sein; Zurückhaltung von unsittlichen Handlungen, die er im Begriff war zu vollbringen; unerwartete Rettung bei eintretenden Gefahren, und wohlthätige Wirkungen von Widerwärtigkeiten, von denen er glaubte, daß sie ihn zu Grunde richten würden; welches alles beweist, daß unsere Schicksale unter einer höhern Leitung stehen. — Für Andere wirkt dieser Beweis freilich wenig; aber zur eignen Ueberzeugung ist er gewiß der kräftigste.

haben sich desselben gerühmt. Ob ihr Vorgeben immer gegründet gewesen sei? ob man nicht bisweilen sich getäuscht oder des Umgangs mit Gott sich gerühmt habe, um dadurch gewisse Absichten zu erreichen? will ich nicht untersuchen.

Genug, ein Umgang mit Gott ist möglich; jeder, der ihn redlich sucht, kann ihn genießen.

Denn was wird denn zum Umgange mit einer Person erfordert? nichts, als daß sie bei uns sei, daß wir sie handeln sehen, daß sie mit uns spreche und wir mit ihr sprechen können. Das Anschauen dieser Person ist nicht einmal zum Umgange nöthig. Der Blinde sieht ja auch seinen Bruder nicht, der vor ihm sitzt; wollen wir ihm denn deßwegen die Fähigkeit des Umgangs mit ihm absprechen?

Gott ist bei uns, jeder Pulsschlag bezeugt es. Jeder Pulsschlag ist eine Wirkung, die nicht von meinem Willen, die von einer unsichtbaren Kraft abhängt; und, da sie die Erhaltung meines Lebens zur Absicht hat, und für mich sehr wohlthätig ist, wie kann ich da anders, als glauben, daß sie unter der Leitung der weisen und gütigen Kraft stehe, welcher alle übrigen Kräfte unterworfen sind? Und diese Kraft, die auf mich wirkt, sollte nicht bei mir sein? Gesetzt, sie wäre auch nicht unmittelbar bei mir, so ist sie es doch vermittelst der Kräfte, die auf mich wirken.

Hat man sich einmal gewöhnt, nicht zu sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; alles Sichtbare für Erscheinungen zu halten, die durch unsichtbare Kräfte gewirkt werden; und ist überzeugt, daß diese Kräfte nicht durch ein blindes Ungefähr getrieben werden, sondern unter der Leitung einer höchsten, weisen, gütigen Kraft stehen, so muß man ja alles, was in der Welt geschieht, als eine Wirkung dieser höchsten Kraft ansehen.

Ist aber dieser Glaube in der Seele herrschend, so bekommt alles um uns eine andere Gestalt, ein weit gefälligeres Ansehen; man sieht dann allenthalben Gott handeln. Jeder Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes, jedes Gewölk, jeder Nebel, jeder Blitz und Donner, jedes Hagelwetter und jeder Regen, jeder Vogelgesang und jedes Schwirren eines Insekts, erscheint uns als Gottes Wirkung. Dann werden auch alle Spöttereien über die Erzählungen von den Wirkungen der Gottheit, die man in den ältesten Büchern des Menschengeschlechts, vorzüglich in der Bibel, findet, wegfallen. Wenn die Alten die Stimme Gottes im Donner hörten, wenn sie seine Gegenwart im Säuseln des Windes zu vernehmen glaubten, wenn sie sahen, wie Gott einen großen Hagel fallen ließ, oder durch eine Wasserfluth ein zur thierischen Sinnlichkeit herabgesunkenes Menschengeschlecht vertilgte, so hörten und sahen sie ganz recht. Aehnliche Wirkungen Gottes hören und sehen wir auch in unsern Tagen. Der Unterschied zwischen den ältesten Zeiten der Welt und den unsrigen besteht blos darin, daß man sonst die Kräfte nicht kannte, durch welche Gott wirkt, und daher jene ungewöhnlichen Wirkungen dem unmittelbaren Einflusse der Gottheit zuschrieb; wir hingegen wenigstens viele Kräfte kennen, durch welche Gott zu wirken pflegt.

Daß Gott allenthalben wirke, haben wir freilich schon längst gewußt; viele haben es auch geglaubt; wenn aber dieser Glaube die Erde in einen Himmel umschaffen soll, so muß er bei uns weit mehr Leben bekommen, als er bisher hatte. Wir dürfen nicht dabei stehen bleiben, daß wir im Allgemeinen glauben: Gott ist bei mir; Gott wirkt wo ich bin: sondern müssen uns dazu gewöhnen, auch jede

einzelne Wirkung, auch dann, wenn wir die unmittelbare Ursache derselben kennen, Gott zuzuschreiben.

Dieß wird uns ganz leicht bei Wirkungen, die unsern Empfindungen angenehm sind. Wenn an einem heitern Frühlingsmorgen die Kühle der Luft, der Duft der Blumen, der Blick in eine lachende Gegend, der Gesang der Vögel, das Blöcken der Heerden, alle unsere Sinne erquicken, oder eine reiche Ernte uns Ueberfluß und Wohlleben verspricht; wenn nach überstandenen Geburtsschmerzen die Mutter ein gesundes und wohlgebildetes Kind an ihre Brust drückt: dann werden wir gleichsam zu Gott hingezogen, und schmecken und sehen, wie freundlich er ist.

Wie aber dann, wenn, statt des erwarteten heitern Frühlingsmorgens, ein kalter Nordwind weht, der die Flur mit Schnee bedeckt, die Blüthen am Zweige mit Eis überzieht, die Hoffnung zur Obsternte vernichtet; Schaaren von hungrigen Vögeln zwingt, auf unsern Höfen Zuflucht zu suchen und unsere Barmherzigkeit anzuflehen? wenn anhaltender Regen die Früchte der Ernte verderbt; Seuchen die Heerden tödten; oder die Gattin mit dem gehofften Kinde unter den Geburtsschmerzen erliegt? Dann wird es schwer, an Gott zu denken; und wenn man an ihn denkt, so geschieht es vielleicht mit Mißtrauen, mit Unwillen.

Ein solches Benehmen ist, daß ich mich gelinde ausdrücke, k i n d i s c h. Bist ein guter Vater! sagt das Kind, wenn ihm der Vater ein gutes Frühstück gibt, oder den Tisch mit Spielzeug besetzt, oder es zu seinem kleinen Freunde gehen läßt. Es hängt aber den Kopf und denkt vielleicht, wenn es auch dieses nicht sagt, b i s t k e i n g u t e r V a t e r! wenn ihm der Vater, statt des erwarteten Frühstücks, Rhabarbertropfen reicht, oder ihm sein gelieb-

tes Spielzeug wegnimmt, oder ihm die Bitte, seinen Freund besuchen zu dürfen, abschlägt. Ein solches Kind hat dann gemeiniglich üble Laune, und es ist ihm alles nicht recht.

Ist's denn nun nicht eben so kindisch, wenn wir nur bei den Wirkungen Gottes, die unsern Empfindungen schmeicheln, denken: Gott, wie gut bist du! aber auf ihn mißtrauisch werden und heimlich murren, wenn er unangenehme Begebenheiten uns zuschickt?

Bei einer so kindischen Gesinnung ist für uns kein Himmel auf der Erde möglich. Wenn unsere Seligkeit blos in unangenehmen Empfindungen bestehen soll, so können wir auf dieser Erde schlechterdings auf keine dauerhafte Seligkeit rechnen. Die Erfahrung hat uns belehrt, daß späte Frühlingsfröste, anhaltende Regen in der Ernte, das Hinsterben unserer Geliebten, daß Krankheiten, Viehseuchen, Theurung, Krieg oft das menschliche Vergnügen gestört haben. Wir haben keinen Grund, zu hoffen, daß dieß in den künftigen Jahren unsers Erdenlebens anders sein werde. Immer werden uns Unfälle neuer Art treffen. Wie können wir denn nun im Himmel sein, wenn wir jedes Schicksal, das unsern Empfindungen unangenehm ist, übel aufnehmen und darüber murren wollen? Dieß kindische Wesen müssen wir uns schlechterdings abgewöhnen, müssen immer männlicher werden, immer mehr lernen, auch in widrigen Schicksalen die höchste Weisheit und Güte wirken zu sehen und zu verehren.

Es geht uns dabei freilich wie Kindern, wenn sie von ihren Spielereien zu ernsthaften Geschäften abgerufen werden; es wird uns etwas schwer; — aber dadurch dürfen wir uns nicht irre machen lassen. Wenn ich einmal glaube, Gott regiert die Welt: so muß ich auch zugeben, daß Vieh-

sterben und jede andere sogenannte Plage von ihm kömmt. Sonst scheine ich nur an Gottes Regierung zu glauben, und glaube sie doch im Grunde nicht. Bin ich einmal überzeugt: Gott ist höchst gütig und weise, so muß ich auch zugeben: die Verheerung einer Provinz durch Krieg sei eine Wohlthat. Bezweifle ich es, so bezweifle ich Gottes Güte und Weisheit.

So sehr schwer es auch zu sein scheint, jenes mit inniger Ueberzeugung zu glauben, so wird es uns doch ungemein leicht werden, wenn wir folgende zwei Wahrheiten, die Jedermann einleuchten, recht oft erwägen, und sie uns recht tief einprägen: Erstlich: das Wichtigste in der Welt ist das Unsichtbare; zweitens: ich bin vom Ganzen ein unendlich kleiner Theil.

Sind wir hiervon recht fest überzeugt, so wird alles Schreckliche vor uns verschwinden, wie die Gespenster vor dem, der zu richtigen Einsichten kömmt. Wenn das Unsichtbare das Wesentliche, alles Sichtbare nur Wirkung, nur Werkzeug des Unsichtbaren ist, so gilt dieß auch von meinem unsichtbaren Theile. Gesetzt, daß auch mein ganzes sichtbares Eigenthum, meine äußere Habe, mein Körper zerrüttet würde; wenn nur mein Unsichtbares dabei gewinnt, wenn ich selbst nur dadurch weiser, wohlwollender, im Guten fester werde: so ist auch das härteste Schicksal für mich wahrer Gewinn.

Merke doch nur auf die Folgen, welche solche Schicksale, die deinen Empfindungen unangenehm sind, für dich selbst haben, und du wirst fast immer finden, daß sie sehr heilsam sind, wenn du dich nur in dieselben zu finden weißt, wenn du dich dabei so benimmst, wie dir deine Vernunft sagt, daß du dich benehmen mußt.

Du bist z. B. arm. Dieß ist freilich dann für dich ein großes Unglück, wenn du dich dadurch verleiten läßt, vor den Reichen zu kriechen und sie um Unterstützung zu bitten; wenn du Mittel gebrauchst, um dir deine Bedürfnisse zu verschaffen, von denen du dir vor deinem Gewissen nicht Rechenschaft zu geben trauest. Wer heißt dich denn aber so handeln? — deine Vernunft gewiß nicht! nein, deine Weichlichkeit, deine Bequemlichkeit sind es, die dir zu niederträchtigen Mitteln rathen. Denkst dn hingegen männlich (das heißt mit dem Vorsatze, dir selbst durch Mittel zu helfen, die dein Gewissen nicht mißbilligt) über deinen Zustand nach: welch ein Licht wird dir aufgehen! welche himmlische Seligkeit wird dir deine Armuth verschaffen!

Du wirst dich entschließen, deinen Aufwand einzuschränken, und wirst eine Menge Dinge entbehren lernen, die du bisher für nothwendig hieltest; du wirst über deine Talente und Kräfte nachdenken; manches Talent, manche Kraft, die bisher in dir schlummerte, wird dadurch geweckt werden, wird zu wirken anfangen, und der Armuth, die dich bisher traurig machte, dich entreißen. Bist du dann nicht mehr werth, als ein eitler, wollüstiger, kraftloser Müssiggänger, der von den Gütern zehrt, die seiner Vorfahren Fleiß erwarb, oder von dem Gelde, das er von dem arbeitsamen Bürger und Landmanne zog? der zu seiner Zufriedenheit eine Menge Dinge nöthig hat, die du nun für Kindereien hältst?

Dieß für uns Wohlthätige ist fast bei allen widrigen Schicksalen bemerkbar, wenn wir ihren Einfluß auf uns sorgfältig erwägen. Wer über seine Lebensgeschichte nachdenken will, wird gewiß finden, daß er seine Ausbildung, die Entwickelung seiner Talente, seine Geistesstärke, seine

Geschicklichkeit, seine Rechtschaffenheit, seine Bekanntschaft mit Gott, mehr noch den unangenehmen als den angenehmen Schicksalen, die Gott ihm zuschickte, zu danken habe. Ist denn dieß nicht wahr? muß denn dieß nicht jeder eingestehen, der seine Lebensgeschichte überblickt? Warum wollen wir denn darin nicht den liebevollen Vater erkennen? warum wollen wir uns denn wie Kinder geberden, die der Vater, um sie zu stärken und gegen Krankheiten zu bewahren, vom Spiele aus der warmen Stube abruft, um mit ihnen unter Schneegestöber und dem Heulen des Nordwinds einen Berg zu ersteigen?

Ich sagte absichtlich, wir würden fast von allen unsern widrigen Schicksalen wohlthätige Wirkungen auf unsern Geist nachweisen können. Daraus folgt aber nicht, daß diejenigen, bei welchen dergleichen wohlthätige Wirkungen nicht bemerkbar sind, auch keine wohlthätigen Wirkungen für uns hätten. Wie manches Kraut schalt man ehedem Unkraut oder gar Giftpflanze, dessen heilsame Kraft jetzt anerkannt wird; und wenn noch heute manche Pflanzen für unnütz und schädlich gehalten werden, folgt denn daraus, daß sie es wirklich sind? Jedes sogenannte Unkraut hat wenigstens die wohlthätige Wirkung, daß es den Gärtner zwingt, seine Thätigkeit zur Vertilgung desselben anzuwenden.

Die wenigen Zweifel, die uns gegen die gütige Regierung Gottes, bei widrigen Schicksalen, noch übrig bleiben, werden sämmtlich wegfallen, wenn wir bedenken, was für ein kleiner Theil vom Ganzen wir sind. Was bin ich gegen die tausend Millionen Menschen, die die Erde bewohnen? was bin ich gegen die zahllosen Millionen von Thieren und Pflanzen, die auf der Erde leben und wachsen?

was bin ich? ein Wassertropfen im Ocean. Wie kann ich denn also erwarten, daß der Weltregierer, bei der weitläuftigen Verwaltung seines Reichs, blos auf meine Wünsche Rücksicht nehmen soll! Ist's nicht die Pflicht eines guten Bürgers, daß er um des Ganzen willen, in welchem er viel Gutes genießt, auch bisweilen etwas leide? Wenn die Obrigkeit durch ihre Armee das Land gegen feindliche Verwüstungen beschützt, so darf man nicht murren, wenn man dabei, zur Erhaltung der Sicherheit und Freiheit des ganzen Staats, mancherlei Beschwerden übernehmen muß.

Wir sind Bürger in Gottes Reiche, die in demselben, seit ihrem Entstehen, viel Gutes genossen haben und noch genießen. Um das Wohl dieses Reichs zu befördern, muß der Regierer desselben oft Veränderungen vornehmen, die uns gewaltsam scheinen und deren Absichten uns unbekannt sind. Es müssen von Zeit zu Zeit Ueberschwemmungen, Kriege, Revolntionen u. dergl. kommen, die freilich unserer Sinnlichkeit sehr unangenehme Empfindungen verursachen. Wenn die Ströme aus ihren Ufern treten, so wird manches Stück Feld, an dem wie bisher unsere Freude hatten, verheert; wenn Kriegsheere ein Land überschwemmen, dann folgen ihnen auch gemeiniglich Plagen die uns fürchterlich zu sein pflegen: unser Gut wird ihnen zur Beute, unsere Wohnung vielleicht geplündert; Hunger und Seuchen werden verbreitet; wir selbst und die Unsrigen werden auf allerlei Art gemißhandelt; Despotismus hemmt unsere Wirksamkeit, und sein Kind, die Revolution, verbreitet namenloses Elend. Alles dieß schmeichelt unsern Empfindungen nicht, thut weh, und vielleicht hat der Mensch noch nicht gelebt, der bei all' solchen schauder-

haften Auftritten ganz gefaßt blieb. Aber wenn man sich bisweilen so weit erheben kann, daß man sie mit ruhigem Nachdenken betrachtet, so können sie doch keinen Zweifel gegen die Güte des Weltregierers erregen. Unter seiner Leitung müssen sie stehen; denn wie könnte er wohl die Welt regieren, wenn das Uebergewicht, das bisweilen gewisse Kräfte bekommen, nicht von ihm verfügt wäre! Gliche er dann nicht dem Führer eines Wagens, dessen zitternde Arme nicht im Stande sind, die scheu gewordenen Pferde aufzuhalten? Wohlthätig für das Ganze müssen sie auch sein, ob wir es gleich vor der Hand nicht begreifen können; dafür bürgt uns die Geschichte der Menschheit und unsers eigenen Lebens. Sie sind vorübergehend und nähern sich dem Ende immer mehr, je mehr sie wachsen*). Sollten wir denn nun deßwegen scheel sehen, wenn wir um des Ganzen willen, in dem wir so viel Gutes genießen, bisweilen auch etwas leiden müssen?

Und wen treffen denn alle diese Leiden? immer nur unser Sichtbares; das unsichtbare Wesen, das in uns wirkt, kann, wenn es will, immer aus ihnen Vortheile ziehen, eine Menge Erfahrungen sammeln, mehr Weisheit und Stärke sich erwerben und neue Einsichten in die Wege bekommen, die der Weltregierer einzuschlagen pflegt.

Ich komme nun wieder auf das Sprechen Gottes mit den Menschen. Die Bibel versichert uns, daß Gott ehedem mit ihnen wirklich gesprochen habe. Wir lesen es und — die Leser theilen sich meist in zwei Partheien. Die eine bezweifelt die Wahrheit dieser Nachrichten, die andere

*) Von der Wohlthätigkeit der Mühseligkeiten dieses Lebens wird in einem besondern Kapitel gehandelt werden.

glaubt sie buchstäblich, und preiset die Zeiten glücklich, wo Gott noch mit den Menschen sprach.

Wahrscheinlich irren beide. Ich glaube: Gott habe ehedem wirklich mit den Menschen gesprochen; aber glaube auch, daß er jetzt noch mit ihnen eben so spreche: und daß es nur an Personen fehlt, die auf seine Stimme merken.

Als Vater spricht er täglich mit uns, ertheilt uns Unterricht und erzieht uns.

Er ist der vollkommenste Lehrmeister; er ertheilt seinen Unterricht nicht durch Vorlesungen, welche für sich allein gar wenig helfen, sondern durch Aufstellung von unzähligen Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen reizen, und ihn auf diese Art unterweisen.

Es gibt keine Wissenschaft, die Er uns nicht gelehrt hätte. Unsere Astronomie lehrte uns Gott, indem er die Himmelskörper und ihre Bewegungen täglich unsern Augen darstellte, und uns dadurch reizte, sie zu beobachten. Eben so lehrte er uns Naturgeschichte. Von Geschichte wüßten wir nichts, wenn er nicht solche Veranstaltungen getroffen hätte, daß allenthalben Erinnerungen an die Begebenheiten der Vorwelt gefunden würden. Wenn du in dem Schooße eines Gebirgs, von dem du eine lachende Aussicht hast, eine versteinerte Muschel findest: so ruft Gott dir zu: Hier war sonst Meer. Entdeckst du Ruinen von einem römischen Gebäude: so sagt er dir: bis hierher drangen die Römer vor. Fällt irgend eine Handschrift oder ein Buch, in welchem du Aufschlüsse über die Begebenheiten der Vorwelt findest, dir in die Hände, so mußt du beides den Veranstaltungen Gottes zuschreiben,

wenn du anders glaubst, daß alles, was in der Welt geschieht, unter Gottes Leitung stehe.

Sobald wir dieß als wahr annehmen, müssen wir auch zugeben, daß wir schlechterdings alles, was wir wissen, von Gott gelernt haben! Wer entdeckte denn z. B. dem Columbus das Dasein von Amerika? Der, der es veranstaltete, daß Leichname und geschnitzte Hölzer an die portugiesische Küste gerade damals getrieben wurden, als Columbus an derselben sich befand. — Mußt du ihm nicht auch alles zuschreiben, was Menschen dich lehrten? Wurde nicht die Neigung zum Forschen und zum Beobachten, die sie auf neue Entdeckungen leitete, durch Gott ihnen eingepflanzt? durch ihn geweckt? Und wem anders, als ihm, hast du es denn zu verdanken, daß du mit ihnen oder mit ihren Schriften in Verbindung kommst?

Er erzieht uns aber auch, ruft uns täglich und stündlich zu, was wir thun und lassen sollen, und läßt uns die süßen oder herben Folgen unserer Folgsamkeit oder Unfolgsamkeit stets fühlen.

So befremdend es manchem Leser vorkommen möchte, wenn hier von Gottes Zurufen geredet wird, so kann dasselbe doch nicht abgeläugnet werden. Entweder regiert Gott die Welt, oder er regiert sie nicht. Glauben wir das erstere, so müssen wir auch zugeben, daß die kleinsten Begebenheiten, weil sie immer den Keim zu größern enthalten, unter seiner Leitung stehen. Ist nun dieses der Fall, so wird es schon begreiflich, wie Gott zu uns sprechen kann. Wenn ich durch die Umstände, unter welche ich versetzt bin, aufgefordert werde, etwas zu thun oder zu lassen, so kann ich allemal glauben, daß Gott mit mir spricht.

Wenn du also, wird man sagen, unter dem Drucke

der Dürftigkeit, durch irgend Jemand aufgefordert wirst, als Betrüger oder Dieb deine Umstände zu verbessern; wenn bei einem Uebermaße von Sinnlichkeit eine wollüstige Person dir winkt, sie auf eine pflichtwidrige Art zu befriedigen — ist dieß auch Gottes Stimme, welcher du folgen mußt?

Gottes Stimme ist es allerdings, aber eine Stimme, die ich nicht befolgen darf. Ein guter Erzieher führt seine Zöglinge bisweilen absichtlich in schlechte Gesellschaft; jede Aufforderung, die sie in derselben bekommen, schlecht zu handeln, ist dann als seine Veranstaltung zu betrachten. Diese Veranstaltung hat er aber nicht getroffen, um sie dahin zu bringen, daß sie schlecht handeln möchten, sondern — um sie zu gewöhnen, die Reizung zum Bösen zu überwinden, und sie auf diese Weise stärker zu machen; so wie er sie bisweilen zu Unternehmungen veranlaßt, die mit Gefahren für ihren Körper verknüpft sind, damit sie gewöhnt werden, diesen Gefahren auf eine geschickte Weise auszuweichen.

Auch in uns läßt Gott seine Stimme hören, durch den Ausspruch unsers Gewissens, welches gleichsam der Dolmetscher der von außen her kommenden Stimme ist. Sie ist das Urtheil, welches unser Verstand, in den Zeitpunkten, wo er frei denken kann und von der Sinnlichkeit unabhängig ist, über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit unserer Handlungen fällt. Die Stürme der Sinnlichkeit sind, wie alle Stürme, vorübergehend; wenn sie sich gelegt haben, so tritt die Vernunft wieder in ihre Wirksamkeit ein. Gewöhnen wir uns nun dazu, daß wir, während dieser Stürme, die Segel einziehen, oder, ohne Bild zu reden, keine Entschließung fassen, sondern es abwarten, bis die Vernunft wieder in ihre Rechte eintreten

kann, so werden wir durch diese immer sicher die Erklärung vernehmen, in welchen Fällen wir die Stimme Gottes als ermunternd oder als warnend ansehen müssen.

Nimmt man nun dieses als wahr an, — wie man es doch annehmen muß, wenn man einen weisen Weltregierer glaubt, — so wird man auch Gottes Stimme eben so gut vernehmen, als sie ehedem Abraham und Moses vernahm. Jede Aufforderung, die an mich zu irgend einer Handlung ergeht, deren Rechtmäßigkeit, bei ruhigem Nachdenken, meine Vernunft einsieht, ist Stimme Gottes, die mir sagt: dieß sollst du thun.

Wird es mir auf dem Platze, auf dem ich bisher stand, immer schwerer gemacht, nach meinen Einsichten zu handeln; will man mich gar zwingen, Schritte zu thun, die mein Gewissen mißbilligt; oder kann ich auf diesem Platze, mit all meinem Nachdenken und meiner Thätigkeit, die Mittel nicht aufbringen, die zu meiner und der Meinigen Erhaltung nöthig sind, so ruft mir Gott zu, mich nach einem andern Platze umzusehen, wo ich mehr Gutes wirken, freier von drückenden Sorgen leben kann. Fügt es sich noch überdieß, daß mir ein Platz angeboten wird, von dem mir meine Vernunft sagt, daß er für mich passender als der bisherige sei, so höre ich ganz deutlich die Stimme Gottes: Gehe aus, aus deinem Vaterlande und deiner Freundschaft, in ein Land, das ich dir zeigen will.

Aber nicht nur ungewöhnliche Vorfälle, die auch den Gedankenlosesten aufmerksam machen, haben wir als göttlichen Zuruf zu betrachten: sondern wir müssen auch die alltäglichen Begebenheiten, durch welche wir zu gewissen Handlungen, die unser Gewissen für rechtmäßig erkennt,

aufgefordert werden, als Winke von ihm ansehen. Du erwachst z. B. mit Tages Anbruch, und fassest den Vorsatz, auf die Winke, die dir Gott geben wird, zu merken, so wirst du, so lange du deinem Vorsatze treu bleibst, bei ihm sein, und beständig seine Stimme vernehmen. Die Geschäfte, die deiner warten, stellen sich dir lebhaft dar, — so verlaß dein Lager, und greif dein Tagewerk frisch an: denn Gott ruft dich zu deinem Tagewerke. Den Stand, in dem du lebst, das Geschäft, das du treibst, hast du nicht selbst gewählt. Deine Geburt, die ersten Verbindungen, in welche du bei deiner Ankunft auf der Erde versetzt wurdest, der Unterricht, die Erziehung, die du genossest, die eigenthümliche Verbindung deiner Schicksale, dieß zusammen, welches alles nicht dein Werk war, sondern das Werk der alles regierenden Kraft, brachte dich auf den Platz, wo du jetzt stehst, und wies dir die Geschäfte an, die du jetzt treibst. Mußt du also nicht jede besondere Arbeit, wozu deine Lage dich verbindet, als einen Auftrag jener höhern Kraft betrachten, die dich in diese Lage versetzt hat? Du trittst nun unter deine Familie: und ihr Anblick — wenn du anders deine Augen nicht von ihr wegwendest, wenn du sie, als Vater und Herr, mit dem herzlichen, liebevollen Vorsatze anblickst, deine Pflichten gegen sie zu erfüllen — ihr Anblick wird dir wieder eine Menge Aufträge geben, die du den Tag über für sie zu besorgen hast. Ihre Abhängigkeit von dir erinnert dich, den Gang ihrer Geschäfte zu leiten, und für ihre nöthigen Bedürfnisse zu sorgen; ihre Unwissenheit ist eine Aufforderung, sie zu belehren oder belehren zu lassen; ihre Unarten sind eine Erinnerung, auf ihre Erziehung mehr Sorgfalt zu verwenden; und die Kränklichkeit, die du an

einem oder dem andern Gliede derselben bemerkst, gibt dir einen Wink, für seine Wiederherstellung Sorge zu tragen. Und von wem rühren denn diese Winke und Aufforderungen her? Von wem anders, als von dem, der dich mit dieser Familie in Verbindung gesetzt und dich zum Haupte derselben gemacht hat. — Nachdem du nun die Pflichten gegen deine Familie erfüllt hast, greifst du dein Tagewerk an, mit dem Vorsatze, es treu und redlich zu vollbringen. Kaum hast du aber eine Stunde gearbeitet, so wirst du unterbrochen; das Weib deines Freundes tritt weinend in dein Zimmer, und bringt dir die traurige Nachricht, daß ihr Mann dem Tode nahe sei und dich noch einmal zu sprechen verlange, um seine Waisen deiner Fürsorge empfehlen zu können. Erschrick nicht; werde auch nicht darüber unwillig, daß du in deiner Thätigkeit unterbrochen wirst; Gott ruft dich ab, und trägt dir andere Geschäfte auf. Dieser Ruf ist sehr vernehmlich — zaudere nicht! Verziehst du noch eine Stunde, so ist vielleicht dein Freund von der Erde abgegangen, und keine Wünsche können ihn zurückbringen. Die Pflicht gegen deinen scheidenden Freund ist wichtiger, als deine täglichen Geschäfte. Laß sie alle getrost liegen, und eile, um den letzten Willen desselben zu vernehmen!

Nun kommst du am Abend spät zurück, nachdem du den Abschied des Freundes erwartet und in seine erkaltende Hand das Versprechen abgelegt hast, daß du seinen Kindern Vater sein willst. Wehmuth und Freude über die Gelegenheit, viel Gutes stiften zu können, haben dich so angegriffen, daß du Müdigkeit empfindest und mit dem Vorsatze in dein Haus trittst, sogleich dein Lager zu besteigen und durch Schlaf dich zu erquicken. Da wird dir aber

bei dem Eintritte ein Brief überreicht, der während deiner Abwesenheit eingelaufen ist. Lege ihn nicht bei Seite! Vielleicht enthält er neue Verhaltungsbefehle, die noch heute müssen besorgt werden. Du erbrichst ihn und findest darin eine Anfrage, die für deinen Correspondenten und für seine Familie äußerst wichtig ist, um deren Beantwortung, mit der umgehenden Post, dringend gebeten wird. Die Post geht Morgen früh ab. Daß sie schon Morgen abgeht, und daß diese wichtige Anfrage an dich noch diesen Abend geschieht, hast du beides nicht veranstaltet. Es ist Veranstaltung von einer höhern Hand, die die Weltbegebenheiten leitet. Fasse dich also! suche dich zu ermuntern und befolge die Stimme Gottes, die dir ganz vernehmlich sagt, daß du jetzt noch nicht ruhen, sondern — schreiben sollst.

So wird ein jeder, der geneigt ist, auf Gottes Stimme zu merken, in der Geschichte eines jeden seiner Lebenstage ähnliche Aufforderungen desselben zur Uebernehmung gewisser Geschäfte finden.

Er wird dann auch bemerken, daß von Zeit zu Zeit an ihn Aufforderungen ergehen, die einander ganz widersprechen. Fast in der nämlichen Stunde z. B. ergeht an ihn die Aufforderung, eine Arbeit zu verrichten, die schlechterdings nicht bis auf den andern Tag kann aufgeschoben werden, und kommt auch Besuch von einem Freunde, der in seiner Gesellschaft Erholung sucht, und wird auch sein Kind krank, das seiner Verpflegung bedauf. Solche widersprechend scheinende Aufforderungen, die zu gleicher Zeit an dich ergehen, reizen dich zur Ungeduld. Was wird es dir aber helfen, wenn du dich von derselben überwältigen läßt? Du wirst nun alles verkehrt anfangen: dein nöthiges Geschäft liegen lassen, deinen redlichen Freund durch

deine Launen kränken, und zur Rettung deines kranken Kindes ganz verkehrte Mittel anwenden. Wäre es nicht besser, wenn du deine Ungeduld zu beherrschen und zu überlegen suchtest, wie du alle diese Pflichten erfüllen könnest? Dann würdest du gewiß finden, daß du mehr zu leisten vermögest, als du dir selbst zutrautest; daß du manches durch Andere könntest verrichten lassen, was, selbst zu bestreiten, dir jetzt nicht möglich ist; daß du also wirklich durch diese widersprechend scheinenden Aufforderungen, wenn du dich bemühest, ihnen ein Genüge zu leisten, mehr ausgebildet werdest. Dies muß dir dafür bürgen, daß diese Aufforderungen von dem Unsichtbaren herrühren, der deine Erziehung leitet.

Die Bibel erzählt uns von Männern, die der Geist Gottes trieb, und zur Unternehmung großer Thaten stärkte. Sollte dies Treiben des Geistes Gottes vielleicht Erdichtung, oder Betrug, oder eine ausschließliche Begünstigung der vorigen Zeiten gewesen sein? Mir scheint keine von diesen Vermuthungen der Wahrheit gemäß zu sein. Gottes Geist trieb ehedem die Menschen; und er treibt sie auch noch jetzt. Ungewöhnliche Wärme für eine gute Sache, die durch den Anblick der Leiden der Nebenmenschen gewirkt wird, und zu wohlthätigen, kühnen, mit Aufopferung verknüpften Unternehmungen spornt: dies ist Gottes Geist. Die Leiden, die verhängt werden, das lebhafte Gefühl derselben, der dadurch erzeugte Entschluß, sich ganz dahin zu geben, um diese Leiden wegzuschaffen, dies alles ist Gottes Werk.

Geht man in diese Vorstellung ein, so wird man jetzt eben sowohl, wie zu Moses Zeiten, Personen finden, die durch Gottes Geist getrieben werden. Der Mann, der sich in die Fluthen stürzt, um ein Kind zu retten, das in Gefahr

ist, zu ertrinken; der Prediger, der alle seine Kraft und Zeit aufopfert, um eine in Unwissenheit und Sittenlosigkeit versunkene Gemeinde zu bessern; ein Howard, der dafür lebt, das Elend der Gefangenen zu mildern; ein Wilberforce, der nichts unversucht läßt, um seine schwarzen Brüder vom Sklavenstande zu befreien: sie werden durch eben den Geist getrieben, der auf Moses ruhete, als er sich entschloß, seine zur schimpflichen Sklaverei herabgesunkene Nation in Freiheit zu setzen.

So wie nun Gott uns sagt, was wir thun, so sagt er uns auch, was wir lassen sollen: wenn wir nur immer auf seine Stimme aufmerksam sind. Wer nicht gedankenlos dahin lebt; wer sich gewöhnt hat, über alles, was ihm begegnet, nachzudenken: der hat gewiß bemerkt, daß oft, wenn er etwas Wichtiges zu thun im Begriff stand, Menschen auftraten, die ihn warnten, und, indem sie die traurigen Folgen ihm vorstellten, die seine Unternehmung haben werde, ihn davon abzubringen suchten. Du bist z. B. im Begriffe, durch einen Fluß zu reiten, und eine Stimme ruft dir zu: Herr! da kann Er nicht durchreiten, da kommt Mann und Pferd um's Leben; so ziehst du dein Pferd zurück, und gibst, wenn du deiner Sache nicht ganz gewiß bist, deinen Vorsatz auf. Erfährst du in der Folge, daß du gewiß würdest ertrunken sein, wenn diese Stimme dich nicht gerettet hätte, so sagst du auch wohl, es war mir, als wenn ein Engel mir zuriefe.

Aehnliche Stimmen lassen sich täglich vernehmen. Der bis zur niedrigsten Stufe der Sinnlichkeit herabgesunkene Jüngling, das Weib, das im Begriffe ist, die eheliche Treue zu verletzen, bekommen ein Buch in die Hand, das ihnen die traurigen Folgen einer unregelmäßigen Befriedi-

gung des Geschlechtstriebs schildert, oder stoßen auf eine Person, die durch unregelmäßige Befriedigung der Sinnlichkeit sich elend machte. Der Offizier, der im Begriffe ist, einen Platz zu besetzen, stößt auf einen Landmann, der ihm sagt: am Ende des Wegs stehe ein Trupp von Feinden, der weit stärker, als der seine sei. Der Kaufmann, der entschlossen ist, eine gewisse Waare zu kaufen, um sie in ein entferntes Land zu senden, erhält, eben da er den Kauf zu schließen im Begriffe ist, einen Brief, der ihm meldet, daß in dem Lande, nach welchem er seine Waare zu senden entschlossen war, die Einfuhr derselben verboten worden sei.

Alle diese Warnungen kommen von dem, der die Welt regiert. Gegen sie taub zu bleiben, ist Ungehorsam, der nothwendig traurige Folgen haben muß. Auf sie zu merken ist Pflicht. Die Vernunft, die uns Gott gab, wird, wenn wir sie gebrauchen, immer entscheiden, ob sie blos zu unserer Prüfung, oder ob sie zur Befolgung uns gegeben worden sind. Unzählige Warnungen ergehen auch an uns, von denen unsre Vernunft uns sagt, daß wir nicht auf sie achten sollen. Sie sind auch Gottes Stimme, die uns prüfen soll. Der Zaghafte ruft dir auch vielleicht zu, daß du durch einen gewissen Fluß nicht reiten sollest. Wenn du aber die Tiefe des Flusses kennst, und gewiß überzeugt bist, daß deine und deines Pferdes Kräfte demselben gewachsen sind, so dient diese Warnung blos dazu, daß du deine Kräfte desto besser gebrauchen und desto vorsichtiger sein sollst.

Bisweilen verbietet Gott uns Etwas, indem er es uns moralisch oder physisch unmöglich macht, gewisse Entschließungen auszuführen.

Moralisch unmöglich wird uns etwas gemacht, wenn uns solche Hindernisse in den Weg gelegt werden, die wir nur durch unerlaubte, nur durch Mittel wegräumen können, die das Gewissen mißbilligt.

Solche Fälle treten häufig ein. Ich will einige Beispiele davon zur Erläuterung anführen; jeder Leser wird sich ähnlicher erinnern, die ihm in seinem Leben aufgestoßen sind.

Du wünschest ein Amt zu erhalten, von dem du dir versprichst, daß es dir ein reichliches Auskommen und Gelegenheit verschaffen werde, viel Gutes zu stiften. Du kannst es aber nur auf zweierlei Art erlangen; entweder wenn du gewisse Personen bestichst, oder wenn du eine gewisse Person heirathest, zu welcher du keine Liebe hast, um welcher willen du dich vielleicht trennen mußt von einer andern, der dein Herz ewige Liebe schwor, und deren Gegenliebe du dir zuvor erwarbst.

Oder du wünschest in irgend einer Stadt ein Geschäft anzufangen, z. B. eine Fabrik zu errichten. Dieß kann aber blos dann mit Glück ausgeführt werden, wenn du den Andern, der dies Geschäft schon vor dir betrieben hat, verläumdest, und die Nahrungsquellen, die er hatte, dir zuzuleiten suchst.

Du wünschest den Besitz einer Person, an welcher dein Herz hängt, die dir ihre Hand aber unter keiner andern Bedingung reichen will, als wenn du dich zu der Religion bekennest, der sie zugethan ist, die aber mit deinen Ueberzeugungen nicht übereinstimmt.

Du hast ein Pferd zu verkaufen, das einen Fehler hat, um deßwillen du es nicht länger haben magst. Das einzige

Mittel, es um einen guten Preis los zu werden, ist, — daß du seinen Fehler verschweigst.

In allen diesen Fällen sagt dir dein Gewissen, daß du dein Vorhaben aufgeben mußt. Diese Stimme des Gewissens mußt du als Gottes Stimme betrachten, dessen Wille es gewiß ist, daß wir gegen unsere Ueberzeugung nicht handeln, nichts thun sollen, was wir für Unrecht halten. In solchen Fällen mußt du aber sehr auf der Hut sein, daß du dein Gewissen nicht etwa betäubest, und durch die Heftigkeit deiner Begierde, die nach allerlei kahlen Entschuldigungen greift, den Ausspruch deiner Vernunft unwirksam zu machen suchest.

Die Begierde: das Amt, die Person zu bekommen, nach welcher du strebst, das Geschäft zu treiben, zu welchem du Geschicklichkeit in dir fühlst, das Pferd los zu sein, das dir seines Fehlers wegen lästig ist, wird bei dir so heftig, daß es dir geht, wie einem Menschen, der von der Wichtigkeit seines Plans so eingenommen ist, daß er auf keine Erinnerung und Warnung eines Freundes Rücksicht nimmt. Um das Amt oder die Person zu bekommen, die du suchst, stellst du dir vor, wie viel Gutes du werdest stiften können, wenn du deine Absicht erreicht habest, und glaubst, die Güte deiner Absicht werde die Abweichung von dem Wege der Rechtschaffenheit entschuldigen, die du dir dabei erlaubst. Wie handelst du dann? Wie ein Jesuit, dessen Grundsatz ist: das Mittel wird geheiligt durch den Zweck. Auf ähnliche Weise wird dein Eigennutz Entschuldigungen vorbringen, die dich zu berechtigen scheinen, die Nahrung eines andern durch niederträchtige Mittel an dich zu ziehen, oder mit einem fehlerhaften Pferde deinen Nebenmenschen zu betrügen. Was thust du aber, wenn du deinem Eigen-

nutze gehorchst? Du bist Gott ungehorsam, der durch dein Gewissen, gegen dessen Aussprüche du dich zu betäuben suchst, dir die nöthigen Warnungen zukommen ließ.

Du wirst auch finden, daß jeder Schritt, den du gegen dein Gewissen thust, für dich sehr traurige Folgen habe, und dir die himmlischen Freuden verbittere, für welche dein Schöpfer dich bestimmt hat.

Wie mancher, der durch Bestechung sein Amt, und durch unerlaubte Mittel sein Weib erhielt, mag wohl jetzt, wo ich dieses schreibe, der Verzweiflung nahe sein! —

Auf dem Wege, auf den Gott uns leitet, können wir getrost fortschreiten; sobald wir aber an eine Stelle kommen, bei welcher unser Gewissen das Fortsetzen des Wegs mißbilligt, so müssen wir diese Mißbilligung als einen Schlagbaum betrachten, den wir wenigstens eben so achten sollen, als die Schlagbäume, die wir da und dort auf unsern Reisen vorgezogen finden.

Physisch unmöglich wird uns etwas gemacht, wenn uns solche Hindernisse in den Weg gelegt werden, die wir mit möglichster Anstrengung unserer Kräfte zu übersteigen nicht vermögen.

Du willst z. B. eine Reise machen, und wirst am Morgen des Tages, an dem du sie antreten willst, gefährlich krank; oder du willst einen wichtigen Plan ausführen, zu dessen Gelingen die thätige Beihülfe deiner rechtschaffenen Frau vorzüglich nöthig ist, und diese wird dir durch den Tod entrissen; oder du willst eine wüste Gegend anbauen, alle Nachbarn sprechen aber dagegen, und die Obrigkeit verbietet es dir; so kannst du alle diese Hindernisse für's erste dir dazu dienen lassen, daß du nun dein Nachdenken anwendest, um Mittel zu finden, sie zu übersteigen.

Nicht jedes Hinderniß darfst du aber sogleich als einen Befehl Gottes, daß du von deinem Vorhaben abstehen sollest, betrachten. Vielleicht soll es ein Sporn für dich sein, deine Kräfte mehr anzustrengen: denn die Erfahrung aller Jahrhunderte hat gelehrt, daß Männer, die Muth und Standhaftigkeit genug hatten, zu überlegen, wie sie die größten ihnen in den Weg tretenden Hindernisse, deren Uebersteigung Jedermann für unmöglich hielt, besiegen könnten, sie wirklich besiegten, und sich dadurch zu großen Männern bildeten. Will es dir aber mit deinem Nachdenken nicht mehr gelingen, wollen deine Kräfte nicht mehr hinreichen, die vorliegenden Hindernisse zu überwinden, so tritt ehrfurchtsvoll zurück, und halte dich versichert, daß dein Plan, der deiner Meinung nach für die Menschheit sehr wohlthätig ist, doch dem Plane, den der Weltregierer für das Ganze gemacht hat, nicht angemessen sein könne. —

Gott tröstet, stärkt und hilft uns auch.

Jeder, der glaubt, daß seine Schicksale unter der Leitung der göttlichen Güte stehen, wird Erfahrungen genug gesammelt haben, die ihn hiervon überzeugen. Wenn sich Leser finden sollten, die sich gar keiner Beispiele von Trost, Stärkung, Rettung, die sie von Gott erhielten, in ihrer Lebensgeschichte erinnern, so rührt dies gewiß blos von Mangel an Aufmerksamkeit oder davon her, daß sie nicht an Gott gedacht haben. Gelitten haben sie doch gewiß; auch sind sie gewiß oft getröstet, gestärkt und gerettet worden. Wie können sie nun an einen Gott glauben, und doch läugnen, daß er ihr Helfer in der Noth gewesen sei?

Wie oft mußte, wenn das Zusammentreffen widriger Begebenheiten und das Mißlingen wichtiger Unternehmungen uns ganz muthlos machte, ein Brief, den wir erhiel-

ten, eine Stelle aus einem lehrreichen Buche, das uns wie von ungefähr in die Hände fiel, oder der Besuch eines weisen, rechtschaffenen Freundes uns aufrichten und stärken, daß wir dann mit neuem Muthe unsere Geschäfte fortsetzen konnten! Wie oft kann ein ganz unerwarteter sogenannter Zufall uns aus der größten Verlegenheit retten!

Ist dir denn, mein Leser! so etwas in deinem Leben noch nicht vorgekommen?

Der Greis Theophilus, der in dem kleinen Kreise, dem er bekannt ist, als ein Vertrauter Gottes angesehen wird, und durch ungewöhnliche Heiterkeit sich vor Andern auszeichnet, erzählt von seinem Umgange mit Gott Folgendes:

Mein Vater war ein ehrlicher, verständiger Landedelmann. Seine vergnügtesten Stunden verlebte er im Schooße seiner Familie, und sein vorzüglichstes Bestreben war — sie mit Gott bekannt zu machen. Am Morgen eines jeden Tages versammelte er seine Kinder auf seinem Zimmer, faltete die Hände und verrichtete in ihrer Gegenwart ein kurzes, aber ein sehr herzliches und eindringendes Gebet.

„Allgütiger!“ sagte er z. B., „du hast in dieser Nacht durch gesunden Schlaf unsere Kräfte gestärkt, und läßt uns auch heute ruhig bei einander leben: hilf, daß wir die Kräfte, die du uns gabst, gut anwenden, nach deinem Willen damit Gutes wirken, und die kurze Zeit hindurch, die wir hier zusammen verleben, einander nicht kränken, sondern vielmehr einander zu erfreuen suchen, so wie du uns täglich erfreuest.“

Aehnliche Gebete verrichtete er an jedem Tage.

So oft es seine Geschäfte erlaubten, führte er uns in die freie Natur, und freuete sich mit uns über das viele

Schöne und Gute, das allenthalben in derselben zu finden ist. Dann zeigte er uns auch gewöhnlich den Nutzen, den die Dinge, die uns umgeben, für uns und für das Ganze haben; machte uns aufmerksam auf die zweckmäßige Bildung der Säugethiere, Vögel, Fische, Insekten, Pflanzen, und sagte dann gemeiniglich: wie weise, wie gut muß der sein, der dies alles erschaffen hat, dieß alles erhält, und für dies alles sorgt!

Hatte er bei seinen Unternehmungen Glück, hielt er z. B. eine gute Ernte, oder war glücklich mit seiner Schäferei und seiner Rindviehzucht, so nannte er dies Gottes Segen. Ging es ihm aber bisweilen nicht nach Wunsch, kamen Mißjahre, Seuchen, Einquartierung, Brandschatzung, oder brannte ihm, welches wirklich einmal geschah, ein Haus ab, so war er immer ruhig und sagte: es ist Gottes Schickung; es muß also wohl gut sein, daß es so gekommen ist. Vielleicht bin ich zeither nicht fleißig genug gewesen, oder habe zu vielen Aufwand gemacht; da will mich der liebe Gott durch diese Schickung bessern.

War er bisweilen in Verlegenheit, und sah gar kein Mittel vor Augen, sich zu retten, und meine Mutter weinte und klagte, so sagte er lächelnd: der uns bis hieher half, der wird auch ferner helfen. Fand sich nun die Hülfe, die er erwartete, wie dies fast immer der Fall war, so versammelte er seine Kinder um sich, erzählte ihnen die Verlegenheit, in der er sich befunden hätte, und wie er nun durch Gott daraus gerettet worden wäre.

Durch dieses Benehmen meines Vaters bin ich nun gewöhnt worden, Gott allenthalten zu finden, und seine Leitung, auch in den kleinsten Vorfällen meines Lebens, zu bemerken. Dabei habe ich mich immer wohl befunden.

Als ich 24 Jahre alt war, versammelten wir Geschwister uns auch einmal in dem Saale, in welchem mein Vater sein Morgengebet zu verrichten pflegte, und erwarteten ihn; aber — er kam nicht. Ich ging an die Thür seines Schlafzimmers, fand sie verschlossen, pochte an, erhielt aber keine Antwort; — mein Herz sagte mir, was ich zu erwarten hatte. Ich sprang nach dem Hauptschlüssel, öffnete mit zitternder Hand die Thüre — Gott! da lag er, der ehrliche Vater, sanft entschlummert, mit lächelnder Miene, kalt, ohne Gefühl — keine Bemühung war vermögend, ihn in dies Erdenleben zurück zu rufen.

In der ersten Stunde konnte ich freilich über meine Empfindung nicht Herr werden, zumal da meine Wehmuth durch die Thränen meiner Geschwister vermehrt wurde; allein bald erwachte bei mir die Vorstellung, daß dies Gottes Schickung sei. Da diese Vorstellung meiner Seele nicht fremd war, so wurde sie bald so lebhaft, daß sie meine Empfindung besiegte, und meinen Schmerz in ein wohlthuendes Gefühl umschuf. Herzlich ergriff ich die kalte Hand des Leichnams und dachte bei mir selbst: du bist nun, Redlicher! von deinem Posten abgerufen, zur Belohnung für deine Treue, die du hier in deinem Wirkungskreise bewiesest! —

Als der Erstgeborne mußte ich nun, nach der in meiner Familie bestehenden Einrichtung, die väterlichen Güter übernehmen, und meine Geschwister fingen an, mich als ihr Oberhaupt zu betrachten. Als sie zu mir kamen, um mir zur Antretung des väterlichen Erbes Glück zu wünschen, rührte ihr Anblick mein Herz, und erinnerte mich an die Pflicht, die ich als Bruder gegen sie zu erfüllen hätte. Ich erfüllte sie redlich, mit Freudigkeit; und aller Eigennutz

war durch die Vorstellung besiegt: Gott hat dich zum Haupte deiner Familie gemacht, und dir dadurch Pflichten auferlegt, deren Erfüllung dir heilig sein muß.

Ich nahm von meinen Unterthanen die Huldigung an. Als ich sie vor mir sah, glaubte ich eine Gesellschaft zu erblicken, die mir Gott zuführte, daß ich für ihr geistiges und leibliches Wohl Sorge tragen möchte. Selbst bei der Uebernahme meiner Heerden fühlte ich in mir eine Aufforderung, ihr Versorger zu sein, und mich als eine Person anzusehen, die von Gott beauftragt wäre, ihnen ihr Leben so angenehm als möglich zu machen.

Ich habe mich daher stets für verpflichtet gehalten, nicht nur für das Wohl meiner Familie und meiner Unterthanen, sondern auch für das Wohlbefinden aller meiner Hausthiere in so weit zu sorgen, daß ich dem Gesinde einschärfte, das Vieh gehörig zu warten, und sich keine Mißhandlung desselben zu erlauben, und daß ich keinen Dienstboten in meinen Diensten duldete, der diese Verordnung übertrat.

Die Leitung meiner Haushaltung und die Regierung meiner Ortsunterthanen betrachtete ich als eine Schule, in welcher Gott mich mehr auszubilden und zu veredeln suche. Diese Vorstellung benahm allen meinen Arbeiten das Unangenehme; und die Verdrüßlichkeiten, die mir von Zeit zu Zeit aufstießen, konnten mich nie zum heftigen Unwillen bringen: weil ich sie als nöthig zu meiner Erziehung betrachtete.

Ich suchte nun eine Gattin, und fand in der Tochter eines Adeligen, dessen Gut einige Meilen von dem meinigen lag, die Person, von welcher ich glaubte, daß sie für mich bestimmt sei. Ich fühlte bald eine so heftige Liebe

zu ihr, daß meine Gemüthsruhe litt, wenn ich sie nicht wenigstens einmal wöchentlich sah. Recht oft war ich in der lieben Familie; man nahm mich stets mit offenen Armen auf, und bat mich, bald wieder zu kommen. Der Besuch wurde auch bisweilen erwiedert, und bei der Gelegenheit meine Gegend, meine Haushaltung, mein Wohnsitz bewundert und gelobt. Da ich nun ganz gewiß versichert zu sein glaubte, daß ich keine Fehlbitte thun würde, wenn ich mir meine Geliebte zur Gattin erbäte: so wurde der Tag bestimmt, an dem ich meinen Antrag thun wollte. Schon war mein Wagen vorgerückt, die Pferde waren angeschirrt, meine Kleidungsstücke in Ordnung gebracht, als ich einen Wagen über meinen Hof rollen hörte. Ich sprang an's Fenster, und sah den besten Freund meines Vaters aussteigen. Unwillig stampfte ich mit dem Fuße auf die Erde; — aber der Gedanke, der mir, als ich über den Saal ging, um ihn zu empfangen, durch die Seele fuhr: es ist Gottes Wille nicht, daß du heute reisen sollst! gab meiner Seele bald eine andere Stimmung.

An solche Vorstellungen gewöhnt, begriff ich sogleich, daß Gott meine Abreise durch diesen unerwarteten Besuch untersage, indem er mich auffordere, die Pflicht zu erfüllen, die ich dem besten Freunde meines Vaters schuldig wäre, und die ich verletzen müßte, wenn ich zur Befriedigung meiner Leidenschaft eine Reise antreten wollte, die auch bis morgen verschoben werden konnte.

Diese Vorstellung setzte mich in den Stand, meinen Gast mit der Heiterkeit und Offenheit zu empfangen, die der Freund meines Vaters zu erwarten berechtigt war, und im Stillen meinen Bedienten den Befehl zu ertheilen, daß sie die Pferde abschirren und den Wagen in die Remise

bringen möchten. Diese Vorstellung setzte mich auch in den Stand, den Freund meines Hauses ganz zu genießen, und das Vergnügen lebhaft zu fühlen, das mir die durch seine Gespräche in der Seele geweckte Erinnerung an so viele früher erlebte Familienscenen verschaffte.

Bei Tische kamen wir auch auf das Haus zu reden, das ich so gern besuchte.

Ich weiß nicht, sagte mein Gast, was dort vorgehen muß. Die Hochzeit wird von einer Woche zur andern verschoben. Erst sollte sie Ostern sein, nun haben wir schon bald Johannistag, und ich höre noch nicht, daß Anstalten dazu gemacht werden.

Was denn für eine Hochzeit? fragte ich.

Die Hochzeit des Herrn von S. mit dem ältesten Fräulein. Haben Sie denn nichts davon gehört?

Kein Wort; antwortete ich. Sollte das Fräulein sich aber wirklich mit dem Herrn von S. verlobt haben? fragte ich weiter.

Dies ist so gewiß, als ich hier vor Ihnen sitze, war die Antwort; ich bin selbst bei dem Verlöbnisse zugegen gewesen. Hierauf erzählte er mir das Nähere von dem, was bei dieser Gelegenheit vorgefallen war, mit den kleinsten Umständen, und versicherte, daß er sich den Aufschub der Hochzeit nicht anders als damit zu erklären wisse, daß vielleicht sich eine bessere Parthie für das Fräulein gefunden habe, und daß man deßwegen einen Vorwand suche, um mit dem Herrn von S. brechen zu können. Denn dieser sei freilich nicht sehr begütert, und in dem Hause seiner Verlobten sei es gewöhnlich, den Werth des Menschen nach der Größe seiner Einkünfte zu schätzen.

Während dieser Erzählung sank ich nicht in Ohnmacht.

Ob ich gleich etwas schwer zu athmen anfing, so hielt mich doch die Ueberzeugung aufrecht, daß ich jetzt einen Wink von Gott bekäme. Diese Ueberzeugung gab meiner Seele so viel Stärke, daß ich dem Freunde meines Hauses die Angelegenheit meines Herzens verschwieg.

Als ich auf mein Lager kam, meldeten sich die fieberhaften Zufälle, die gewöhnlich bei Personen sich einfinden, die leidenschaftlich aber unglücklich lieben; doch ich besiegte sie durch den Glauben, daß mein Schicksal von Gott gelenkt werde, und — schlief ruhig ein.

Des Morgens verließ mich mein Gast wieder. Sobald ich ihm in den Wagen geholfen hatte, und er zum Thore hinaus gefahren war, eilte ich auf mein Zimmer, sagte meinem Bedienten, daß ich allein sein müsse, verschloß die Thür und überlegte, was ich zu thun hätte.

Ich ging von dem Gedanken aus: diesen Besuch hat dir Gott zugeschickt — er muß Absichten haben, weil durch ihn eine für dich so äußerst wichtige Reise vereitelt wurde. Als ich dieß so hin und her überlegt hatte, wurde ich überzeugt, daß mir Gott einen Wink gegeben habe, die Geliebte meines Herzens nicht zu ehelichen. Denn, dachte ich, nun weißt du ja, daß du diese Person zur Untreue verleiten mußt, wenn du zu ihrem Besitze gelangen willst. Erlaubst dies die Pflicht? Und — wenn du pflichtvergessen genug sein könntest, sie zur Wortbrüchigkeit zu verleiten, was würde für dich von der Verbindung mit einer Person zu erwarten sein, deren erstes Versprechen gegen dich mit dem Brechen eines früher gegebenen feierlichen Versprechens verbunden wäre? — Ich bekam dadurch Kraft genug, den Entschluß zu fassen, daß ich auf die Ehelichung einer Person

Verzicht thun wolle, von deren Besitz ich mir den Himmel auf Erden versprochen hatte.

Der Entschluß war nun gefaßt. Aber die Ausführung? Diese war freilich sehr schwer. Nur die Ueberzeugung: Gott mißbilligt diese Heirath, konnte mich stärken, ihm treu zu bleiben. Ich wollte durch Arbeiten mich zerstreuen, aber sie gelangen mir nicht; ich besuchte die Spaziergänge, die mir sonst so viele Freude gewährt hatten; aber immer fehlte mir meine Geliebte. Ohne daß ich es selbst wollte, kam ich immer auf die Straße, die nach ihrem Wohnsitze führte, und wenn ich einen Wagen in der Ferne erblickte, war ich schwach genug, stehn zu bleiben, und in demselben einen Besuch von ihr zu erwarten.

Einmal sah ich auch aus meinem Fenster einen Wagen gerollt kommen. Mein Herz klopfte heftiger. Der Wagen fuhr auf mein Schloß zu; — sie ist's — dachte ich, warf mich in die Kleider, sprang die Treppe hinunter, und sah, statt meiner Geliebten, einen Jugendfreund aussteigen, der mit mir in einer Erziehungsanstalt war erzogen worden. Sein Erblicken erregte in meinem Innern ein Gemisch von Freude und von Scham, das sich nicht wohl beschreiben läßt. Indeß nahm ich den Angekommenen als Freund auf, und erfuhr von ihm, daß er eben eine Reise in die Schweiz mache. Als ich mich bei ihm nach dem Zwecke derselben erkundigte, erfuhr ich, daß er durch die Reise nichts weiter zu bewirken suche, als — Zerstreuung. Sein Herz leide unaussprechlich, und er glaube, das beste Mittel, dasselbe zu beruhigen, sei — Entfernung von dem Gegenstande, der ihm seine Leiden verursache.

Da ich gewohnt war, allenthalben Gott zu sehen und zu hören, so kann man leicht denken, daß diese Mittheilung

bei mir die Muthmaßung erregte, ob dies nicht vielleicht eine göttliche Einladung zur Theilnahme an der Reise meines Freundes wäre? Beinah, sagte ich, entschließe ich mich, dich nach der Schweiz zu begleiten.

Dies hätte ich nicht sogleich thun sollen. Mein Vater hatte mir ja gesagt, daß zwar jede Aufforderung und Einladung, die an uns erginge, von Gott komme, daß man aber ja nicht glauben dürfe, als wenn man sie immer befolgen müsse; viele hatten auch zur Absicht, uns zu prüfen und zum Nachdenken zu gewöhnen. Unsere Vernunft müsse immer entscheiden, in welchen Fällen wir sie zu befolgen, und in welchen Fällen wir sie zurückzuweisen hätten.

Diese Erinnerung, von deren Wahrheit ich überzeugt war, hatte ich damals vergessen. Mein Freund fiel mir um den Hals, beschwor mich, meinen Entschluß auszuführen, und ließ mir kaum so viel Besinnungskraft übrig, daß ich sagen konnte: ich will es überlegen.

Als er zur Ruhe gegangen war, überlegte ich es wirklich, und wurde überzeugt, daß eine Reise, bei meiner gegenwärtigen Lage, für mich das Beste sei, und — daß ich dazu nicht leicht eine schicklichere Gelegenheit, als die eben sich darbietende, würde finden können.

Ich entschloß mich also dazu, und trat die Reise, nachdem ich meine Haushaltungsgeschäfte in Ordnung gebracht hatte, wirklich an.

Sie wirkte ungemein wohlthätig auf mein Gemüth. Das tägliche Erblicken so vieler neuen Gegenstände machte einen so starken Eindruck auf mich, daß das Bild meiner Geliebten, das sich mir sonst immer, ohne daß ich es wollte, darstellte, nach und nach aus der Seele verdrängt wurde. Und — da ich die Reise angetreten hatte, ohne mich bei

meiner Geliebten zu beurlauben, so hatte sie dies als ein Zeichen von der Veränderung meiner Gesinnung aufgenommen, und sich ihrem Verlobten wieder genähert. Als ich aus der Schweiz zurückkam, hatte sie bereits Hochzeit gehalten, und ich — ich hatte sie vergessen.

Kurz darauf brach ein Krieg aus, und ein feindliches Corps drang in meine Gegend vor. Auch mein Gut wurde vom Feinde besetzt, der von demselben eine sehr große Summe als Brandschatzung verlangte. Da ich die Unmöglichkeit, dieselbe herbei zu schaffen, vorstellte: erklärte mir der Befehlshaber — daß er mich als Geisel mitnehmen würde. Ich ersuchte meine benachbarten Freunde, daß sie mir Geld vorschießen möchten: allein sie konnten nicht, weil sie mit mir in gleicher Verlegenheit waren. Mein Bedienter rieth mir, zu entweichen, und versprach, mir dazu behülflich zu sein; allein von diesem Vorschlage Gebrauch zu machen, erlaubte mir meine Vernunft nicht. Diese sagte mir, daß ich durch meine Entfernung die Feinde erbittern und reizen würde, sich an meinen Gütern und Unterthanen bezahlt zu machen.

Ich glaubte also, es sei Gottes Wille, daß ich mich in die Hände des feindlichen Befehlshabers ausliefern solle. Sobald ich davon überzeugt war, trat ich in sein Zimmer, versicherte ihm nochmals die Unmöglichkeit, die geforderte Zahlung leisten zu können, und meine Bereitwilligkeit, mich als Geisel abführen zu lassen. Zugleich bat ich ihn, mich mit Schonung zu behandeln. Meine Ehrlichkeit machte auf ihn Eindruck. Er schwieg ein Paar Augenblicke; dann sagte er: Herr! so ein ehrlicher Mann, wie Sie sind, ist mir lange nicht vorgekommen. Hinge es von mir ab, so zöge ich sogleich fort, ohne einen Pfennig von Ihnen zu verlan-

gen. Aber ich muß meine Ordre befolgen. Packen Sie ein, was Sie nöthig haben; morgen werden wir abreisen. Was ich zur Milderung Ihres Schicksals thun kann, wird geschehen, darauf können Sie sich verlassen.

Den nächsten Morgen setzte ich mich also in den mir angewiesenen Wagen, welcher unter Bedeckung einiger Husaren abging.

Die Abreise konnte für mich nicht anders, als höchst schmerzhaft sein. Ich sah mich plötzlich aus meinem Wirkungskreise herausgerissen; hörte das laute Klaggeschrei meines Gesindes und meiner Unterthanen; und das Alles griff mich so an, daß es mir nicht möglich war, mich der Thränen zu enthalten.

Allein mein Glaube stärkte mich. Ich sah meinen Wächtern in's Gesicht; und sie waren mir weniger fürchterlich, sobald ich Kraft genug gesammelt hatte, um sie als Personen betrachten zu können, die, nach Gottes Fügung, mich auf einem dunklen Wege zur Erreichung eines unbekannten, aber gewiß wohlthätigen Zwecks leiten sollten. Im ersten Nachtquartier ließ ich ihnen eine gute Mahlzeit bereiten und bezahlte sie. Diese Gefälligkeit rührte sie; sie wurden gesprächig, jeder erzählte mir seine Lebensgeschichte, und verschaffte mir dadurch eine angenehme Unterhaltung, die für mich in gewissen Rücksichten zugleich lehrreich war.

Als wir in dem zweiten Nachtquartier angelangt waren, ging es eben so; und ich freute mich sehr, daß der Glaube an die alles leitende Vorsehung mein Schicksal, das für viele andere äußerst schrecklich gewesen sein würde, so sehr gemildert hatte.

Mit dem Bewußtsein, unter Gottes Aufsicht zu ruhen, überließ ich mich dem Schlafe, von einem Husaren bewacht,

der vor der Thür meines Zimmers stand. Mein erquickender Schlaf wurde bald durch eine Hand unterbrochen, die die meinige etwas stark schüttelte.

Wer da? fragte ich heftig. Erschrecken Sie nicht! war die Antwort, ich bin der wachthabende Husar. Wenn Sie fortgehen wollen, so können Sie es, ich will Sie nicht aufhalten. Ein Paar Laubthaler — darauf wird es Ihnen ja nicht ankommen. Mein Gefühl sagte mir sogleich, daß ich diese Einladung verwerfen müsse: weil es eine schändliche Verletzung der Pflicht sei, wenn ich mein gegebenes Wort brechen wollte. Nein! sagte ich, Freund! das geht nicht. Mein Wort kann ich nicht brechen — ich danke Ihm für Seine Gefälligkeit. So trat er wieder ab, und ich schlief bald wieder ein, da mein Gewissen mir sagte, daß ich recht gehandelt hätte.

Den folgenden Tag kam ich an dem Orte an, der zu meinem Aufenthalte während der Gefangenschaft bestimmt war. Ein enges Zimmer wurde mir angewiesen, aus dessen Fenster ich keine andere Aussicht hatte, als — auf einen Misthof. Wirklich verursachte mir der Gedanke, daß ich nun in gänzliche Unthätigkeit versetzt und von dem Genusse meiner gewöhnlichen und unschuldigen Freuden getrennt sei, eine Anwandlung von Schwermuth. Wenn ich aber bedachte, daß ich bei Gott mich befinde, und daß mein Leiden von ihm über mich verhängt, und also gewiß für mich sehr wohlthätig sei: so wurde mir meine Lage dadurch wieder erträglich, und bekam sogar in meinen Augen gewisse Reize.

Fünf Tage hatte ich mich in derselben befunden, als der Commandant in mein Zimmer trat, und sich erkundigte, wie es mir ginge, und ob ich über etwas zu klagen hätte? Nach meinen Grundsätzen betrachtete ich ihn als den Mann,

in dessen Hände Gott auf einige Zeit mein Schicksal gelegt hätte. Seine Ankunft war mir also angenehm, und es war mir leicht, ihm mit Achtung zu begegnen. Mir, sagte ich, fehlt nichts als Freiheit.

Dafür, antwortete er, sind Sie Gefangener. In der Gefangenschaft kann man nicht frei sein.

Aber doch kann man, — fuhr ich fort, — die Erlaubniß durch besondere Begünstigung erhalten, ausgehen und die Gegend besehn zu dürfen.

Die sollen Sie haben, war seine Antwort, wenn Sie mich schriftlich versichern, auf Ihr Ehrenwort jeden Abend in Ihrem Quartiere sich wieder einfinden zu wollen.

Dies that ich, und fühlte nun meine drückende Lage gar sehr erleichtert.

Da ich auf meinen Spatziergängen bemerkte, daß in dieser Gegend die Viehzucht sehr stark getrieben werde, so machte ich mich sogleich mit allen nah wohnenden Gutsbesitzern und Pachtern bekannt, und lernte von ihnen manches Neue, das besonders den Anbau der Futtergräser und eine zweckmäßigere Einrichtung der Viehställe betraf.

Nun war das Lästige der Gefangenschaft gänzlich für mich verschwunden; ich betrachtete den Ort, an welchem ich zu verweilen gezwungen war, als eine Schule, in die mich Gott geführt hätte, damit ich mir Kenntnisse erwerben möchte, die mir für die Zukunft nöthig wären. Diese Vorstellung reizte mich, auf alles, was ich hier sah und hörte, recht aufmerksam zu sein, und mich nach allem recht genau zu erkundigen.

Ich bin jetzt ein sehr begüterter Mann, und meine Bauern sind die wohlhabendsten in der ganzen Gegend. Wenn ich nun nachdenke, woher dies rühre? so finde ich

immer den vorzüglichsten Grund davon in meiner Gefangenschaft. Die Kenntnisse, die ich mir während derselben erwarb, benutzte ich in der Folge bei der Verwaltung meiner Güter, und brachte es in wenigen Jahren so weit, daß sie mir viermal mehr als ehedem eintrugen. Mein Beispiel machte auf die Bauern Eindruck; sie ahmten es nach, und finden nun, daß dadurch ihre Umstände sehr sind verbessert worden.

Sobald ich in dieser Schule ausgelernt hatte, fanden meine Freunde Mittel, die Summe aufzubringen, die mir als Contribution war aufgelegt worden. Ich hatte nichts davon erfahren. Als ich nun einmal ausgehen wollte, um die Gegend zu besehen, stieß ich auf den Commandanten, der mir lächelnd meine Freiheit ankündigte. Ich wollte ihm dankbar die Hand drücken; er schloß mich aber in seine Arme und sagte: ich freue mich, daß ich in Ihnen einen rechtschaffenen Mann habe kennen lernen; sein Sie mein Freund!

So reiste ich denn ab, mit dem innigsten Gefühle des Danks gegen den Allgütigen, der mir neue Beweise seiner Nähe und seiner Sorge für mich gegeben hatte. Meine Reise war den ersten Tag über glücklich, bis der Abend einbrach. Dieser übereilte mich schneller, als ich es erwartet hatte; und was das Schlimmste war, so wurde der Weg immer schlechter, jemehr die Dunkelheit zunahm. Das langsame, gefahrdrohende Fortrücken des Wagens, die Kälte und Feuchtigkeit der Luft, wirkten nachtheilig auf mich ein, und nur der Glaube, daß ich auch jetzt bei Gott sei, konnte mich vor Kleinmuth bewahren. Endlich schlug der Wagen, der an einem Abhange hinfuhr, gar um. Ich wurde in einen Morast geworfen, und der Wagen lag auf mir. Mir

aus dem Moraste zu helfen, vermochte ich nicht, weil ich mich nicht regen konnte; kaum gelang es mir, mit aller Anstrengung, den Kopf aufrecht zu erhalten, damit ich nicht erstickte. Der Postknecht war, so sehr er sich auch anstrengte, nicht vermögend, den Wagen allein wieder in die Höhe zu bringen. Er schrie also um Hülfe, und stieß in das Posthorn; aber keine Hülfe wollte kommen. Alles was ich thun konnte, war — daß ich dem Postknechte auftrug, er möge die Pferde losspannen, damit ich nicht geschleift würde. Ich litt unaussprechlich, und überließ mich Gott, bereit, von der Welt abzutreten, wenn er mich jetzt abforderte.

Da hörte mein Postknecht einen Reiter; er verdoppelte seine Kräfte beim Rufen um Hülfe, stieß nochmals in das Posthorn, schrie wieder, — und sogleich war der Reiter da.

Was gibt's hier? fragte derselbe ängstlich.

Hülfe! schrie mein Postknecht. Hier liegt ein Passagier im Moraste, der Wagen auf ihm, und ich kann ihm nicht helfen.

Geduld! sagte der Reiter; in einer Viertelstunde soll Hülfe da sein.

Die Viertelstunde dünkte mir lang; aber als ich fast unter meinen Schmerzen erliegen wollte, rief mein Postknecht: nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen! dort kommen Laternen.

Jetzt kommen Gottes Engel, dachte ich bei mir selbst, die mich retten werden. Bald war ein Trupp Bauern, mit Laternen und Hebebäumen versehn, da; man hob den Wagen in die Höhe und zog mich aus dem Moraste heraus.

Da stand ich nun mit zitternden Gliedern, fast ohne Bewußtsein. Eine Hand faßte freundschaftlich die meinige, und der sie mir bot, fragte: Sie haben doch nichts zerbro-

chen? Ich fühle nichts, antwortete ich; noch kann ich alle Glieder bewegen.

Desto besser! fuhr er fort; jetzt lassen Sie es sich gefallen, auf meinem Gute Nachtquartier zu nehmen und ihre Kleider zu wechseln.

Ich nahm dieß Anerbieten mit Dank an, ging, um mich zu erwärmen, bei dem Lichte der Laternen zu Fuße, und einige Bauern blieben mit ihren Laternen zur Begleitung bei dem Wagen.

Als ich auf dem Gute ankam, fand ich ein erwärmtes Zimmer, und Wäsche und Kleidung, um mich umkleiden zu können. Dieß that mir unaussprechlich wohl.

Nachdem ich die Kleider gewechselt hatte, wurde ich befragt, ob ich lieber auf meinem Zimmer oder mit der Familie speisen wollte? Ich wählte das letztere, weil ich ein inniges Verlangen empfand, den Mann näher kennen zu lernen, der mir so liebreich das Leben gerettet hatte.

Ich wurde in ein Zimmer geführt, wo ich eine Tafel ganz prunklos, aber anständig und reinlich gedeckt fand, um welche der Hausvater und die Hausmutter mit ihren vier Kindern standen, die mir alle ihr herzliches Beileid wegen des erlittenen Unfalls bezeigten.

Die Mahlzeit wurde, unter herzlichen Gesprächen über Landwirthschaft und über die Verwüstungen, welche der Krieg in den dortigen Gegenden angerichtet hatte, eingenommen. Sie würden länger gedauert haben, wenn meine Müdigkeit mich nicht genöthigt hätte, bald meine Lagerstätte zu suchen.

Den andern Morgen reiste ich, unter Bezeigung des herzlichsten Danks gegen diese gastfreie Familie, wieder ab,

und kam Tags darauf glücklich auf meinem Gute an, wo ich von allen Anverwandten auf das zärtlichste, und von meinen Bauern mit lautem Jubel empfangen wurde. Die lange Entfernung vom Hause hatte mich allen werther gemacht, und ich erkannte auch darin ihre guten Wirkungen.

Die älteste Tochter jenes gastfreien Ehepaars hatte auf mich solchen Eindruck gemacht, daß ich die Bekanntschaft mit der Familie unterhielt. Wir lernten einander immer besser kennen; meine Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit dieser Familie befestigte sich immer mehr: bis endlich mein Wunsch erfüllt und die älteste Tochter meine Frau wurde, mit welcher ich 25 Jahre hindurch eine glückliche Ehe geführt habe.

Diese Geschichte könnte leicht weiter ausgeführt werden; allein schon dieß Bruchstück zeigt hinlänglich, wie man zum Umgange mit Gott gelangen und Gott allenthalben finden kann.

Gott ist immer bei uns; er wirkt um uns, er spricht zu uns, lehrt, warnt und tröstet uns; — wenn wir aber seine Stimme immer vernehmen wollen, so müssen wir auch aufmerksam sein, und uns dazu gewöhnen, bei allem, was wir um uns sehen, und was uns begegnet, an Gott zu denken.

Der Glaube, daß Gott alles wisse, an allen Orten zugegen sei, alle unsere Schicksale regiere, ist, wie ich vorhin schon sagte, ziemlich allgemein. Allein bei den Mehresten ist er ein todter Glaube, und bleibt ohne alle Wirksamkeit auf das Herz. Wie könnte sonst unter den Glaubigen so großer Mißmuth, so große Furcht vor der Zukunft herrschen?

Dieß kommt vorzüglich daher: weil man sich nicht ge-

wöhnt hat, die Anwendung auf einzelne Fälle zu machen. Willst du das beseligende dieses Glaubens recht fühlen, den Umgang mit Gott genießen, und durch denselben die Erde für dich zum Himmel umschaffen: so mußt du schlechterdings alles, was da ist und geschieht, und geschehen wird, als Gottes Wirkung ansehen lernen, und dich gewöhnen, mit der innigsten Ueberzeugung zu dir selbst zu sagen: Gott hat meine Arbeit gelingen lassen; Gott hat mein Geschäft mir angewiesen; Gott hat mich mit diesen Menschen in Verbindung gesetzt; Gott hat mir diese Krankheit zugeschickt; Gott hat mir mein Weib genommen; Gott donnert; Gott hat eine Feuersbrunst geschickt; Gott hat Revolutionen oder Krieg veranstaltet.

Diese Vorstellungsart ist freilich alt; sie schmeckt nach der Vorwelt; sie ist aber — darin stimmen Vernunft und Herz des Unbefangenen auf das vollkommenste mit einander überein — gewiß wahr.

Versuche es nur, mein Freund! glaube herzlich, daß Gott allenthalben wirkt, und dann blicke mit diesem Glauben auf die Welt! Wird sie nicht durch diesen Glauben zum Himmel umgeschaffen? Ist nicht, so lange du fest an ihn dich hältst, alles Böse und Schreckliche und Furchtbare, über welches du bisher seufztest, mit einem Male für dich verschwunden?

Die schöne Gegend, die du um dich erblickst, wird sie dir nicht viel werther, wenn du sie als eine Schöpfung Gottes betrachtest? — Die Frucht, die du von deinem Baume brichst, schmeckt sie dir nicht süßer, wenn du sie als Gabe Gottes annimmst? — Jener Morast, den du vor dir erblickst, der dir bisher so widrig erschien, verliert er nicht sein Unangenehmes, wenn du ihn als Gottes Werk an-

siehst, und dir denkst, daß er gute Zwecke durch denselben erreichen, vielleicht die Kräfte der Menschen bei'm Austrocknen desselben üben will? — Deine Arbeiten, die dir bisher lästig waren, mögen sie in der Regierung eines Volks oder im Schuhflicken bestehen, was sind sie nun? Aufträge Gottes, die du mit Freuden besorgen wirst. — Deine körperlichen und Seelen-Leiden, was sind sie? Erziehungsmittel, wodurch Gott dich zu veredeln sucht. — Die entsetzlichsten Scenen des Kriegs, was sind sie? Veranstaltungen der höchsten Weisheit, um große Zwecke für's Ganze zu erreichen. — Die schrecklichsten Aussichten in die Zukunft, was sind sie? Hirngespinste, die durch den Glauben an Gott verscheucht werden. Wenn dieser alles regiert, so regiert er auch die Zukunft. Wie kann denn da etwas Schreckliches sein, wo ein Allweiser, ein Allgütiger regiert?

So viel ist also gewiß: man fühlt in der Stunde, in welcher man glaubt, daß Gott allenthalben wirke, daß man im Himmel sei. Deßwegen ist es Pflicht für jeden, der den Himmel auf Erden zu finden wünscht, sich zu diesem Glauben zu gewöhnen, und sich darin immer mehr zu bestärken.

Vielleicht hat nie ein Mensch gelebt, bei dem dieser Glaube zu allen Zeiten recht lebendig gewesen wäre. Unordnungen im Körper, das Zusammentreffen von unangenehmen Vorfällen verdunkeln ihn oft, so wie die Sonne bisweilen Wochen lang durch in der Luft angehäufte Dünste den Augen entzogen wird. Aber, wenn er einmal in der Seele Wurzel geschlagen hat, thut er doch, auch unter den widrigsten äußern Verhältnissen, seine Wirkung, bewahrt vor Verzweiflung, schützt gegen grobe Verirrungen, und

nährt den Eifer, seiner Pflicht treu zu bleiben; so wie die Sonne auch dann noch uns leuchtet und wärmt, wenn wir sie, wegen der Menge der in der Luft angehäuften Dünste, nicht sehen können.

Mit diesem Glauben muß aber auch unsere ganze Art zu denken und zu handeln übereinstimmen, wenn wir des Genusses himmlischer Seligkeit fähig sein wollen. Je richtiger und heller die Einsichten sind, desto trauriger wird der Zustand unserer Seele, wenn wir denselben nicht gemäß denken und handeln.

Glauben wir also, daß alles, was uns begegnet, unter göttlicher Leitung stehe: so müssen wir schlechterdings den Unmuth, den Gram, den Zorn, die Traurigkeit, die uns anwandeln, wenn die Schicksale, die uns treffen, nicht mit unsern Wünschen übereinstimmen, zu besiegen suchen. Derjenige, der um sich her nur Naturkräfte, nur Menschen handeln sieht, und, durch seine Eigenliebe verblendet, erwartet, daß alles nach seinen Wünschen sich richten soll — der mag unmuthig sein, und zürnen und sich grämen, wenn seine Wünsche vereitelt werden, wenn seine Erwartungen fehl schlagen. Er hat Grund dazu. Ist's aber nicht Thorheit, wenn ein Anderer, der von der Ueberzeugung beseelt ist, daß alle Wirkungen in der Welt unter der Leitung der höchsten Weisheit und Güte stehen, sich eben dieß erlaubt?

Du wünschest z. B., daß eine gewisse Nation, die mit einer andern in Krieg verwickelt ist, siegen möge, und — sie wird überwunden; du rechnest darauf, daß ein gewisses Amt, das du glaubst verdient zu haben, dir werde angetragen werden, und es wird einem Unwürdigen, wohl gar mit der Bemerkung, daß es zur Belohnung seiner Verdienste geschehe, überwiesen; du hast ein Kapital aus-

stehen, von dessen Zinsen du deine mehresten Bedürfnisse bestreitest, und — es geht verloren; dein bester Freund stirbt — deine Arbeit wird nicht gesucht — ein anhaltender Regen fällt ein und verderbt den Weizen, den du hast mähen lassen: so sind dieß lauter Vorfälle, die zum Unmuthe reizen, dessen erster Anwandlung man schwerlich immer wird widerstehen können. Wie kannst du ihn aber unterhalten und nähren, wenn du glaubst, daß Gott dieß alles gethan habe? Kannst du, wie Er, das Ganze, kannst du den Weg übersehen, den er dich leitet? Glaubst du besser, als Er, zu verstehen, was für das Ganze, und was für dich selbst gut sei? oder stehst du vielleicht in der Meinung, daß die Befriedigung deiner Wünsche der Zweck sei, um deßwillen dich einst die Kraft des Schöpfers habe entstehen lassen?

Bist du so glücklich, es dahin zu bringen, daß dein Glaube über deine Selbstsucht siegt, und den Unwillen über Begebenheiten, die mit deinen Wünschen und Erwartungen nicht übereinstimmen, in deiner Seele dämpft, so daß du bei solchen Ereignissen ruhig und heiter bleiben kannst, so bedenke selbst, in welch' reizender Gestalt du die Erde erblicken wirst.

Wenn du den Grund von allen deinen Seelenleiden untersuchen willst, so wirst du ihn fast immer darin finden, daß es nicht so geht, wie du wünschest. Was hast du also zu thun, um diese Leiden zu entfernen? Entweder mußt du es so weit zu bringen suchen, daß es künftig anders in der Welt geht, daß Krieg und Frieden, Witterung, die Handlungsweise deiner Nebenmenschen, durchaus nach deinem Sinne eingerichtet werden; oder — du mußt deinen Unwillen zu mäßigen und dich dabei zu beruhigen su-

chen, wenn dieß nicht geschieht. Das erstere kannst du nicht, wie du wohl fühlen wirst; das andere aber kannst du, wenn du dich gewöhnest, alles als eine wohlthätige Schickung der höchsten Weisheit und Güte anzusehen. Dann werden auch deine bisherigen Leiden großentheils wegfallen, und du wirst dich selbst wundern, wie schön es auf der Erde sei, auf welcher es dir sonst gar nicht gefallen wollte.

Diese Beruhigung darf aber nicht in Fühllosigkeit und Unthätigkeit ausarten. Der uns Gefühl gab, wollte ohne Zweifel, daß wir fühlen, und der uns Kräfte verlieh, wollte, daß wir sie gebrauchen sollten. Die unangenehmen Empfindungen sollen aber nicht unsern Unwillen, sondern unsere Kräfte reizen. Jedes widrige Schicksal muß zuerst unsere Denkkraft in Thätigkeit setzen; wir müssen überlegen, ob es nicht Pflicht sei, unsere Kräfte dazu anzuwenden, daß wir dasselbe zu entfernen, oder wenigstens zu mildern suchen, und ob die Kräfte, die uns zu Gebote stehen, dazu hinreichend sind. Haben wir sowohl von jenem als von diesem uns überzeugt, so dürfen wir dieses widrige Schicksal als eine göttliche Aufforderung zur Thätigkeit ansehen. Achte auf sie! wende deine Kräfte an! und du wirst in den mehresten Fällen das Vergnügen haben, zu sehen, daß deine Bemühungen gelingen, und manches, was dir unangenehm war, aus deinem Wirkungskreis entfernt wird.

Dein Kind wird z. B. gefährlich krank; sei nicht kleinmüthig! klage nicht! es ist ja Gottes Schickung. Sei aber dabei auch nicht unthätig: denn du bist Vater. Die Pflicht gebietet dir, dein Möglichstes zu thun, um es zu retten. Du weißt nicht, welches Rettungsmittel du anwenden sollst; aber du kennst einen geschickten Arzt, der schon vieler Men-

schen Leben rettete; — suche ihn auf und bitte um seinen Beistand!

Nur dann kannst du, auch ohne thätig zu sein, bei einem widrigen Schicksale dich ganz beruhigen, wenn du weißt, daß deine Kräfte entweder nicht vermögend sind, dasselbe abzuändern, oder daß du dazu nicht verpflichtet bist, oder — wenn du gethan hast, was du thun konntest. So beruhigt sich der Freund bei der Nachricht, daß sein Freund, der von ihm entfernt lebte, die Erde verlassen habe; der verständige Privatmann bei dem Ausbruche eines Kriegs; der Vater, der that, was er nach seinen Einsichten und Kräften thun konnte, um seines Kindes Leben zu retten, wenn seine Bemühung fruchtlos ist.

Was von den gegenwärtigen widrigen Schicksalen gilt, das gilt auch von den künftigen. Die Furcht vor denselben mußt du durch den Glauben an die alles leitende Güte und Weisheit Gottes zu besiegen suchen. Siehst du in der Ferne ein unangenehmes Schicksal, das deiner wartet, so erschrick nicht! der Gott, der dich bisher so gut leitete, daß du in deiner ganzen Lebensgeschichte Spuren seiner Weisheit und Güte findest, der waltet auch über die Zukunft, und es kann dir nichts begegnen, als was Er dir zuschickt, was dir also nützlich ist. Ueberlege, ob du verbunden und im Stande seiest, etwas zur Abwendung der bevorstehenden Widerwärtigkeit zu thun, und — thue es, wenn du dich dazu für verpflichtet und für stark genug hältst. Findest du z. B., daß deine Hausgenossen leichtsinnig mit dem Feuer umgehen, und besorgst deßwegen, daß über lang oder kurz eine Feuersbrunst dein Eigenthum verwüsten werde, so fürchte dich nicht, sondern — handle! mache sogleich die wirksamsten Anstalten, diesem Leichtsinne

zu steuern. Bist du besorgt, dein Kind möchte verführt werden, so präge ihm desto eifriger Grundsätze ein, die es dagegen bewahren können, und suche, wo möglich, es von Personen zu entfernen, die ihm gefährlich sind.

Fühlst du dich aber weder verpflichtet noch stark genug, um etwas zur Abwendung eines dir drohenden widrigen Schicksals zu thun: nun so laß deinen Glauben desto thätiger sein. Wenn du oft bedenkst, daß alles, was dir begegnen solle, von Gott bestimmt sei: was hast du dann noch zu fürchten? Ist dir die Widerwärtigkeit wirklich nachtheilig, so wird sie dich gewiß nicht treffen, sondern durch die Dazwischenkunft einer ganz unerwarteten Begebenheit entfernt werden; ist sie dir aber gut, ist sie zur mehreren Ausbildung und Entwickelung deiner Seelenkräfte nothwendig, so gehe ihr getrost entgegen. So viele widrige Schicksale hast du, seit deinem Eintritte in's Erdenleben, schon überwunden! — der dir sie überwinden half, wird dir auch das neu drohende überwinden helfen.

Bist du ferner überzeugt, daß Gott zu dir rede, oder dich auffordere, etwas zu thun oder zu lassen, so bist du auch, wenn dir deine Gemüthsruhe lieb ist, schlechterdings verbunden, den dir gegebenen Aufforderungen dich zu fügen, und durch keine Trägheit noch Schwierigkeit dich davon abhalten zu lassen.

Wer Gottes Stimme nicht vernimmt, hat sich auch keine Vorwürfe zu machen, wenn er sie nicht befolgt. Wie willst du dich aber beruhigen, wenn du sie wirklich hörst, und ihr doch ungehorsam bist? Heute, so ihr des Herrn Stimme hört, so verstocket eure Herzen nicht!

Wirst du also durch deine Lage, oder durch einen be-

sondern Zufall, oder durch einen Menschen, es sei mündlich oder schriftlich, genöthigt, erinnert oder aufgefordert, etwas zu thun; oder gedrungen, gewarnt, durch Befehle bestimmt, von einem gewissen Vorhaben abzustehen, so bleibe dabei nicht gleichgültig! Gott spricht mit dir! Ueberlege vor allem sorgfältig, ob diese Stimme zur Uebung oder zur Befolgung an dich ergehe; das heißt: ob du wirklich verpflichtet bist, ob dein Gewissen es dir erlaubt, den Schritt zu thun, zu welchem du aufgefordert wirst, und ob du dazu die nöthigen Einsichten und Kräfte habest. Im letztern Falle gehorche! sollte es auch mit vieler Aufopferung geschehen müssen. Es ist unmöglich, sich Gottes freuen zu können, so lange man seinen Willen, den man wirklich vernommen hat, nicht befolgt.

Dieß sei genug von der Möglichkeit, Gott handeln zu sehen, und ihn sprechen zu hören. Nun noch etwas von der Möglichkeit, mit ihm zu reden, und von der Seligkeit, die daraus entspringt. An die Möglichkeit hat man zu allen Zeiten geglaubt. Woher rührten sonst die Gebete, die man bei allen kultivirten Völkern antrifft? Aber die Wirksamkeit des Gebets wird in den neuern Zeiten von vielen, und zwar in den mehresten Fällen mit Recht, bezweifelt.

Wenn man unter einem Gebet das versteht, was es freilich in den Augen sehr vieler Menschen sein mag: eine an Gott gerichtete Rede, durch welche man ihn zu bewegen sucht, daß er unsere Schicksale nach unserm Willen lenken möge, so begreife ich nicht, was ein solches Gebet wirken soll. Wenn es gewiß ist, daß Gottes Weisheit und Güte die Welt regiert, wie kann man ihr denn zumuthen, daß sie sich nach unsern Wünschen richten solle? Entweder sind

unsere Wünsche der göttlichen Weisheit und Güte gemäß, oder sie sind es nicht; im erstern Falle werden sie erfüllt werden, ohne unser Gebet; im letztern Falle darf man nicht erwarten, daß Gott durch unser Gebet sich werde bewegen lassen, unweise und ungütig zu handeln.

Gebete, welche in der eben erwähnten Absicht an Gott gerichtet werden, sind nicht nur vergeblich, sondern wirklich schädlich, indem sie gegen Gott mißtrauisch machen. Wenn man nun Jahre lang um etwas bittet, und es hilft doch nichts, die Sache geht immer ihren bestimmten Gang fort, wie kann man von Gott noch glauben, daß er unsere Gebete erhöre?

Es gibt aber noch ein Gebet anderer Art, dessen wohlthätige Wirkungen unläugbar sind. Dieß besteht in einem lebhaften Andenken an Gott. Die Vorstellung von der Gegenwart eines Wesens, das allgütig und allweise ist, das alles, was um uns ist, hervorbrachte, das alle Wirkungen der Natur lenkt, das auch mich kennt, mich hervorbrachte, mir so viele Beweise seiner Güte, durch meine Bildung und meine Erziehung, durch die weise Verbindung meiner Schicksale gab, hat etwas so Anziehendes, daß man sie gern unterhält, daß sie leicht einen hohen Grad der Lebhaftigkeit annimmt, und auf einige Zeit die Aufmerksamkeit von dem Sichtbaren abzieht. Bisweilen geht sie in Worte über; aber dieß ist nicht immer nothwendig. Ist's wahr, daß Gott alles weiß, so weiß er auch unsere Gedanken; und die Ueberzeugung, daß man mit Gott spreche, oder daß er unsere Gedanken vernehme, wenn man recht lebhaft an ihn denkt, ist keineswegs etwas Täuschendes. Dieß lebhafte Andenken wird auch Wünsche erzeugen; aber gewiß nicht solche, die sich auf eine Abän-

derung unserer Schicksale beziehen. Wie kann man wohl, wenn man sich lebhaft vorstellt, daß Gott alles regiert, alles mit Weisheit und Güte regiert, — wie kann man da wohl so kühn sein, von ihm zu verlangen, daß er seine Regierung nach unsern Wünschen einrichten solle? Die durch ein solches Gebet erzeugten Wünsche werden sich blos auf uns beziehen, blos darauf, daß wir uns ganz Gott ergeben, immer vollkommener seinen Willen thun, jedes Schicksal, das uns trifft, mit Dank annehmen, unsere uns aufgetragenen Geschäfte mit möglichster Treue erfüllen möchten.

Hier ist ein solches Gebet, wie es ganz natürlich in einem Menschen entstehen muß, der seine Gedanken auf Gott richtet, und richtige Begriffe von ihm hat. Ich stelle mir ihn vor, wie er noch einmal nach dem gestirnten Himmel blickt, ehe er in seine Ruhekammer geht. „Gott! denkt er, wie groß bist du! zahllos sind die Sterne, die ich hier erblicke — jeder ein Weltkörper — die mehresten sind Sonnen, die andern Körpern Licht und Wärme mittheilen, so wie unsere Sonne der Erde, worauf so viele Millionen leben! — Dort auf jenen glänzenden Punkten ist gewiß auch Leben — gewiß! denn warum solltest du alles Leben blos auf dieser Erde zusammengedrängt haben? Das alles ist dein Werk! das alles steht unter deiner Aufsicht! Und doch, Allvater! doch bemerkst du bei dem zahllosen Heere deiner Werke auch mich! Vor einigen Jahren war ich noch nicht; dann entstand ich, empfing den Körper, über dessen weise Zusammensetzung ich noch immer erstaunen muß, kam auf der Erde an, sah, hörte, empfand, was um mich her vorging, wurde nach und nach meiner immer deutlicher bewußt, und lernte viel, lernte auch dich kennen, mein

Vater! — Wie viele Freuden hast du mir bescheert! aus wie vielen Gefahren mich errettet! wie viele Leiden mir zugeschickt, von denen ich nun einsehe, daß sie für mich sehr wohlthätig waren! — Möchte ich dich doch nie vergessen! Möchte das Andenken an dich mich doch nie verlassen! möchte ich doch nie unwillig werden, wann Widerwärtigkeiten mich treffen, da ich so ganz gewiß überzeugt bin, daß sie von dir kommen und wohlthätige Absichten haben. Möchte ich doch die Kräfte, die du mir gabst, stets nach deinem Willen anwenden, und die Geschäfte, die du mir auftrugst, auch dann, wenn sie mir mühsam werden, recht treu ausrichten, damit ich durch meine Thätigkeit auch etwas beitrage zum Besten der Welt, in welcher du mich so viel Gutes hast genießen lassen!"

Daß ein solches Gebet auf die menschliche Seele den wohlthätigsten Eindruck machen müsse, ist leicht zu begreifen. Alle, die auf diese Art beteten, werden ihn empfunden haben.

Ist es nicht wahr, Freund! in dem Zeitpunkte, in welchem du auf diese Art betetest, hattest du das seligste Gefühl? du glaubtest bei Gott zu sein; alle deine Seelenkräfte wurden erhöht; du sahest vieles deutlich ein, was dir sonst dunkel war; fühltest Kraft in dir, auf Mittel zu sinnen, durch welche du dich aus Verlegenheiten retten könnest, aus welchen du dir sonst nicht zu helfen wußtest; warst über allen Unmuth erhoben; empfandest Muth, jeder Gefahr die Spitze zu bieten, und herzlichen Eifer, in deinen Geschäften die möglichste Treue zu beweisen? kurz, du hattest in diesem Zeitpunkte den — Himmel auf Erden.

Wäre es möglich, sich Gott und unser Verhältniß gegen ihn immer so lebhaft, wie in dem Zeitpunkte einer

solchen Anbetung, zu denken, so würden wir gewiß schon hienieden einen so hohen Grad von Seligkeit genießen, als man in der Ewigkeit erwartet.

Dieß ist denn aber freilich nicht möglich; und ein Jeder wird auch wohl zugestehen müssen, daß es nicht immer in seinen Kräften stehe, seiner Seele die zu einem solchen Gebete nöthige Stimmung zu geben. Indeß beweisen es doch diese Empfindungen, die gewiß mehrere Leser werden gehabt haben, daß man zu gewissen Zeiten im eigentlichen Verstande den Himmel auf Erden haben könne. Auch ist es gewiß, daß noch einige Zeit nach der Verrichtung eines solchen Gebets die gute Wirkung davon in der Seele fortdauert. Man fühlt sich veredelt, ist uneigennütziger, großmüthiger, entschlossener, muthiger, standhafter, duldsamer, in seinen Geschäften fleißiger.

Sollten wir also nicht den Himmel auf Erden haben können, da wir Gott allenthalben wirken sehen, seine Stimme hören und mit ihm sprechen können?

Drittes Buch.

Von der Seligkeit, welche aus der Betrachtung der Werke Gottes entspringt.

Daß nach unserm Abschiede von der Erde eine große Seligkeit für uns aus der Betrachtung der Werke Gottes entspringen werde, glauben wir, und freuen uns darauf; bedenken aber nicht, daß wir diese Seligkeit schon jetzt haben können. Wir gleichen darin gewissen Leuten, die mit Entzücken die Beschreibung von den Produkten fremder Länder, welche sie noch nicht gesehen haben, anhören, aber gegen alle die Güter, die das Land, in dem sie leben, hervorbringt, gleichgültig sind. Warum wollen wir denn den Genuß dieser Seligkeit bis nach unserm Abschiede von der Erde versparen? wir sind ja hier schon allenthalben mit Werken Gottes umgeben. Wenn wir die Seligkeit, die sie uns verschaffen könnten, nicht genießen, so liegt der Grund davon blos darin, daß wir sie nicht betrachten. Was für Grund haben wir denn, zu hoffen, daß wir künftig die Werke Gottes betrachten werden, wenn wir uns jetzt nicht dazu gewöhnen? Und ist's wohl denkbar, daß sie, auch ohne daß wir sie betrachten, künftig mehr Seligkeit uns verschaffen werden, als jetzt?

Betrachte also die Werke Gottes, und du wirst dir eine Quelle der Seligkeit öffnen!

So muß man folglich, wird man mir einwenden, die himmlische Seligkeit vorzüglich bei den größten Naturforschern suchen? Stimmt hiermit wohl die Erfahrung überein? — Freilich nicht. Und die Ursache, warum nicht alle Naturforscher die himmlische Seligkeit genießen, ist zweifach. Erstlich: weil manchen unter ihnen die Haupteigenschaften fehlen, die uns des Genusses der Seligkeit fähig machen: Erfüllung der Pflichten und Umgang mit Gott; zweitens: weil es Naturforscher gibt, die in ihrem Leben kein Werk Gottes betrachtet haben. Es ist ganz etwas anderes: den Bau des menschlichen Körpers bis in seine zartesten Theilchen hin untersuchen; den Lauf der Himmelskörper beobachten und berechnen; die Merkmale aufsuchen, wodurch die Pflanzenarten sich von einander unterscheiden; als: in alle diesem die weisen Absichten des Schöpfers aufsuchen, in allem, was ist, die Güte und Weisheit des Schöpfers bemerken. Jenes ist kaltes Studium der Natur; dieses nur ist fromme Betrachtung der Werke Gottes. Jenes verschafft mannigfaltige Kenntnisse; dieses führt zur Ruhe und Seligkeit.

Wenn wir in unserer Jugend gefragt wurden: welches sind denn die vorzüglichsten Werke Gottes? so pflegten wir zu antworten: die Engel.

Wir freuen uns daher auch darauf, daß wir dereinst mit den Engeln Bekanntschaft haben werden. Allein auch auf der Erde können wir schon zu dieser Bekanntschaft gelangen.

Lesen wir denn nicht in der Bibel, daß ehedem den Menschen bisweilen Engel erschienen sind, und sie aus den

größten Verlegenheiten gerettet haben? Als Hagar im Begriff war, das Haus ihres Herrn zu verlassen, wurde sie durch einen Engel erinnert, zurückzukehren: als sie ein anderes Mal in Gefahr war, mit ihrem Sohne zu verschmachten, wurde ihr durch einen Engel ein Brunnen gezeigt. — Wer waren denn diese Engel? ohne Zweifel Wesen, welche die damals lebenden Menschen für Abgesandte Gottes hielten. Daß diese Wesen in vielen Fällen weiter nichts, als gute, gefällige Menschen waren, ist wohl nicht zu läugnen. Vielleicht waren alle Engel, die sonst die Menschen retteten, solche Menschen, die man wegen ihres Muthes, ihrer Gefälligkeit, und des Guten, das sie wirkten, als göttliche Gesandten ansah.

Sobald wir uns also dazu gewöhnen, die Menschen, die uns Gutes thun, als Gottes Gesandte zu betrachten, so finden wir wieder Engel auf Erden; und wenn wir annehmen, daß auch Menschen, die ungefällig und lieblos sind, uns kränken und uns zu verderben suchen, Abgesandte Gottes sind, so sehen wir uns sogleich mit lauter Engeln umgeben. Man urtheile nicht zu voreilig, und nenne diese Vorstellungsart nicht Schwärmerei! Wenn sie wahr ist, und dieß ist sie, wie kann sie Schwärmerei sein?

Was nach Gottes Willen wirkt, das kann als ein Diener, als ein Abgesandter Gottes betrachtet werden. Man wird es daher nicht unschicklich finden, wenn man den Wind, der, nach Gottes Willen, bald die Atmosphäre von Dünsten reinigt, bald Dünste herbeiführt und zu Wolken vereinigt, einen Diener Gottes nennt. Warum denn nicht auch die Menschen? handeln denn diese etwa nicht unter der Leitung Gottes? Kann man wohl glauben, daß Gott die Welt regiere, und läugnen, daß die Handlungen der

Menschen, die immer einen so großen, sichtbaren Einfluß auf die Weltbegebenheiten haben, unter seiner Leitung stehen?

Es gibt allerdings vollkommnere Wesen, als die Menschen sind, denn wie können wir glauben, daß Gott an uns, die wir immer die Eingeschränktheit unserer Kräfte und Einsichten fühlen, seine Weisheit und Kraft erschöpft habe, und nichts Vollkommneres von ihm sei hervorgebracht worden! Sollten denn die zahllosen Weltkörper, die uns Gott in einer jeden heitern Nacht zur Betrachtung darstellt, unbewohnt, sollten nicht auf ihnen vollkommnere belebte Wesen, als wir, zu finden sein? Aber da wir ihre Natur nicht genau kennen, so können sie auch im Himmel auf Erden kein Gegenstand unserer Betrachtung sein.

Desto aufmerksamer laßt uns auf die sichtbaren Engel sein, mit welchen wir uns täglich umgeben sehen.

Sobald wir uns dazu gewöhnen, in jedem Menschen einen Gesandten Gottes zu erblicken, erscheint uns die Welt in einem ganz andern Lichte, wie sie dem verirrten Wanderer, der eine ängstliche Nacht in einem Walde durchwachte, wo ihm alles, was ihn umgab, Grausen verursachte, in einem neuen Lichte erscheint, wann die Sonne aufgeht, und ihm die mannigfaltigen Schönheiten des Waldes sichtbar macht.

Denke dich jetzt, mein Leser, auf irgend einen Planeten, auf welchem eine Menge Geister von Gott dazu bestimmt wären, dir zu dienen, deine Wünsche zu erfüllen, deine Bedürfnisse herbeizuschaffen, bei deinen Arbeiten dir beizustehen, dich zu warnen, zu belehren, zu ermuntern! — Ist's nicht wahr? ein solcher Planet dünkt dir der Himmel zu sein.

Und dieser Planet ist die Erde, auf der du dich jetzt aufhältst. Auf ihr bist du ja mit lauter Geistern umgeben, die auf Gottes Verordnung dein Wohl besorgen. Sie sind zwar sichtbar, sie sind in einen Körper gehüllt; was schadet dieß aber, wenn sie dir eben die Dienste thun, die du von unsichtbaren Wesen erwartest?

Sobald wir uns von den Menschen, die um uns leben, solche Vorstellungen machen, bekommen alle ihre Arbeiten in unsern Augen einen größern Werth; der Anblick derselben erregt in uns Freude und Seligkeit, und wir müssen uns selbst darüber wundern, wie wir bisher gegen diese Quelle der Seligkeit so fühllos sein konnten.

Indem ich dieß schreibe, sitze ich in einem ganz gewöhnlichen, höchst einfach meublirten Zimmer, das mir gleichgültig ist, so lange ich die Dinge, die mich umgeben, nur ansehe, ohne zu bedenken, woher sie kommen. Sobald ich mir aber vorstelle, wie viele hundert Menschen für mich arbeiten mußten, um alles, was um mich ist, hervorzubringen, daß sie alle nach Gottes Willen und Anordnung für mich arbeiteten, so wird mein Geist heiter, und alles, was ich vor mir sehe, bekommt in meinen Augen einen höhern Werth.

Einst sah ich dies Zimmer entstehen! sah Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Tüncher, Glaser, Schmiede und Schlosser in Thätigkeit, um mir einen Platz zu bereiten, wo ich in Ruhe wohnen, wirken und meines Daseins mich freuen könnte. Es ist jetzt Nacht; aber doch ist mein Zimmer erleuchtet. Zwei Leuchter stehen vor mir, auf welchen zwei Kerzen brennen. Vor meinem Zimmer heult der Nordwind und ich sitze in warmer Luft. Wie vieler Men-

schen Hände mußten arbeiten, um die Erze aus den Tiefen der Erde herbeizuschaffen, aus welchen mein Ofen und meine Leuchter bereitet sind! Wie viele, um sie zu schmelzen und in die Form zu bringen, die sie jetzt haben! — Auch zur Herstellung der Kerzen, bei deren Schein ich arbeite, waren mehrere Menschen nöthig. — Wem danke ich die wohlthätige Wärme, die mich umgibt? Dort auf jenem Berge waren Menschen geschäftig, das Holz zu fällen mit Instrumenten, die auch durch Menschen verfertigt waren. Menschen schafften es auf meinen Hof, andere spalteten es, und ein treuer Diener sorgt dafür, daß in meinem Ofen Feuer erhalten werde.

Ich sitze auf einem Stuhle, schreibe an einem Tische, mit Dinte aus einem Dintenfasse, vermittelst einer Feder, auf Papier. Um mich liegen Briefe und einige Bücher. Nichts Ungewöhnliches, nichts, was man nicht in den mehresten Zimmern fände. Und doch — wie viele Menschen waren thätig, mir dieß alles zu verschaffen; meinen Stuhl, meinen Tisch zu verfertigen; die Materialien zu meiner Dinte aus Arabien, Syrien und entfernten Gegenden Deutschlands zusammen zu bringen; das Metall herbeizuschaffen und zu schmelzen, aus dem mein Dintenfaß besteht! die Materialien zum Papier zusammen zu bringen, und daraus Papier zu verfertigen! wie geschäftig waren Tag und Nacht viele mir ganz unbekannte Menschen, um mir diese Briefe zu überbringen, in denen meine entfernten Freunde mir ihre Gedanken und Wünsche ausdrücken! — Und diese Bücher, durch die mich Menschen, die zum Theil längst schon von der Erde gegangen sind, unterrichten und belehren — zu deren Herstellung sich Setzer, Drucker, Corrector, Papiermüller, Buchbinder ver-

einigten — an wie vieler Menschen Thätigkeit erinnern sie mich!

Ich muß hier, um nicht zu weitläufig zu werden, abbrechen; sonst hätte ich auch noch von dem Spiegel, den Landkarten, den Kupferstichen und vielen anderen Dingen zu sagen, die mein Vergnügen, meine Bequemlichkeit befördern, und die ich alle dem menschlichen Fleiße zu verdanken habe.

Es betrachte doch nun jeder Leser sein eignes Zimmer mit dem, was darin ist; und sage, ob er nicht ebenfalls dabei an eine Menge Menschen erinnert wird, die für ihn arbeiteten!

Wenn ich nun das Wort Menschen ausstreichen und dafür Engel setzen, wenn ich schreiben wollte: Engel baueten mein Zimmer — Engel versahen es mit Licht und Wärme — Engel brachten mir Briefe — verfaßten für mich Bücher u. s. w., so würde Jedermann zugestehen, daß ich im Himmel sei. Warum ist man denn fühllos gegen alle diese Wohlthaten, wenn man sie durch Menschen empfängt? Sind sie nicht auch Geister? arbeiten sie nicht auch nach Gottes Verordnung?

Da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm!

Diese Worte erregten immer eine sehr hohe Vorstellung von dem Zustande dessen, der durch Engel bedient wurde. Und du, der du dieses liesest, du vergissest, daß du dich täglich eines ganz ähnlichen Vorzugs zu erfreuen hast! Betrachte deine Wohnung, deine Kleidung, deine Nahrungsmittel, deine Werkzeuge, deine täglichen Bedürfnisse, und frage dich selbst: woher habe ich dieß alles? Wenn du dann gestehen mußt, daß dir dieß alles Men-

schen verschafften, die nach Gottes Verordnung für dich arbeiteten, dann wirst du es nicht übertrieben finden, wenn ich auch von dir sage: die Engel traten zu ihm und dieneten ihm!

Die Erscheinung eines Engels ist immer als eine merkwürdige, erfreuliche Begebenheit angesehen worden, und wir preisen die Personen selig, die derselben gewürdiget wurden. Gewöhnten wir uns dazu, in jedem Menschen einen Gesandten Gottes zu erkennen, so könnten wir diese Seligkeit beständig genießen; unsere Augen würden geöffnet werden, und wir würden eine Menge angenehmer Scenen erblicken, die sonst vor uns verborgen blieben.

Dann würden wir jedem Menschen, der in unser Zimmer tritt, herzlicher als sonst in die Augen blicken, und forschen, ob er etwa besondere Aufträge an uns habe; wir würden ihn liebreich empfangen, uns nach der Absicht seiner Gegenwart erkundigen, und dann manche Belehrung bekommen, zu mancher guten Entschließung bewogen werden. Dann würden wir auf unsern Reisen und Spaziergängen nicht mehr fühllos vor jedem, der uns begegnet, vorüber gehen; freundlich würden wir ihn grüßen, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen suchen, und dann oft Gelegenheit zum Lehren und zum Lernen finden. Dem Armen, der uns um Almosen anspricht, würden wir nicht so kalt, wie gewöhnlich, eine kleine Scheidemünze zuwerfen, um ihn zum Schweigen zu bringen; sein Bitten würde uns Gottes Stimme sein, wir würden uns nicht schämen, uns mit ihm zu unterhalten, uns nach den Ursachen seiner Armuth zu erkundigen, und zu erfahren suchen, in wie fern wir ihm nützlich sein können, und ob er unsere Unterstützung verdiene.

Hellmuth mag uns die Freuden schildern, welche diese Art, sich gegen die Menschen zu betragen, ihm verschafft hat.

Ehedem, sagte er, schätzte ich die Menschen gering, und suchte sie nicht eher auf, als wenn ich derselben bedurfte. Jeder, der ungerufen auf mein Zimmer trat, zumal wann ich beschäftigt war, dünkte mir lästig; ich empfing ihn kalt, und suchte mich seiner Gesellschaft auf das baldigste zu entledigen. Mußte ich Geld zahlen, so geschah es immer mit Unwillen; und wenn mir ein Mensch begegnete, so war ein kalter Gruß alles, was er von mir erhielt.

Dieß Betragen hatte für mich die unangenehmsten Folgen. Ich verschloß mich in mich selbst, wurde untheilnehmend, blieb mit der Welt unbekannt, nährte schwermüthige Gedanken und einen heimlichen Unwillen gegen mein Geschlecht.

Endlich wurde ich durch einen besondern Zufall aus meiner Fühllosigkeit geweckt. Ich machte eine Fußreise, und sah, als ich eine Meile gegangen war, ein Paar Pferde mit einer Kutsche, in welcher ein Mensch saß, der um Hülfe schrie, zügellos gesprengt kommen. Die augenscheinliche Todesgefahr, in welcher sich dieser Mensch befand, sein klägliches Schreien, machte doch auf mich Eindruck. Ich stellte mich an den Weg, war so glücklich, die wildgewordenen Pferde aufzuhalten, und dadurch einem Unbekannten das Leben zu retten.

Dieser sprang sogleich aus der Kutsche, schloß mich in seine Arme, und sagte: Guter Mann! Sie sind ein Engel, den Gott zu meiner Rettung gesendet hat.

Dieß machte auf mich tiefen Eindruck. Ich fühlte die

Wichtigkeit des Namens Engel; fühlte auch, daß ich ihn verdiente. Er erkundigte sich, wohin ich ginge, und sobald er erfuhr, daß wir nach Einem Orte reisen wollten, nöthigte er mich, mich zu ihm in die Kutsche zu setzen, und mit ihm in Einem Quartiere zu übernachten.

Es gelang ihm, mich zu einem Gespräche zu bewegen, welches mir ungemein viel Unterhaltung gewährte. Unter andern bekam ich durch ihn auch für mich sehr wichtige Nachrichten von einem Freunde, den ich für todt gehalten hatte, weil er seit vielen Jahren nichts mehr von sich hören ließ.

Als ich den folgenden Tag von ihm schied und meine Reise weiter fortsetzte, hatte die Benennung Engel, die er mir beilegte, so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich während dem Gehen weiter darüber nachdachte, und zu der Ueberzeugung kam, jeder Mensch sei ein Engel, eine unter Gottes Leitung handelnde Person, die uns also, wenn sie in unsere Nähe kommt, nie ganz gleichgültig sein dürfe.

Von dieser Zeit an fing ich an, die Menschen mehr zu schätzen, und mich mit ihnen mehr zu unterhalten. Jedem sehe ich seitdem mit Herzlichkeit in die Augen, und erwarte von ihm Aufträge an mich. — Wie viel habe ich dabei gewonnen! Wie viel Reiz hat seit dieser Zeit der Wohnsitz der Menschen, die Erde, für mich bekommen! Selten ist ein Mensch von mir geschieden, ohne daß ich wenigstens etwas von ihm gelernt, daß er zu meiner Beruhigung etwas beigetragen, oder zur Erfüllung einer Pflicht mich veranlaßt hätte.

Ein Bauer, mit dem ich mich einst, als ich ihm sein Geld für den gelieferten Weizen hingezahlt hatte, in ein

Gespräch einließ, lehrte mich einen Platz kennen, wo sich Torf zeige. Ich ließ in der Folge auf diesem Platze Torf stechen, und verwende ihn noch jetzt, zur Betreibung meiner Fabrik, mit großem Vortheile. — Ein Hirt zeigte mir eine Quelle, die ich in meine Fabrik leiten ließ, wo sie seitdem ein nöthiges Bedürfniß befriedigt. — Durch einen abgedankten Soldaten, dem ich ein Almosen reichte, wurde ich auf eine Gegend aufmerksam gemacht, in welcher die Waaren, die ich verfertigen lasse, gesucht werden, und nach der ich, seit jener Zeit, noch immer starke Versendungen mache. — Ein Reisender, mit dem ich einmal in einem Gasthofe zusammentraf, und der mit schwermüthigem Gesichte mit mir frühstückte, entdeckte mir, als ich mich nach der Absicht seiner Schwermuth erkundigte, daß durch die Freimüthigkeit, mit welcher er über gewisse Personen und politische Angelegenheiten in Briefen an seinen besten Freund geurtheilt hätte, ihm seine Gemüthsruhe sei geraubt worden. Nach dem Tode dieses Freundes wären nämlich jene Briefe in die Hände eines Menschen gekommen, der sein Feind sei, und der dieselben jetzt dazu mißbrauche, ihm allenthalben neue Feinde zu machen, und den Fürsten gegen ihn einzunehmen, so daß er wahrscheinlich um sein Amt kommen werde. Ich hörte dem Fremden aufmerksam zu, und glaubte aus seinem Munde eine göttliche Warnung zu vernehmen, in meinen Briefen vorsichtiger zu sein; eine Warnung, die ich noch immer befolge, und die mir gewiß vielen Verdruß erspart hat.

Durch die Gespräche, die ich fast täglich mit Menschen aus vielerlei Ständen halte, habe ich mehr Menschenkenntniß erlangt, als ich in Büchern fand. Wenn es mir gelang, ihnen Zutrauen zu mir einzuflößen, erzählten sie mir

ihre Lebensgeschichten ohne Zurückhaltung, und dann wurde ich gar oft durch ihre Mittheilungen in meinem Vertrauen auf Gottes Führungen bestärkt.

Von dem Minister v. N., der durch die Thätigkeit und Ordnung, mit welcher er die wichtigsten und mannigfaltigsten Geschäfte betreibt, bekannt ist, ging ich nie weg, ohne in mir neuen Muth und neue Kraft zu meinen Arbeiten zu fühlen. — Kinder haben mich zum Erzieher gebildet, indem der herzliche Umgang mit ihnen mich mit ihrem Charakter bekannt machte, und mich auf die Mittel hinführte, durch welche derselbe am besten gelenkt und veredelt werden konnte. — Ein Knabe, der mir einmal ein Dutzend zinnerne Teller zum Verkaufe anbot, und den ich um die Ursache dieses Verkaufs umständlich befragte, machte mich mit einer sehr rechtschaffenen Familie bekannt, die, unter dem Drucke des größten Elends, der Verzweiflung nah war. Ich hielt ihn für einen Engel, der mir den göttlichen Auftrag überbrächte, diese Familie zu retten; befolgte diesen Auftrag, und rettete sie. Einem rechtschaffenen Vater erhielt ich das Leben; sein trostloses Weib riß ich aus ihren Sorgen, und setzte beide in den Stand, ihre Haushaltung und die Erziehung ihrer vier Kinder fortzusetzen.

Ein Mann, der auf Krücken an mein Haus kam, und mir erzählen mußte, wie er seine Füße verloren hatte, überzeugte mich, daß blos Unbekanntschaft mit der rechten Art, auf welche man erfrorne Glieder behandeln müsse, ihn um seine Füße gebracht habe; und machte mir die Schädlichkeit der Unwissenheit dadurch so fühlbar, daß ich den Entschluß faßte, einige Volksschriften unter die hiesige Schuljugend vertheilen zu lassen, durch welche gar viele

Menschen über das, was für sie wissenswerth ist, belehrt worden sind.

Dies alles hätte ich nicht gelernt, dies alles hätte ich nicht gethan, wenn ich weniger aufmerksam auf die Menschen gewesen wäre, und mich nicht gewöhnt hätte, in jedem einen Gesandten Gottes zu sehen.

Diese Vorstellung mildert auch das Unangenehme, welches fast immer die Verordnungen und Befehle unserer Vorgesetzten für uns haben. Gewöhnlich ist es uns lästig, wenn andere Menschen uns vorschreiben wollen, wie wir handeln sollen, und uns die Verbindlichkeit auflegen, einen Theil von dem, was wir durch Fleiß erwarben, an sie abzugeben. Wer aber wird Gottes Verordnungen lästig finden? wer wird sich weigern, sie zu befolgen? sich weigern, ihm zu opfern, was er von ihm fordert? Sobald wir uns gewöhnen, in unsern Vorgesetzten Abgeordnete Gottes zu erblicken, erhalten wir von ihnen nicht mehr menschliche, sondern göttliche Verordnungen, die wir, wenn wir anders geneigt sind, die Pflichten gegen Gott zu erfüllen, gewiß gern befolgen werden, wenn sie auch noch so lästig wären.

Freilich muß unser Gewissen stets der Ausleger dieser Verordnungen sein. Nicht alle Verordnungen, Aufforderungen, Vorschläge, die durch Menschen an uns ergehen, wenn schon wir sie, da der Mensch Gottes Werkzeug ist, als göttlich ansehen müssen, sollen wir befolgen. Viele ergehen an uns, um uns zu versuchen oder uns zu üben. Verordnungen, die wir, ohne Verletzung unserer Pflichten, nicht befolgen können, sind Versuchungen, durch die wir uns aufgefordert fühlen sollen, zu überlegen, wie wir ihnen ausweichen können, oder wenn dies nicht möglich ist, um

der Pflicht willen zu leiden, und uns so in der Geduld, Sanftmuth und Selbstverläugnung zu üben. Verordnungen, die unsere Freiheit zu sehr beschränken, sollen uns reizen, Mittel zu suchen, durch welche wir, ohne unsere Pflichten zu verletzen, unsere Vorgesetzten bestimmen können, daß sie diese Verordnungen abändern. Derjenige, dem es ein Ernst ist, seine Pflichten zu erfüllen und Gottes Willen zu befolgen, wird, auch wenn dergleichen Verordnungen ihn oft in Verlegenheit setzen, doch immer den Weg finden, den er zu gehen hat.

Herr von X. wurde in früher Jugend von seinem Vater zum Soldatenstande bestimmt, und trat in denselben, aus kindlichem Gehorsam. Einige Jahre war er mehr Maschine, als Mensch, und that seine Schuldigkeit, durch den äußern Druck bestimmt, und durch das Beispiel Anderer geleitet. Seitdem er aber angefangen hat, nachzudenken, ist ihm sein Stand äußerst lästig geworden; und er würde in demselben eben so mißvergnügt leben, wie viele seiner Kameraden, wenn er nicht zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß Gott ihn in diese Lage versetzt habe, und daß er also die Befehle und Verordnungen, die er bekomme, als göttliche ansehen müsse. Diese Ueberzeugung erhält ihn also immer heiter, und stärkt seinen Muth wieder, wenn er bisweilen sinken will. Meinen Vater, denkt er, habe ich mir nicht selbst gewählt; Gott hat ihn mir gegeben. An ihn war ich von Gott gewiesen, und demselben zu gehorchen, war meine Pflicht. Ich befolgte also Gottes Willen, als ich in einen Stand trat, in dem die strengste Subordination herrscht. Befolge ich also die Befehle meiner Vorgesetzten, so erfülle ich den Willen dessen, der mich ihnen untergeordnet hat.

Bei dem geringen Solde, den er erhält, muß er sich auf's äußerste einschränken; den Annehmlichkeiten des Ehestands muß er vermöge seiner Lage entsagen; seine Wirksamkeit ist gehemmt, da er ganz von dem Willen seiner Vorgesetzten abhängt. Diesem allen unterwirft er sich aber ruhig, weil er überzeugt ist, es sei Gottes Wille, der ihn dadurch im Beherrschen seiner Begierden üben wolle.

Durch diese Ueberzeugung ist er, in einem Stande, in welchem man so leicht auf Abwege gerathen kann, veredelt und zu einem Manne gebildet worden, der wegen seiner ungewöhnlichen Kraft, die süßesten Begierden zu brechen, und sich fast alles, was andern werth ist, zu versagen, als Muster aufgestellt zu werden verdient In der Befolgung jeder Ordre, die nicht gegen sein Gewissen ist, beweist er die strengste Pünktlichkeit; und wenn die Trommel weckt, und ihn ruft, sich den Schlaf zu versagen, der jetzt seine Mitbürger erquickt, so folgt er willig, weil er glaubt, Gott rufe ihn. Der Gedanke, daß er jetzt aus Ergebenheit gegen Gott sich den Schlaf versage, macht ihm Freude. Im Kriege kennt er keine Furcht, und hat schon mehrere Male Batterien erstiegen, auf denen alles zu seinem und seiner Kameraden Verderben in Bereitschaft war, ohne zaghaft zu werden. Der Glaube, daß Gott ihn dahin rufe, ließ keine Furcht bei ihm aufkommen.

So pünktlich er in Vollziehung jedes Befehls ist, gegen welchen sein Gewissen nichts einzuwenden hat, so unfolgsam ist er gegen solche, die sein Gewissen mißbilligt. Wenn Befehl zur Plünderung gegeben wird, so dringt er, nebst ein Paar Soldaten, die er zu gleicher Folgsamkeit gegen den Willen Gottes gebildet hat, auch ein, aber nicht um zu rauben, sondern um die Eigenthümer des Hauses

zu vertheidigen. Er läßt keinen andern Soldaten eindringen, indem er darauf besteht, die Beute dieses Hauses gehöre ihm zu. Erst wenn Befehl zum Aufbruche gegeben wird, entfernt er sich wieder, und bittet die Eigenthümer um Verzeihung wegen des Schreckens, den er ihnen durch seine Gegenwart verursacht habe.

Einst wurde vor einem Angriffe der Befehl ertheilt, daß dem Feinde, der wegen seines unmenschlichen Betragens allgemeinen Unwillen erregt hatte, kein Pardon gegeben werden solle. Er fühlte sogleich das Ungerechte dieses Befehls, griff an und rief seinen Leuten zu: wir geben Pardon. Bald gelang es ihm, einen Trupp Feinde zu umzingeln, der sogleich seine Gewehre von sich warf und um sein Leben bat. Er hielt seinen Degen über sie, und befahl seinen Leuten, ihrer zu schonen. Nach erfochtenem Siege führte er die Gefangenen seinem Befehlshaber zu und sagte freimüthig: bis dahin befolgte ich Ihre Befehle pünktlich; dies wissen Sie, aber den gegenwärtigen, keinem Feinde Pardon zu geben, konnte ich nicht befolgen, weil es mein Gewissen nicht erlaubte. Ich bin in Ihrer Gewalt, und unterwerfe mich Ihrem Urtheile.

Die Freimüthigkeit, mit welcher er dies sagte, setzte den Befehlshaber in Verlegenheit. Nach einigem Besinnen sagte er: als Mensch haben Sie Recht gethan, als Soldat Strafe verdient; Sie sind acht Tage Arrestant.

Kaltblütig lieferte er seinen Degen ab, ging ruhig an den Platz, der ihm für die Dauer seines Arrests angewiesen wurde, und genoß da sehr freudige Stunden, die ihm der Gedanke verschaffte, daß er jetzt, um des Guten willen, nach Gottes Verordnung leide.

So hat sich Herr von X. in einer äußerst eingeschränk-

ten Lage den Himmel auf Erden geschaffen. Zwar regt sich oft der Wunsch in ihm, seine Lage zu verändern, und in eine andere zu treten, in der er mehr wirken und mehr Freiheit genießen könnte, allein er läßt diesen Wunsch nie so lebhaft werden, daß dadurch seine Gemüthsruhe gestört würde; weil er gewiß überzeugt ist, Gott werde, sobald seine Weisheit es für gut finde, ihm die Gelegenheit zeigen, wie er diesen Wunsch, ohne Verletzung seiner gegenwärtigen Pflichten, verwirklichen könne.

Sind wir an die Vorstellung gewöhnt, daß die Menschen Engel seien, so müssen wir uns nothwendig auch selbst dafür halten. Welches Gefühl unserer Würde, welche Hochachtung gegen uns selbst wird uns diese Vorstellung einflößen! Wie muß uns dadurch jede Arbeit, die wir für andere übernehmen, versüßt werden! Auch das unangenehmste, mühsamste Geschäft bekommt einen gewissen Reiz, wenn man an dasselbe mit dem Glauben geht, daß man jetzt einen göttlichen Auftrag zum Besten der Menschen besorge.

In welch' vortheilhaftem Lichte werden dem Vorgesetzten seine Untergebenen erscheinen, wie werth müssen sie ihm sein, wenn er von diesem Glauben geleitet wird! wie eifrig wird er seine Pflichten gegen sie erfüllen! — Man denke sich einen Fürsten, der mit dem Gefühle, daß er der Schutzengel seiner Unterthanen sei, sich denselben zeigt; einen General, der mit diesem Gefühle vor sein Regiment tritt; einen Fabrikanten, der unter den Leuten steht, die für ihn arbeiten; einen Herrn unter seinem Gesinde; einen Meister unter seinen Gesellen und Lehrlingen; einen Vater unter seinen Kindern; einen Hirten an der Seite des Hirtenknaben! Müssen diese alle sich nicht höchst selig

fühlen? werden sie sich wohl der Unterdrückung ihrer Untergebenen schuldig machen? wird nicht vielmehr das Verlangen, deren Wohl zu befördern, sie beleben?

So sehr man auch jetzt über die Verdorbenheit des Gesindes, und über den Verdruß klagt, den es seiner Herrschaft verursache, so befindet sich doch Chloris unter ihrem zahlreichen Gesinde sehr wohl. Wie dies zugehe, wird der Leser begreifen, wenn ich ihm eine Herzensergießung derselben gegen ihre Schwester mittheile, die sich sehr über die Kränkungen beklagte, welche ihr Gesinde ihr verursache.

Solchen Verdruß, sagte sie, hatte ich sonst auch; er ist aber verschwunden, seitdem ich auf den Gedanken gekommen bin, daß mich Gott zum Engel meines Gesindes verordnet habe, und daß dieses wieder von ihm angewiesen sei, mir als Engel zu dienen.

Ich bestrebe mich also, an meinem Gesinde alles zu thun, was, nach meiner Meinung, ein Engel für dasselbe thun würde. Meine vorzüglichste Sorgfalt ist auf dessen Veredelung gerichtet; ich suche dasselbe bei jeder Gelegenheit zu überzeugen, daß ich es gut mit ihm meine, benehme meinen Befehlen alles Rauhe, und wenn ich ihm Verordnungen mache, gebe ich ihm die Gründe derselben an. Ich suche ferner mein Gesinde vor liederlicher Gesellschaft sorgfältig zu bewahren, und halte eine kleine Bibliothek zu seinem Gebrauche bereit. Mit Arbeiten überhäufe ich es nicht; aber daß es die angewiesenen Geschäfte gut und pünktlich verrichte, darüber halte ich streng. Wird etwas versehen, so schelte ich nicht, sondern zeige das Unschickliche dieser Nachlässigkeit und die unangenehmen Folgen, die sie für meine Haushaltung habe; mache auch dem Gesinde bemerklich, daß es mir von Gott anvertrauet, und

daß es deßwegen meine Pflicht sei, streng darauf zu halten, daß es sich zum Fleiße und zur Ordnung gewöhne; und daß ich es zu verantworten hätte, wenn es bei mir liederlich würde, und einmal selbst eine schlechte Haushaltung führte. Seinen Lohn bekommt es pünktlich; seine Kost ist gesund und reinlich. Wird ein Dienstbote bei mir krank, so lasse ich ihn verpflegen wie mein Kind; will sich einer verheirathen, versteht sich mit einer Person, von welcher ich vermuthen kann, daß sie sein Glück machen werde, so suche ich es zu befördern, und trage mit Vergnügen etwas zur Ausstattung bei.

Ist eine bei mir dienende Person so verdorben, daß sie sich durch diese Behandlungsart nicht bessern läßt, so erhält sie ihren Abschied. Dies ist aber nur einmal nöthig gewesen.

Im Ganzen habe ich die Freude, zu sehen, daß mein Gesinde Hochachtung und Zutrauen gegen mich beweist, meine Winke pünktlich befolgt, und mich bei allem, was es vornimmt, zu Rathe zieht.

Die Aufsicht, die ich über mein Gesinde führe, ist für mich eine reiche Quelle des Vergnügens, weil ich allemal meine Größe fühle, wenn ich mich als Engel so vieler Menschen betrachte. Dies Vergnügen wird durch den Eifer, mit welchem diese Leute meine Winke und Befehle vollziehen, noch bedeutend erhöht. Oft habe ich so selige Stunden, als, wie ich glaube, die Himmelsbewohner sie genießen, wenn ich des Morgens beim Aufstehen so viele Menschen beschäftigt sehe, mein Zimmer zu heizen, zu erleuchten und zu reinigen, mein Frühstück zu liefern, die Mittagsmahlzeit zu besorgen, die übrigen, in meiner Haushaltung vorkommenden Arbeiten zu verrichten, und bald

da, bald dort meine Aufträge zu besorgen. Ich glaube mich dann von lauter Engeln umgeben zu sehen, die zu meinem Dienste ausgesendet sind.

Ist wohl in dieser Vorstellung der Chloris etwas Unwahres, etwas Schwärmerisches? Kann nicht jeder Vorgesetzte seinen Untergebenen das sein, was Chloris ihrem Gesinde ist? Und wenn er sich bemüht, es zu sein, wie wird er veredelt werden, welche Freuden sich verschaffen! — Ist's nicht der Himmel auf Erden, wenn man, wie ein Engel, Menschenwohl befördert und von Engeln umgeben ist, die bereit sind, unsere Aufträge zu besorgen?

Es ist freilich wahr, daß wir in der Gesellschaft der Menschen auch vieles dulden müssen, und daß ein großer Theil unserer Leiden von ihnen herrührt. So bereit sie zu gewissen Zeiten sind, unsern Willen zu thun, so ungefällig sind sie wieder bei andern Gelegenheiten; so gut unsere Geschäfte durch sie in vielen Fällen besorgt werden, so sehr bemühen sie sich zu andern Zeiten, uns entgegen zu arbeiten. Dies trübt dann unsere Freuden; dies verleitet manche Menschen, sich das gegenwärtige Leben als eine Hölle auf Erden vorzustellen. O gewöhnten sie sich doch, die Handlungen der Menschen aus dem richtigen Gesichtspunkte anzusehen, sie als Vollziehungen göttlicher Aufträge zu betrachten! dann würde ihnen die menschliche Gesellschaft gewiß in einer freundlichen Gestalt erscheinen. — Als David von einem feindselig gegen ihn gesinnten Menschen geschimpft und mit Steinen geworfen wurde, und seine Freunde darüber aus aller Fassung kamen, und im Begriff standen, an dem Frevler schreckliche Rache zu nehmen, sagte David gelassen: Lasset ihn fluchen; der Herr hat's ihm geheißen! Diese Vorstellung gab seinem Geiste

eine so edle Stimmung, daß er alle Nachbegierde besiegen konnte.

Ist denn diese Vorstellung etwa unwahr? Wenn es einmal gegründet ist, daß alle menschlichen Handlungen unter Gottes Leitung stehen, so muß dies ja auch von solchen gelten, die mich kränken, meinen Bemühungen widerstreben, meine Wünsche vereiteln; so muß ja von jeder Beleidigung, die mir mein Nebenmensch zufügt, gesagt werden können: der Herr hat's ihm geheißen!

Aber warum denn geheißen? wird man fragen. Diese Frage wird sich von selbst beantworten, wenn wir nur bedenken, daß der Zweck der göttlichen Regierung nicht die Befriedigung unserer Wünsche, sondern die Entwickelung, Ausbildung und Veredelung unserer Kräfte sei. Nähmen wir jenes an, so wäre in dem Plane, nach welchem Gott uns behandelt, lauter Widerspruch; glauben wir aber dieses, so entdecken wir allenthalben Weisheit und Güte.

Versuche es nur, und denke bei jeder menschlichen Handlung, die deinen Unwillen reizt, der Herr hat sie geheißen, sie ist Auftrag Gottes an mich! die handelnde Person ist von Gott an mich gesendet! Denke dann über die Absicht der Sendung nach, und du wirst sie entdecken. Deine Geduld zu üben; dich auf gewisse Fehler aufmerksam zu machen und sie dir abzugewöhnen; dich in Thätigkeit zu setzen; dich zu Unternehmungen zu spornen, die Muth und Entschlossenheit erfordern; oder dich von Entschließungen abzubringen, deren Ausführung dir hätte nachtheilig werden können; Wünsche zu vereiteln, deren Erfüllung dein Verderben gewesen wäre; dies ist gewöhnlich die Absicht, welche Gott beim Senden feindseliger Menschen erreichen will. Hast du die durch sie dir gegebenen Winke

verstanden und befolgt, so wirst du gewiß finden, daß sie für dich höchst wohlthätig waren. Menschen, die sich gewöhnten, bei ihren Schicksalen auf die Leitung Gottes zu merken, haben immer versichert, daß sie ihren Feinden eben so viel, oft noch mehr, als ihren Freunden zu verdanken hätten.

Man stelle sich nun einen Menschen vor, der sich gewöhnt hat, aus diesem Gesichtspunkte die Handlungen der Menschen zu beurtheilen — welch' hohen Grad der Seligkeit wird er genießen! Aller Verdruß, den andere über unzeitige Besuche, unfreundliche Reden, Lästerungen, Bedrückungen, Verfolgungen, die von ihren Nebenmenschen herrühren, empfinden, fällt bei ihm weg. Die ersten unangenehmen Eindrücke, welche ihm dadurch verursacht werden, kann er freilich nicht von sich abwenden; allein er wird bald darüber Herr werden, und sich sammeln, wenn er denkt, daß Gott jetzt durch seine Gesandten auf ihn einwirke, und sich so in der edeln Tugend, seinen Unwillen mäßigen zu können, üben. Statt die Fehler, die ihm vorgerückt werden, zu vertheidigen, wird er sie ablegen. In gewissen Fällen, wo seine Unternehmungen erschwert werden, wird er desto mehr Anstrengung beweisen; und in andern, wo man es ihm unmöglich macht, seine Vorsätze auszuführen, wird er sie, ohne Unwillen, in der Ueberzeugung aufgeben, daß Gott sie mißbillige, und wird dann in der Folge immer einsehen, daß diese Störung seines Plans für ihn höchst wohlthätig war.

Meister Claudian weiß davon aus Erfahrung zu sprechen. Seine Lehrjahre verlebte er bei einem äußerst strengen und eigensinnigen Manne. Die Kost, die ihm gereicht wurde, war sehr einfach; die Arbeit, die er verrichten

mußte, schwer zu erlernen und anstrengend; die Behandlung hart; wegen jedes Versehens wurde er geschlagen. Darüber wurde er oft unwillig, bisweilen ganz entrüstet, und ein Mal war er schon entschlossen, das Haus seines Meisters zu verlassen und mit liederlichen Menschen in die weite Welt zu gehen, wo er ohne Zweifel auf Ausschweifungen würde verfallen sein, die sein Verderben herbeigeführt hätten. Zum Glück besuchte er, ehe er diesen Entschluß ausführte, noch einmal seinen rechtschaffenen Vater, dem er seine Noth klagte.

Dieser hörte ihn gelassen an, faßte dann treuherzig seine Hand und sagte: guter Sohn! ich, dein Vater, dem du gehorchen mußt, habe dich zu diesem Meister gethan, weil ich ihn zwar als einen eigensinnigen und strengen, aber auch als einen sehr geschickten und ordnungsliebenden Mann kannte. Da du mir, als deinem Vater, gehorchen mußtest, und Gott mich dir zum Vater gegeben hat, so war die Verbindung mit deinem Meister Gottes Fügung; und du mußt dir also immer vorstellen, daß dich Gott durch diesen Meister erziehen wolle. Hat er etwas von dir verlangt, das gegen dein Gewissen ist? — wirklich nicht? — Nun so ergib dich in die Erziehung, die du jetzt genießest. Dies wird auf deine ganze Lebenszeit von wohlthätigen Folgen für dich sein. Genieße mit Dank die geringe Kost, die dir gereicht wird; dabei wirst du dich gewöhnen, mit Wenigem zufrieden zu sein, welches dir einmal sehr zu statten kommen wird, wenn du deine eigene Haushaltung anfängst. Greife die Arbeit frisch an, dabei wirst du ein fleißiger Arbeiter werden; vollbringe deine Arbeit so gut als möglich, dadurch wirst du nicht nur der

Strafe entgehen, sondern auch künftig durch Geschicklichkeit vor Andern dich auszeichnen.

Claudian hörte diese Ermahnung an; es schien ihm, als wenn ein Engel Gottes zu ihm redete; er fiel seinem Vater um den Hals; dankte ihm; gestand ihm, was er im Sinne gehabt hätte, und versprach, daß er geduldig bei seinem Meister ausharren wolle.

Von dieser Zeit an betrachtete er seinen Meister als einen göttlichen Gesandten. Die geringe Kost, die er ihm reichte, empfing er von ihm wie aus Gottes Hand, und war dafür dankbar. Rief er ihn des Morgens mit rauher Stimme zur Arbeit, so glaubte er Gottes Stimme zu vernehmen, und eilte sie zu befolgen und jeden Auftrag auf das pünktlichste auszurichten. Wurde er dem ungeachtet geschlagen, so duldete er, und nahm die oft unverdiente Strafe als ein göttliches Erziehungsmittel an. Dieß hatte für ihn eine dreifache, sehr wohlthätige Folge. Alles, was ihm sonst Verdruß gemacht hatte, wurde ihm angenehm und machte ihm, wenn er recht darüber nachdachte, Freude! sein Meister gewann ihn lieb und behandelte ihn gelinder; und jetzt sieht er die Leiden, die er in seinen Lehrjahren erdulden mußte, als eine der vorzüglichsten Wohlthaten an, die er von Gott empfangen hat. Er ist ein Mann geworden, der sich an Wenigem genügen läßt; Arbeit ist sein Vergnügen; und was er arbeitet, geräth gut. Wenn ihm bisweilen eine harte Behandlung widerfährt, so stört dies seine Zufriedenheit nicht.

Als er in der Fremde war, hörte er hin und wieder anstößige Gespräche, und wurde mehrmals von unzüchtigen Weibspersonen gereizt, ihre Lüste zu befriedigen. Da er aber von seinem rechtschaffenen Vater gelernt hatte, daß

dergleichen Begegnisse göttliche Versuchungen wären, durch die wir sollten geübt werden, unsere Begierden zu beherrschen, so wurde er durch diese Vorstellung immer gestärkt, auch bei den größten Reizungen, die er nicht vermeiden konnte, seine Begierden zu beherrschen, und wurde so zu einem Manne gebildet, der durch den überhandnehmenden Strom der Sittenlosigkeit sich nicht fortreißen läßt, und schon viele junge Leute gerettet hat, die in denselben gerathen waren.

Nach einigen Jahren wollte er sich in L. niederlassen und ein Mädchen heirathen, das er liebte. Allein nach den Gesetzen dieser Stadt konnte er das Bürgerrecht nicht erlangen, weil er sich nicht zu der in derselben herrschenden Religion bekannte. Jetzt hatte er einen harten Kampf mit seiner Neigung und seinem Gewissen zu bestehen. Er versuchte alle erlaubten Mittel, um seinen Zweck zu erreichen; da aber alle fruchtlos blieben, und man ihn zu wiederholten Malen versicherte, daß es nur einen Weg gebe, das Bürgerrecht in L. zu erlangen, nämlich: daß er sich zur herrschenden Religion bekenne (welches ihm jedoch sein Gewissen zu thun nicht erlaubte), so dachte er, es ist Gottes Wille nicht, daß du hier bleiben sollst, ging weiter und kam nach G., wo er sich niederließ und jetzt in Ruhe wohnt, während die Stadt L. durch die Plagen des Kriegs fast gänzlich verwüstet worden ist.

Auch in G. ist seine äußerliche Ruhe nicht ganz ungestört geblieben. Durch den Fleiß, den er auf alle seine Geschäfte wendet, ist seine Kundschaft von Monat zu Monat gewachsen; dies hat den Neid seiner Zunftgenossen erregt, und diese thun nun, was sie können, um seine Arbeit zu tadeln und seine Rechtschaffenheit verdächtig zu

machen. Wie verhält er sich aber dabei? — Das heimliche Lauern seiner Neider dient ihm als ein Sporn, daß er noch mehr Fleiß auf seine Geschäfte verwendet, und noch sorgfältiger alles zu vermeiden sucht, was ihm einen gegründeten Vorwurf zuziehen könnte. Ein Anderer würde über eine ähnliche Tücke seiner Zunftgenossen aus aller Fassung kommen; Claudian bleibt dabei ruhig, und nennt sie oft lächelnd seine Hofmeister, die ihm Gott an die Seite gesetzt hätte, daß sie ihn sogleich erinnern sollten, wenn er sich etwa einen Fehltritt zu Schulden kommen ließe.

So viel gewinnt man also, so verschönert sich ringsum die Erde, wenn man sich gewöhnt, die Menschen als Engel Gottes zu betrachten.

Und diese Vorstellung dringt sich dem denkenden Menschen von selbst auf. Entweder stehen wir unter Gottes Leitung und Regierung, oder nicht. Nimmt man das letztere an, so ist man freilich jener Vorstellung nicht fähig; glaubt man aber das erstere, so wird man auch geneigt sein, die Menschen Engel Gottes zu nennen. Durch wen belohnt, warnt, übt, hilft und unterstützt uns denn Gott? geschieht es etwa durch unmittelbare Offenbarung oder durch Wunder? geschieht es nicht fast immer durch Menschen? warum sollte es uns denn schwer ankommen, sie als Gottes Abgeordnete an uns zu betrachten?

Aber — höre ich den und jenen meiner Leser einwenden — wenn man die Menschen, die ich mir als Engel denken soll, etwas näher betrachtet, so findet man ja fast durchgängig, daß bei den Diensten, die sie uns leisten, nicht das Verlangen, uns zu nützen, sondern blos Eigennutz sie leite. Wenn ich Geld habe, um ihre Bemühungen zu be-

lohnen, so drängen sie sich zu mir, und beeifern sich, meine Wünsche zu erfüllen. Auf meinen Wink bauen sie mir ein Haus, versehen mich mit Holz, Licht, Kleidung, Speise, Trank, befördern meine Bequemlichkeit und mein Vergnügen, und sind bereit, mich zu unterrichten. Sobald ich aber außer Stand gesetzt werde, ihre Bemühungen zu bezahlen, so ziehen sie sich von mir zurück, und ich stehe verlassen da. Thut ja hier und da einer etwas Gutes, ohne daß es ihm bezahlt wird, so geschieht es wieder aus andern Absichten, die fast immer eigennützig sind; vielleicht um sich Zutrauen bei Andern und einen guten Ruf zu verschaffen, und dadurch gewisse selbstsüchtige Zwecke zu befördern.

Daß in diesem Einwurfe viel Wahres liege, ist gewiß. Es ist nicht zu läugnen, daß bei weitem der größere Theil der Menschen durch Eigennutz bewogen werde, uns zu dienen; daß oft selbst die Absichten derer, die blos für der Menschheit Bestes zu wirken scheinen, nicht ganz rein sind. Allein streitet denn dies gegen die Wahrheit, daß die Menschen Gottes Gesandte sind, und daß ihre Handlungen unter seiner Leitung stehen? Gewiß nicht. Der Allweise hat sein Reich so eingerichtet, daß die Leidenschaften der Menschen Triebfedern zur Beförderung wohlthätiger Absichten werden, und besonders denen, die Gott lieben, die in allen ihren Schicksalen auf Gottes Leitungen aufmerksam sind, in allen ihren Handlungen auf seinen Willen Rücksicht nehmen, nützen müssen. Weit entfernt also, daß dieser Einwurf die wichtige Wahrheit, daß die Menschen Gottes Gesandte sind, zweifelhaft machen sollte, bestätigt er vielmehr dieselbe. Denn wenn ich nun sehe, daß ich mitten unter Menschen, die von Eigennutz geleitet werden, doch bedient, unterstützt, unterrichtet werde, so

wird es ja noch wahrscheinlicher, daß ihre Handlungen unter der Leitung eines höhern Wesens stehen.

Es macht mir Freude, wenn ich den Eifer gewisser Insekten, meine Gurkenblüthen zu befruchten, bemerke; wenn ich sehe, wie sehr sie es sich angelegen sein lassen, den Samenstaub von den männlichen Blüthen auf die weiblichen überzutragen, ob ich gleich weiß, daß sie nur bemüht sind, die Süßigkeit der Blüthen einzusaugen, nicht, die weiblichen Blüthen zu befruchten. Warum sollte ich mich denn nicht über den Eifer der Menschen, mein Wohl zu befördern, ebenfalls freuen, wenn ich gleich weiß, daß sie dabei eben sowohl nur für sich sorgen, als die Insekten, die von den männlichen zu den weiblichen Blüthen fliegen.

In Gottes Reiche hat jedes lebendige Wesen seine eigenen Triebe, denen es Befriedigung zu verschaffen sucht; aber diese Befriedigung dient, ohne daß es ihm bekannt ist, zur Beförderung anderer göttlicher Absichten. Eine unläugbare, eben so beruhigende als herzerhebende Wahrheit!

Wo sind denn nun aber, wird man ferner fragen, die Engel des Armen, der nichts hat, womit er ihre Dienste bezahlen kann?

Er wird sie nicht vermissen, wenn er nur gewohnt ist, neben der Erfüllung seiner Pflichten, auf Gott zu sehen, und dessen Leitung in den Handlungen der Menschen zu bemerken. Sich seinen Anordnungen zu fügen, werden freilich nur wenige geneigt sein; ist denn dies aber nöthig, wenn man des Dienstes der Engel genießen will? Es ist genug, wenn sie uns auf höhere Anordnung dienen. Wenn wir uns den Dienst der Engel denken, so stellen wir uns ja denselben auch nicht als Befolgung unserer Winke, son-

dern als Befolgung der Winke des Allgütigen vor. Genießt denn nun auf diese Art der Arme nicht eben so gut des Dienstes der Engel in Menschengestalt, als der Reiche?

Wenn er sein Lager verläßt, so legt er die Hülle an, die Menschen bereiteten, wäscht sich an dem Brunnen, den Menschen gruben, genießt das Brod, das Menschenhände bereiteten, bekommt durch Menschen Arbeit angewiesen, die seine Geduld und seine Kräfte übt, und erhält von ihnen so viel Geld, daß er sich dafür seine nothwendigsten Bedürfnisse verschaffen kann. Er verrichtet des Abends noch einige Geschäfte bei einer Thranlampe, wozu Menschen den Thran aus entfernten Gegenden, mit Gefahr ihres Lebens herbeischafften, und schlummert dann ruhig auf einem Platze, von dem die menschliche Kraft die reißenden Thiere, die ihn ehedem bewohnten, verscheucht hat.

Ich stelle mir jetzt vor, daß der ehrliche, gottesfürchtige, immer zufriedene Tagelöhner dies liest. Lächelnd wird er sagen: ja wohl weiß ich es aus Erfahrung, daß die Menschen, unter Gottes Leitung, meine Engel sind!

Menschen verdanke ich mein Leben. Meine Mutter nährte mich an ihren Brüsten, wartete und pflegte mich, als ich von mir noch nichts wußte; und mein Vater theilte mit mir das Wenige, das er durch seinen Fleiß erwarb. Sie lehrten mich gehen und sprechen, und führten mich in meinem siebenten Jahre in ein Haus, das Menschen in der Absicht gebauet hatten, daß Kinder daselbst unterrichtet würden. Da fand ich einen Mann, den Menschen angestellt hatten, den Unterricht zu besorgen. Seit zweihundert Jahren hatten sie schon Stiftungen gemacht, von welchen die Bemühungen dieses Mannes belohnt wurden. Hier lernte ich lesen, schreiben, rechnen, gehorchen, Gott

kennen. Meine Eltern, die mich bisher versorgt hatten, verlor ich früh; aber ich blieb nicht ohne Versorger. Ein reicher Mann, der einen Knaben suchte, welcher allerlei kleine Geschäfte in seinem Hause verrichten sollte, nahm mich in seine Dienste und ernährte mich einige Jahre. Bei ihm sah ich Bücher liegen, in welchen ich des Sonntags, und wenn ich von Geschäften frei war, eifrig las. Aus diesen lernte ich viel von Menschen, die ich nie gesehen hatte. Meine Kost und mein Lohn waren gering; mein Herr hingegen lebte im Ueberflusse. Da er aber immer krank war, immer mißvergnügt lebte, so lernte ich von ihm, was ich früher kaum glauben konnte: daß Reichthum nicht glücklich mache. In meinem achtundzwanzigsten Jahre lernte ich ein Mädchen, so arm als ich selbst bin, kennen, das ich lieb gewann und das mein Weib wurde. Dies Weib hat mich nun seit zwanzig Jahren verpflegt, meine Kost besorgt, meine Wäsche reinlich gehalten, meine Kinder verpflegt, und durch seinen Eigensinn mich in der Geduld geübt. Meine Kleidung und meine Kost sind gering; allein ich habe sie doch Menschen zu verdanken. So lange ich lebe, haben mir Menschen gedient, und werden mir dienen, so lange ich lebe, und — wann ich sterbe, werden sie meinen Leichnam in die Erde verscharren. Dies alles thun sie auf göttliche Verordnung, und ich habe sie daher immer als Gottes Engel betrachtet, und nie Ursache gehabt, mich darüber zu beschweren, daß der Dienst der Engel mir fehle. —

Wenn man sich denn nun, wird man ferner einwenden, auch dazu gewöhnte, die Menschen, die uns aus Eigennutz dienen, als Engel zu betrachten, wie ist dies bei Menschen möglich, die unser Verderben suchen? Ist der

Despot auch ein Engel Gottes, der durch unerschwingliche Auflagen den Lohn des Fleißes seinen Unterthanen raubt, und ihnen die Mittel entzieht, sich und ihren Kindern die nöthige Pflege zu verschaffen? der ihnen ihre Söhne entreißt, und in einem unnöthigen Kriege niederschießen läßt? Auch der Verleumder, der mir meine Ehre zu rauben sucht? auch der Bösewicht, der mein Gut, nach dem ihn gelüstet, durch ungerechten Prozeß an sich reißt?

Alle, alle sind sie Engel Gottes; wenn schon sie darauf ausgehen, ihr Wohl auf das Verderben ihrer Brüder zu gründen. Man vergesse nur nicht, in welcher Bedeutung das Wort: Engel Gottes, hier genommen werde. Es wird darunter verstanden: ein Wesen, das unter Gottes Leitung steht, das seine Befehle ausrichtet. Wir sind ja schon gewöhnt, Naturkräfte, die unsern äußern Zustand zerrütten, als Vollstrecker des göttlichen Willens zu betrachten. Wenn der Hagel mein Saatfeld zerschmettert, ein angeschwollener Strom meine Baumpflanzung verwüstet, eine Feuersbrunst mein Haus in die Asche legt, ein Wetterstrahl meinen einzigen Sohn tödtet, und mein Freund sagt zu mir, beruhige dich, Gott hat es gethan! — wird man in dieser Aeußerung wohl etwas Unschickliches finden? Warum will man es denn anstößig finden, wenn man behauptet, daß auch die menschlichen Kräfte unter Gottes Leitung wirken?

Man sehe ferner nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare! man bedenke, daß Menschen, die sich gewöhnt haben, alles, was ihnen begegnet, als Gottes Schickung zu betrachten, bei den Kränkungen, die ihnen zugefügt werden, immer gewinnen, immer mehr im Nachdenken geübt werden, immer mehr sich veredeln, immer

mehr Geistesstärke sich erwerben; daß manche Menschen schlechterdings durch keine andern, als sehr harte Mittel zum Nachdenken gebracht werden können, und man wird dann gewiß auch den Menschen, der einem die größten Kränkungen zufügt, als Gottes Engel anzusehen, sich überwinden können. Sind denn die Engel blos ausgesandt, um uns Brunnen zu zeigen, und Wache bei unsern Gütern zu halten? ist nicht ihr vorzüglichstes Geschäft, die Erziehung der Menschen zu besorgen?

Es sei zugegeben, — wird man endlich sagen, — daß auch Menschen, die meinen äußern Zustand zu verderben sich bemühen, Gottes Engel sind; aber kann man dies wohl auch von solchen glauben, die die Seele zu verderben suchen? auch von Obrigkeiten, die Verordnungen geben, welche auf Verschlimmerung des Charakters abzielen? die ihre Unterthanen durch ihre Verpachtungen und Acciseinrichtungen verleiten, Betrüger zu werden? auch von Weibspersonen, die sich bemühen, unschuldige Jünglinge in ihr Netz zu ziehen? auch von Wollüstlingen, die sich ein eigenes Geschäft daraus machen, die Unschuld beiderlei Geschlechts zu verführen? auch von Schriftstellern, die die Treue gegen die Pflicht lächerlich machen, und die Triebe reizen, sie zu verletzen? Was für Unheil kann daraus entspringen, wenn die Menschen sich gewöhnen, die Stimme der Verführer und Verführerinnen für Gottes Stimme zu halten!

Auch die Stimme der Verführer und Verführerinnen ist Gottes Stimme, die jedem verständlich sein wird, dem die Erfüllung seiner Pflicht über alles geht; und der glaubt, daß Gott uns nicht immer durch Menschen zu etwas reizen lasse, damit wir es thun sollen, sondern sehr oft auch

in der Absicht, uns zu üben, daß wir Reizungen zur Verletzung der Pflicht überwinden lernen.

Da ich über diesen Punkt schon vorhin mich ausgesprochen habe, so ist's nicht nöthig, hier dabei ausführlicher zu sein.

Es sind nun noch zwei Einwürfe übrig, auf die ich keine befriedigende Antwort geben kann, und auf welche sie auch nicht leicht von einem Andern wird können gegeben werden.

Der erste ist: Wenn alles, was Menschen thun, unter Gottes Leitung und nach seiner Verordnung geschieht, so muß man ja jedes Verbrechen als Wirkung Gottes ansehen.

Der zweite: Wenn alles, was Menschen thun, unter Gottes Leitung und nach seiner Verordnung geschieht, so sind wir ja nichts als Maschinen, die keine Freiheit haben.

Wie gesagt, eine ganz befriedigende Antwort wird auf diese Einwürfe nicht leicht können gegeben werden; indeß werden sie doch, in Ansehung unserer eignen Handlungen, durch unser Gefühl widerlegt. Wir fühlen es, daß das, was wir thun, von uns selbst herrühre, und daß wir also keine Maschinen sind.

Wenn Jemand die Flinte anlegt, nach einem Wilde zielt, losdrückt, und einen Menschen erschießt, der im Busche verborgen war; und ein anderer vorsetzlich einen Menschen tödtet; — wenn einer ein Glas Wein trinkt, in welches ein böser Mensch Tropfen, die Taumel verursachen, gegossen hat, und davon trunken wird; und ein anderer durch Unmäßigkeit sich Trunkenheit zuzieht; — wenn ein Kaufmann durch wirkliches Unglück in die Nothwendigkeit versetzt wird, seine Gläubiger unbefriedigt zu lassen; und

ein anderer sich diese Nothwendigkeit durch schwelgerische Lebensart zuzieht, — so ist die Wirkung von den Handlungen beider einerlei — Todtschlag, Trunkenheit, Bankerott. Die erstern sprechen sich aber von der Verschuldung vollkommen frei. Obgleich auch auf sie, besonders wenn ihr Nervenbau schwach ist, das Geschehene einen sehr schmerzhaften Eindruck macht, so glauben sie doch, daß sie selbst mit ihrem Willen die Veranlassung dazu nicht gegeben haben. Ist denn dies aber auch bei den letztern der Fall? Gegen die Menschen werden sie vielleicht Gründe genug zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen wissen; sie selbst fühlen aber gewiß, daß sie sich die Schuld beimessen müssen.

Uebrigens darf es uns gar nicht beunruhigen, wenn wir die menschliche Freiheit mit der Allregierung Gottes nicht ganz zusammenzureimen wissen. Der Grund davon liegt lediglich in der Unermeßlichkeit des Plans, nach welchem der Weltregierer handelt, und in der Eingeschränktheit unserer Einsichten.

Es scheinen für den menschlichen Geist gewisse Grenzlinien gezogen zu sein, die er vor der Hand nicht überschreiten kann; was jenseits derselben liegt, ist für ihn unbekanntes Land. Die Bemühung, dasselbe zu entdecken, ist vergeblich, und verursacht zwecklose Unruhe.

Das Weltgebäude z. B. ist da; wir sehen, wir wissen es. Wollen wir aber erforschen, wie es entstanden sei? und wie weit es sich erstrecke? so überschreiten wir die unserer Vernunft gezogene Grenzlinie. Entweder ist es ewig da gewesen, oder es hat einmal einen Anfang gehabt. Das erstere können wir uns schlechterdings nicht denken. Das letztere ist uns zwar denkbar; wenn wir aber dadurch auf die ganz natürliche Frage geleitet werden: was war denn

vor dem Weltgebäude da? so würde man antworten müssen: Nichts. Dies ist uns wieder undenkbar. Man könnte also folgenden Schluß machen. Wenn ein Weltgebäude da ist, so muß entweder die Materie dazu einen Anfang genommen haben, oder nicht. Das letztere kann nicht sein; denn alles, was da ist, hat seine Ursache; und die Ursache muß ja eher da sein, als die Wirkung; und wenn die Ursache eher, als die Materie da gewesen wäre, so hätte die letztere einen Anfang gehabt. Daß die Materie des Weltgebäudes aber einen Anfang gehabt habe, ist wieder nicht denkbar. Denn da müßte sie ja aus Nichts entstanden sein, und aus Nichts wird Nichts. Folglich gibt es gar kein Weltgebäude.

Gegen diesen Schluß wird gewiß nichts Ueberzeugendes eingewendet werden können. Demungeachtet glauben wir das Dasein eines Weltgebäudes, weil wir es sehen.

So könnte man auch sagen: Wenn ein Weltgebäude da ist, so hat es entweder Grenzen oder nicht. Daß es keine Grenzen habe, ist undenkbar; und wenn es Grenzen hat, was ist denn jenseits dieser Grenzen? Nichts. Dies ist wieder undenkbar. Folglich gibt es kein Weltgebäude.

Wir sind also gedrungen, das Dasein von Dingen zu glauben, von welchen man beweisen kann, daß sie nicht da sind.

Es darf uns daher auch nicht befremden, wenn wir, in Ansehung der menschlichen Handlungen, manches glauben müssen, wogegen uns Einwürfe gemacht werden können, die wir nicht im Stande sind, ganz zu widerlegen. Daß alle menschlichen Handlungen nach Gottes Willen vollzogen werden, müssen wir annehmen, sobald wir zugeben, daß Gott alles regiere; daß aber unsere Handlungen von

unserer Freiheit abhängen, das fühlen wir. Wie dies beides mit einander vereinigt werden könne, ist uns unerklärbar.

Da es so ungemein viel zu unserer Beruhigung und zu unserer Veredelung beiträgt; da uns die Erde auf einmal in einem so wohlthätigen Lichte erscheint, wenn wir uns die Menschen als Engel vorstellen, so wünsche ich sehr, daß jeder meiner Leser sich an diese Vorstellung gewöhnen möge. Vielleicht thaten dies schon viele, indem sie dieses Kapitel lasen. Die Wirkung davon wird auch einige Stunden dauern; der Anblick eines jeden Menschen wird ihnen mehr Freude machen; sie werden die Vorschriften ihrer Vorgesetzten freudiger befolgen, ihre Untergebenen liebreicher behandeln, bei zugefügten Kränkungen sich vernünftiger betragen, und empfänglicher gegen Warnungen sein; die Stimme des Leidenden wird auf sie stärkern Eindruck machen, und jeder, der ihnen begegnet, wird von ihnen einen freundlichen Gruß bekommen. Wird diese Freude aber lange dauern? Dies ist's, woran ich zweifle.

Wenn die Eindrücke, welche verschiedene Stellen dieses Buchs auf manche Leser machten, verschwunden sind, so wird sich ihnen die menschliche Gesellschaft wieder in ganz schwarzer Farbe darstellen.

Die Vorstellung von den Menschen, an die ich die Leser so gern gewöhnen möchte, ist ein Licht, das im Dunkeln leuchtet. Man sieht, so lange man in demselben wandelt, richtiger, und geht seinen Weg getroster und ruhiger. Allein dies Licht will Nahrung haben, wenn es nicht verlöschen soll. Diese Nahrung wird man ihm verschaffen, wenn man sich bemüht, jene Vorstellungen von Zeit zu

Zeit zu erneuern, und sie auf jeden Menschen, mit welchem man in Verbindung kommt, anzuwenden.

Da dies in vielen Fällen schwer ist, so füge ich noch einige Bemerkungen bei, durch deren Beherzigung man sich die Sache erleichtern wird.

Ich habe gesagt, die Menschen sind Engel, und bin davon überzeugt. Allein ich wiederhole es nochmals, daß diese Benennung hier nicht Wesen von solcher Vollkommenheit, wie wir uns die höhern Geister denken, bezeichnen soll, sondern Personen, die unter Gottes Leitung handeln, und seinen Willen thun. Ferner bemerke ich, daß man sich ungemein schade, wenn man sich von den Menschen zu hohe Vorstellungen macht. Man findet, wenn man sie näher kennen lernt, an ihnen die Vollkommenheiten nicht, die man von ihnen erwartete, und jede solche Täuschung verursacht die unangenehmsten Empfindungen.

Wer ohne große Erwartungen in einen gut angelegten Obstgarten tritt, wird sich darin wohl befinden, und manche Frucht brechen, die ihn labt und stärkt. Wer hingegen eine Obstart von ausgezeichneter Güte hat kennen lernen, und diese von jedem Obstbaume erwartet, und nur den für gut hält, der sie trägt, der wird mit jedem Obstgarten unzufrieden sein, in welchem er sie nicht findet.

Man würde jeden, der einen Obstgarten nach diesem Maßstabe beurtheilte, für einen Thoren halten. Handeln wir denn aber vernünftiger, wenn wir uns ein Bild von einem vollkommenen Menschen entwerfen, der durchaus weise und redlich handelt, und nun verlangen, daß alle Menschen diesem Bilde gleich sein sollen?

So lange der Baum sich im Stande der Entwickelung befindet, darf man von ihm noch keine Früchte erwarten.

Dies glauben wir alle. Man wende diese Wahrheit auf die Menschen an, und man wird sogleich geneigt werden, seine Forderungen an sie zu mäßigen. Die größere Hälfte der Menschen steht auf der Stufe der Entwickelung, auf welcher ein junger Kirschbaum steht, der die ersten Blüthen zeigt. Wie kann man denn von ihnen verlangen, daß sie so gesetzt, so weise wie ausgebildete Menschen handeln sollen?

Beherzigt man dieses, so wird man sich in der Gesellschaft der Kinder weit besser befinden. Statt sich über ihren Muthwillen und ihre Gedankenlosigkeit zu entrüsten, wird man vielmehr mit Vergnügen mannigfaltige Keime des Guten in ihnen bemerken und sie zu entwickeln suchen. Man wird die Thorheiten des Jünglingsalters erträglicher finden, und über sie eben so wenig außer sich gerathen, als darüber, daß die ersten Früchte des jungen Kirschbaums gemeiniglich unreif abfallen. Selbst die Fehltritte junger Männer und Weiber werden weniger unangenehme Eindrücke machen, wenn man bedenkt, daß sie sich auch noch im Stande der Entwickelung befinden. Fühlt man sich verständiger als sie, was folgt daraus? weiter nichts, als daß man Ursache habe, sich über seine Fortschritte im Guten zu freuen, und den Zurückstehenden ein ermunterndes Beispiel zu geben, damit sie nachfolgen.

Selbst von den Menschen, die die Jahre der irdischen Reife erreicht haben, darf man billiger Weise nicht verlangen, daß sie gerade so denken und handeln sollen, wie wir glauben, daß sie denken und handeln müßten. Wer Weizen aussäet, der wünscht freilich, auf seinem Acker nichts als Weizenpflanzen zu erblicken; und es ist ihm unangenehm, wenn er auf demselben andere Pflanzen bemerkt.

Wer indeß nur einigermaßen mit der Naturgeschichte bekannt ist, überzeugt sich bald, daß auch alle übrigen Pflanzen, die unter dem Weizen aufsprossen, nutzbar sind; daß sie eine Menge Thiere nähren, und viele von ihnen Kräfte enthalten, durch welche die erschütterte Gesundheit wieder hergestellt werden kann.

Man betrachte doch die menschliche Gesellschaft als einen Weizenacker; und man wird sich leicht über die Irrthümer und Thorheiten, die man hier und da bemerkt, beruhigen können.

Es nützt alles für das Ganze: die Disteln wie der Weizen, die Thorheit wie die Weisheit, das Laster wie die Tugend. Deßhalb bleibt es nicht minder heilige Pflicht für uns, daß wir in unserm Wirkungskreise das Einwurzeln des Lasters und der Thorheit zu verhindern suchen, so wie der verständige Ackermann seinen Acker auf's möglichste von Disteln rein zu erhalten sucht; nur darf es uns nicht beunruhigen, wenn wir den Fortgang des Lasters und der Thorheit da, wo wir ihn nicht verhindern können, bemerken. Es nützt alles für's Ganze. Unter der Leitung der höchsten Weisheit muß alles zu unserm Besten dienen, alles für unser Wohl wirksam sein. Dieser Glaube muß uns bei dem Sittenverderben der Menschen zufrieden stellen.

Wozu nützen denn aber, wird man fragen, das Laster und die Thorheit? Gesetzt, ich könnte auch gar nichts darauf antworten, so bleibt es doch dabei: sie nützen. Wenn ich den Nutzen der Wolfskirsche, aus deren Wurzeln man jetzt ein Heilmittel gegen manche lebensgefährliche Krankheiten bereitet, den Nutzen der Distel, der Nessel, der Wolfsmilch und vieler andern Pflanzen, die man sonst Unkraut nannte, und als eine Wirkung des göttlichen Fluchs

betrachtete, eingesehen habe, so kann ich ganz sicher annehmen, daß auch andere Pflanzen nützlich sind, deren Nutzen mir noch unbekannt ist. Allein bei nur mäßiger Aufmerksamkeit auf den Gang der menschlichen Bildung wird man vielerlei Nutzen auch wirklich entdecken, den das Laster hat; vorzüglich für den, dem es ein Ernst ist, seine Pflicht — Gottes Willen zu thun.

Wenn auch von dem sogenannten Unkraute dem Ackersmanne gar kein Nutzen bekannt wäre, so hat es doch ohne Zweifel für ihn diesen, daß es ihn in beständiger Thätigkeit erhält. Sobald er in seinem Geschäfte lässig wird, überzieht sich sein Acker mit mancherlei Gewächsen, deren Dasein ihm nicht lieb ist, und die Tag und Nacht fortwachsen, immer tiefere Wurzeln schlagen, und bald Samen ausstreuen werden, wenn er nicht die schleunigsten Anstalten trifft, sein Land davon zu reinigen. Eben so spornt das Laster den Menschen zu vermehrter Thätigkeit an. Sobald ein Hausvater, ein Geistlicher oder der Vorsteher irgend einer größern oder kleinern Gesellschaft anfängt, in Erfüllung seiner Pflichten saumselig zu werden, so fängt das Laster an, in seiner Gesellschaft sich zu zeigen; es greift um sich, wie der Krebs, wenn es nicht auf das schleunigste gedämpft wird. So wie uns Gott durch den Ausbruch einer Feuersbrunst aus dem Schlafe weckt und zum Löschen ruft, so fordert er uns, durch die Erscheinung des Lasters in unserm Wirkungskreise, auf, zu unsern Pflichten zurückzukehren, und sie mit verdoppeltem Eifer zu erfüllen.

Ferner ist das Laster ein gutes Mittel, uns mehr Kraft zur Erfüllung der Pflichten zu verschaffen. Es hat zwei Seiten, eine reizende und eine häßliche. Der Anblick bei-

der stärkt den, der das Gute ernstlich will, zur treuern Erfüllung seiner Pflicht.

Der Anblick des Reizes ist freilich verführerisch; aber wenn man dabei die Stimme Gottes nicht überhört, und sich bemüht, bei diesem verführerischen Reize standhaft zu bleiben, so wird man gewiß dadurch stärker. Auf die Tugend eines Frauenzimmers, das mehrere Versuchungen zur Verletzung der Pflicht überwunden hat, kann man sicher mehr rechnen, als auf die Tugend eines andern, das diesen Versuchungen nie ausgesetzt war. Der Mann, der, mit Schurken umgeben, rechtschaffen bleibt, besitzt gewiß mehr Geistesstärke, als ein anderer, der immer im Schoße seiner Familie lebte, wo er lauter Beispiele von Rechtschaffenheit sah.

Noch mehr Tugendstärke gibt uns der Anblick der Häßlichkeit des Lasters. Wenn auch bisweilen die Neigung erwacht, den Weg Gottes zu verlassen, so zeigt sich unvermuthet ein gestrafter Lasterhafter als Gottes Engel, der uns nachdrücklich davor warnt. Die Erscheinung eines bleichen, kraftlosen Wollüstlings; eines mißvergnügten, treulosen Ehegatten, der die Hölle auf Erden hat; eines Betrügers, der nirgends Credit findet; eines verarmten Verschwenders; eines unter den größten Schmerzen wimmernden Schwelgers; eines pflichtvergessenen Vaters, und seiner ungerathenen Kinder; jede dieser Erscheinungen ist Gottes Stimme, die stark und vernehmlich spricht: verlaß meine Wege nicht!

Der Anblick des Lasters darf uns also nicht mißtrauisch gegen Gottes Regierung, nicht mißvergnügt mit der Welt machen. Es bleibt aber immer dabei, daß wir demselben nach unsern Kräften entgegen arbeiten müssen. Die Ab-

sicht, zu welcher Gott das Laster in der Welt duldet, ist vorzüglich diese, daß es uns reizen soll, ihm zu widerstreben. Thun wir es nicht, so handeln wir dem göttlichen Willen entgegen.

Der Kaufmann Brav mag uns sagen, wie er sich bei dem Anblicke des Lasters beruhige.

Ich wuchs in einer Familie auf, in welcher die Tugend erblich zu sein schien. An die Ausübung meiner Pflichten wurde ich früh gewöhnt; die Gewohnheit wurzelte bei mir immer tiefer, und ich empfand so wenig Neigung, pflichtvergessen zu sein, als ein Jüngling, der zwanzig Jahre Wasser trank und sich dabei wohl befand, Neigung zum Biertrinken fühlt.

Im Grunde aber war meine Tugend nicht mehr werth, als die Enthaltsamkeit eines Wassertrinkers vom starken Getränke.

Vor zwanzig Jahren aber fing das Laster an, sein Haupt in unserer Stadt zu erheben. Einige Familien, die man ihres großen Reichthums wegen aufnahm, ohne auf die Verdorbenheit ihrer Sitten Rücksicht zu nehmen, gaben, ihres Reichthums wegen, in allen Gesellschaften den Ton an, und zwar auf eine schändliche Weise. Ueber Religion wurde gespottet; und diejenigen, die sie predigten, machte man lächerlich. Zucht und Ehrbarkeit wurden als kleinstädtisch, als Mangel an feiner Lebensart verschrieeen; und Unzucht, Kleiderpracht, feine Betrügerei, Scherz mit Eiden, wurden durch Worte und Beispiele empfohlen. Die Achtung gegen Religion und Tugend erlosch immer mehr. Die Herrschaften verdrängten sie in den höhern, die Dienstboten in den niedern Ständen. Man fing an, sich der Religion und der Tugend zu schämen. Selbst die Religions-

lehrer stimmten ihren Ton um, um in den Augen der sogenannten verfeinerten Welt nicht verächtlich zu werden. Dies verursachte mir eine Menge trüber Stunden. Oft erwachte bei mir die Lust, mich und meine Familie auch auf die allgemein beliebt gewordene Art zu verfeinern; aber gleich bei den ersten Versuchen fühlte ich, daß mich diese Verfeinerung ganz von meinen Pflichten abführen würde. Ich fing an, über meine Pflichten nachzudenken, und wurde immer mehr für dieselben eingenommen. Ich erfüllte sie nun nicht mehr, wie ehedem, aus Gewohnheit, sondern aus Ueberzeugung.

So wie ein kluger Hausvater, wenn er die Sorglosigkeit bemerkt, mit welcher die Nachbarn das Feuer behandeln, eine strenge Feuerordnung in seinem Hause einführt, so bewog mich der Anblick des überhandnehmenden Sittenverderbens, in meinem Hause die möglichsten Vorkehrungen zu treffen, um dasselbe gegen Ansteckung zu schützen. Von den Gesellschaften, die ich bisher besucht hatte, zog ich mich zurück. Wenn man eine Gesellschaft meidet, von welcher man besorgen muß, die Pest oder die venerische Krankheit zu bekommen, wie dürfte man Gesellschaften besuchen, wo man Vergiftung des Charakters zu befürchten hat? In der Wahl meines Gesindes war ich weit behutsamer als sonst, und seine Veredelung ließ ich mir recht innigst angelegen sein. Um noch sicherer zu gehen, wurden meine Kinder, ohne die dringendste Noth, nie dem Gesinde überlassen. Die erwachsenern Kinder zog ich von der öffentlichen Schule zurück, und übergab sie der Leitung eines jungen Mannes, von dessen Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit ich mich überzeugt hatte. Ich versäumte keine Gelegenheit, die Meinigen auf die schrecklichen Folgen des

Lasters aufmerksam zu machen, und ihnen Bücher in die Hände zu spielen, die in der Absicht geschrieben waren, dem Leser Liebe zur Tugend einzuflößen.

Alle diese Maßregeln waren Wirkungen des in meinem Wohnorte emporgekommenen Lasters. Wenn ich nun die Wirkungen desselben berechne, so finde ich, daß ich dabei ungemein viel gewonnen habe. Ich erfülle meine Pflichten nicht mehr aus Gewohnheit, sondern aus Gründen; ich erfülle sie mit Eifer. Ich lebe ganz für meine Familie, deren Veredelung mir Gott anvertrauet hat; ich habe in derselben mehr helle Einsichten verbreitet; meine Kinder haben eine bessere Erziehung und einen bessern Unterricht bekommen, als sie in der öffentlichen Schule würden erhalten haben. Der Werth der häuslichen Freuden ist mir weit schätzbarer geworden, und ich werde in meiner Familie mehr geliebt. Anfänglich wurde ich freilich wegen der Maßregeln, die ich ergriff, verspottet; aber nun, da die spottenden Familien im Elende zu schmachten anfangen, und die meinige feststeht, wie ein Baum gepflanzt an den Wasserbächen, und durch Gesundheit und Wohlstand sich auszeichnet, nun klebt die Zunge der Spötter am Gaumen, und meine Familie wird geschätzt.

Wenn nun selbst das Laster, das wir an den Menschen bemerken, uns nicht hindern darf, sie als Gottes Gesandte zu betrachten, so dürfen wir uns noch weniger weigern, sie als solche anzuerkennen, wenn sie sittlich gut, und nur in Ansehung ihrer Meinungen, ihrer Denk- und Handlungsart von uns sehr verschieden sind, den Heiden wie den Muhamedaner und Christen; den Gelehrten, aber auch den Unwissenden, der weder lesen noch schreiben kann; den verfeinerten Deutschen, wie den rohen Irokesen. Die Ver-

schiedenheit der menschlichen Sinnesarten muß für das Ganze eben sowohl zweckmäßig sein, wie die Verschiedenheit der Pflanzen. Dies will uns aber gewöhnlich nicht einleuchten; wir wünschen, daß alle Menschen unserer Meinung sein, mit uns gleich denken und handeln sollen.

So lange wir diesen Wunsch nicht mäßigen, gibt es für uns keinen Himmel auf Erden. Der Anblick von Menschen, die von uns sehr verschieden denken, wird uns immer Mißvergnügen verursachen. Ueberdies ist der Wunsch, alle Menschen dahin bringen zu können, daß sie mit uns gleich dächten, eben so thöricht, als der Wunsch eines Freundes der Stallfütterung, daß alle Berge Klee tragen, oder eines Geizigen, daß alle Steine Gold sein möchten. Dann erst werden wir uns recht wohl unter den Menschen befinden, wenn uns die Mannigfaltigkeit ihrer Meinungen, ihrer Denk- und Handlungsweisen so viele Freude macht, als dem Pflanzenkundigen die Mannigfaltigkeit der Gewächse; er freut sich ihrer Verschiedenheit, wenn gleich er von den mehresten Arten gar keinen Nutzen angeben kann.

Dem Nachdenkenden wird aber der aus der Verschiedenheit der Meinungen, Denkungs- und Handlungsarten der Menschen entspringende Nutzen einleuchten. Die Unwissenheit vieler Menschen ist für sie ein Opiat, welches ihr Gefühl gegen die Leiden, die sie um des Ganzen willen dulden müssen, abstumpft; und eine Fessel, durch die sie an Arbeiten gekettet werden, die ebenfalls das allgemeine Beste erfordert, und denen sie sich entziehen würden, wenn ihre Geisteskräfte mehr ausgebildet wären. Die religiösen Irrthümer sind für diejenigen Bedürfniß, welche für die Wahrheit noch keine Empfänglichkeit haben. Das

Knien vor einem hölzernen oder steinernen Bilde, die Verehrung desselben durch Fasten und Wallfahrten ist für ein Volk, das noch nicht vermögend ist, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, eine Wohlthat, weil dadurch bei ihm das Andenken an Gott, das Verlangen, ihm zu gefallen, genährt, und Uebung in der Selbstbeherrschung unterhalten wird. Die Rohheit mancher Nationen ist sehr wohlthätig für das Ganze. Sie verzehren weniger und sparen die Schätze des Landes, das sie bewohnen, für ein Zeitalter, wo Menschen auftreten werden, die Verstand genug haben, sie zu benutzen. Bei dem Holzmangel, der fast in allen Ländern, in welchen kultivirte Völker wohnen, nach und nach eintritt, nimmt man seine Zuflucht zu solchen Gegenden, in denen rohere Nationen hausen, die für uns Holz gespart haben.

Diese Wahrheit darf aber die Neigung, die Menschheit zu veredeln, und mehr Einheit in ihre Meinungen, in ihre Denk- und Lebensart zu bringen, bei uns nicht schwächen. Vielleicht soll das Wahrnehmen der Unwissenheit, des Irrthums und der Rohheit, die hier und da noch herrschen, für den Aufgeklärtern eine Aufforderung Gottes sein, seine Kräfte zu üben, und seine Zeitgenossen auf eine höhere Stufe zu leiten — sie aufzuklären. Aufklärung ist ein gar wichtiges, wohlthätiges Geschäft, wenn es von Menschen getrieben wird, die dazu die nöthige Weisheit besitzen; nur dürfen sich diesem Geschäfte solche nicht unterziehen, denen dieselbe mangelt. Es verhält sich mit dem Aufklären, wie mit dem Curiren. Wenn man die mancherlei Krankheiten wahrnimmt, unter welchen die Menschheit seufzt, so bekommt man freilich Lust, denselben abzuhelfen. Allein wenn man die dazu nöthigen Einsichten nicht besitzt, so wird

man der Mörder der Personen, welchen man Arznei reicht! Ein Aufklärer, der die zu diesem Geschäfte nöthige Weisheit nicht besitzt, ist ein moralischer Quacksalber, der im Grunde mehr Unheil stiftet, als ein medizinischer. Dieser bringt seine Patienten um Gesundheit und Leben; jener verwirrt ihre Vernunft, und raubt ihnen ihre Gemüthsruhe. Möchte doch das Oberhaupt der weisen Aufklärer, Jesus, immer für jeden Muster sein, der sich geneigt fühlt, seine Zeitgenossen aufzuklären! Immer trug er die Wahrheit in einer Hülle vor, unter welcher sie denen verborgen blieb, die noch unfähig waren, sie zu begreifen, welche aber leicht von andern abgestreift wurde, die für die Wahrheit Empfänglichkeit hatten. Um zu diesem Abstreifen der Hülle noch mehr aufzumuntern, fügte er seinen Reden oft noch die Worte hinzu: wer Ohren hat zu hören, der höre!

Haben wir nun die zur Aufklärung führenden Wahrheiten in der Hülle vorgetragen, und wir bemerken, daß nur eine kleine Anzahl dafür Empfänglichkeit besitzt, so darf uns dies nicht verdrießen. Nicht sowohl vom Gelingen unserer Bemühungen, als vielmehr vom Erfüllen der Pflicht, hängt unsere Seligkeit ab.

Es ist also gewiß, daß uns die Gesellschaft der Menschen in einer weit reizendern, ich möchte wohl sagen himmlischen Gestalt erscheint, wenn wir uns dazu gewöhnen, sie für das zu halten, was sie ist — für eine Gesellschaft von Geistern, die unter Gottes Leitung und nach seiner Verordnung wirkt. Eben so wird uns die ganze Erde in einem himmlischen Lichte erscheinen, wenn wir sie und alles, was auf derselben ist, als Gottes Werk, alles, was auf ihr geschieht, als Gottes Wirkung, das Fallen des Sper-

lings auf die Erde als Gottes Schickung betrachten. Ist dies vielleicht Täuschung? Gewiß nicht, wenn anders Gott die Welt regiert. Dann sehen, hören, schmecken und fühlen wir allenthalben Gott; bekommen jeden Augenblick Erinnerungen an sein Dasein; nichts ist uns dann schrecklich, alles für uns wohlthätig; nichts unnütz, alles ein Mittel zur Beförderung wohlthätiger Zwecke.

Je bekannter wir mit der Natur sind, desto mehr Seligkeit müssen wir, wenn wir sie anders als Gottes Wirkung betrachten, aus der Betrachtung derselben schöpfen.

Aber auch bei sehr mäßigen und eingeschränkten Kenntnissen von derselben, können wir aus ihr Seligkeit schöpfen, wenn wir nur Neigung haben, über ihre Wirkungen nachzudenken, und in denselben die Beweise der alles regierenden Vaterliebe Gottes zu finden.

Ich will hier einige Winke geben, wie man die Natur betrachten müsse, um sie in einem himmlischen Lichte zu erblicken, und dadurch zu seligen Empfindungen sich zu stimmen.

Die Umdrehung der Erde um ihre Axe geschieht nach gewissen Gesetzen, die ganz unabänderlich beobachtet werden. Wenn auch auf der Erde die größte, unerklärbarste Verwirrung herrscht; wenn zur Zeit der Ernte wochenlang anhaltende Regengüsse einfallen; die Ströme ihre Ufer überschreiten und die Felder verwüsten; die Menschen zu Hunderttausenden zusammen getrieben werden, um einander zu morden, so wird doch dadurch die Axendrehung der Erde in ihrer Ordnung nicht gehemmt. Zu der bestimmten Minute erscheinen und verschwinden die Sonnenscheibe, der Mond und jeder Stern. Welch' eine dringende Erinnerung an die Gegenwart eines höchsten Wesens, wel-

ches das Ganze regiert! Wie kann man in ein Haus treten, wo die Geschäfte aller Hausgenossen nach einer gewissen Regel verrichtet werden, ohne zu glauben, daß sie alle unter einem gemeinschaftlichen Aufseher stehen? Wie kann man aus der Ferne die Waffenübungen eines Heeres betrachten, dessen Glieder alle in einer bestimmten Minute sich schwenken, vor- oder rückwärts gehen, ihre Gewehre heben, laden, abfeuern, ohne an das Dasein eines Wesens zu denken, das ihre Bewegungen leitet? Und die regelmäßige Bewegung eines so großen Körpers, wie unsere Erde ist, die seit mehrern tausend Jahren schlechterdings durch gar nichts unterbrochen wurde, sollte man betrachten können, ohne dadurch in dem Glauben an das Dasein eines Weltregierers bestärkt zu werden? Der bei seiner Heerde wachende Hirte, der auf seinem Posten wachende Soldat, wenn sie mit Nachdenken den Auf- und Untergang der Sterne beobachten; der bekümmerte Hausvater, der aus dem Getümmel seiner Geschäfte sich losreißt, auf den nächsten Hügel geht, und hier die Sonne unter-, dort den Vollmond aufgehen sieht, die geängstete Mutter, die am Bette des kranken Kindes die Nacht durchwachte, wenn sie gegen Morgen an das Fenster tritt, und die Sonne in ihrer Pracht aufgehen sieht, sie alle fühlen Gottes Gegenwart, und denken, wonicht durch ein ganz helles, doch durch ein dunkles Gefühl geleitet:

Ist er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?

Sie fühlen dann neue Kraft, neuen Muth, die ihnen anvertraueten Geschäfte fortzusetzen, sie sind — im Himmel auf Erden. — —

Auf der Erde ist alles in rastloser Thätigkeit, alles,

vom Elephanten bis zum Moose, strebt sich zu nähren und in einer Art zu vergnügen.

Schon dies wahrzunehmen ist aufheiternd. Aber in einem weit reizendern Lichte erscheint uns diese Thätigkeit, wenn wir sie in der Nähe mit Aufmerksamkeit betrachten und sehen, wie durch dieses rastlose Streben, bei dem es nur auf die Erhaltung und das Vergnügen der einzelnen Wesen abgesehen zu sein scheint, das Wohl des Ganzen befördert wird.

Die Brunst treibt das Thier, seines Gleichen zu suchen, um sie zu stillen; und, indem es dieselbe stillt, pflanzt es sein Geschlecht fort, und liefert einen Beitrag zur Erhaltung desselben. Die Meisen, die Spechte und alle Vögel, welche von Insekten sich nähren, sind vom Morgen bis zum Abend geschäftig, sie aufzusuchen, und — befreien uns durch diese Geschäftigkeit von einer Menge Insekten, deren zu starke Vermehrung für uns höchst lästig und schädlich sein würde. Der Maulwurf durchwühlt die Erde, um Würmer zu suchen, und verfertigt, indem er dies thut, Kanäle, durch welche das Wasser eindringen und die Erde tränken kann. Der Regenwurm, den er aufsucht, unterstützt ihn in seinem Geschäfte. Wann die Gurke, die Melone, der Kürbis zu blühen anfangen, so sammeln sich um ihre Blüthen eine Menge Insekten, um in ihnen Nahrung zu suchen. Diese Insekten fliegen von den männlichen zu den weiblichen Blüthen, tragen von jenen den Samenstaub auf diese, und — befruchten sie. Wo ein Aas ist, da zieht sein Geruch Raben, Dohlen, Elstern, Fliegen, Aaskäfer herbei. Sie nähern sich demselben alle, um sich zu nähren, und die letztern, um sich fortzupflanzen. Nach einigen Tagen ist das Aas verschwunden. Was haben also alle diese

Thiere bewirkt? Sie haben gemeinschaftlich daran gearbeitet, das Aas wegzuschaffen, welches durch seine Ausdünstungen die Luft würde verunreinigt haben. Auf das Geschrei eines leidenden Thiers eilt sogleich der Fuchs herbei, um — es zu fressen — oder vielmehr seine Leiden abzukürzen. Wo die Mäuse sich zu stark vermehren, kommen Raben, Wiesel, Heermännchen in Menge herbei, als wenn sie dazu beordert wären, ihre überhandnehmende Menge zu vermindern. In Gegenden, wo wenige, oder unkultivirte Menschen wohnen, vermehren sich die Wölfe, Bären, Löwen, Tiger und andere Raubthiere, und verzehren wehrlose Thiere. Wie grausam! denkt der, der ein Reh von einem Wolfe zerreißen sieht, und dabei blos seinen Empfindungen folgt. Wie weise! denkt ein anderer, der etwas weiter sieht. Die Raubthiere schützen die wehrlosen, grasfressenden Thiere gegen den schrecklichen, langsam peinigenden Hungertod, den sie gewiß, bei einer zu starken Vermehrung, würden erdulden müssen. Der Marder und Iltis lauern auf die Wohnungen der Hühner und Tauben, richten darin, wenn sie nicht gut verwahrt sind, ein schreckliches Blutbad an, das — die Menschen zur Aufmerksamkeit und Wachsamkeit ermuntert.

Jedes Thier, jede Pflanze ist, wenn wir sie genauer untersuchen, eine Maschine, deren innere Theile in steter Bewegung sind. Nun finden wir, daß viele von Menschen verfertigte Maschinen etwas zubereiten, die Mahlmühle Mehl, die Oelmühle Oel, die Papiermühle Papier, die Lohemühle Lohe. Wenn sie einige Zeit gearbeitet haben, so liefern sie diese Materialien ab.

Sollte es mit den Millionen von Gott, durch die Kräfte der Natur, hervorgebrachten Maschinen nicht eben so sein?

und wenn es so wäre, und wir bedächten das, sähen jede Pflanze, jedes Thier als eine Maschine an, die Gott auf ihre Plätze gestellt hätte, damit eine jede etwas für das allgemeine Beste hervorbringen sollte, welch' neuen Reiz würde dann die Erde für uns bekommen. Aber so ist es wirklich!

Das zahllose Heer der Pflanzen saugt die Säfte der Erde und Stoffe aus der Luft ein, fängt den Regen und den Thau auf, und verarbeitet dies alles zu einem neuen Stoffe, der für das Ganze nützlich ist. Die Bäume verarbeiten die Nahrung, die sie erhalten, zu Holz, und einige bilden daraus schmackhafte Früchte. Besetzt einen großen Platz mit verschiedenen Baumarten; gebt ihnen einerlei Boden, der aber dem Wachsthume der Bäume günstig ist; und seht dann nach einigen Jahren zu, was sie gearbeitet haben. Sie sind alle gewachsen; die Masse des Holzes hat sich vergrößert; von diesen könnt ihr Kirschen, von jenen Aepfel, von andern Birnen oder Pflaumen oder Aprikosen brechen. Aus einerlei Stoff sind so verschiedene Dinge gebildet worden! — Andere Pflanzen, die niedriger sind, bereiten, durch Verarbeitung der Säfte, die sie einsaugen, bald ein Nahrungsmittel für die Menschen, oder für andere Säugethiere, oder für die Vögel oder die Insekten, bald ein Genesungsmittel, bald ein Färbemittel.

Die Thiere thun ein Gleiches. Sie sind Maschinen, welche die Nahrungsmittel, die sie durch den Mund zu sich nehmen, zu allerlei Stoffen verarbeiten, die zu den nutzbarsten zu rechnen sind. Durch das vereinigte Wirken des Magens, des Herzens, der Blutgefäße u. s. w. wird Fleisch hervorgebracht, welches von jeder Gattung einen eigenen Geschmack hat, und ein Nahrungsmittel, theils für Men-

schen, theils für Thiere ist. Aber dies ist noch nicht alles. Die Maschine der Kühe und Ziegen bereitet uns Milch; die Maschine der Schafe, nebst der Milch, Wolle. Andere Thiermaschinen bereiten für den Menschen nutzbare Felle, Eier, Knochen, Federn, Haare, Hörner, Talg. Kennen wir von dem, was andere Thiermaschinen hervorbringen, keinen Nutzen, so folgt daraus weiter nichts, als — daß wir ihn nicht kennen, keineswegs aber, daß es ihn nicht habe. Die Wolfskirsche ist so viele Jahrtausende auf der Erde gewesen, ohne daß man gewußt hat, was sie Nutzbares liefere. Nur erst neuerlich ist es entdeckt worden, daß sie ein wirksames Heilungsmittel gegen gewisse Krankheiten bereite.

So wird die Nachwelt einst auch noch das Nutzbare, das viele andere Thier- und Pflanzenmaschinen liefern, entdecken.

Ich habe bisher nur von solchen Stoffen gesprochen, welche durch die Thier- und Pflanzenmaschinen verfertigt werden, die jedem Beobachter der Natur in die Augen fallen müssen. Ich bemerke nun noch, daß es auch Stoffe gebe, die weniger sichtbar sind.

Seitdem man auf die verschiedenen Luftarten aufmerksam geworden ist, hat man auch bemerkt, daß durch die grünenden Pflanzen, wenn sie von der Sonne beschienen werden, Lebensluft entwickelt werde, die für Menschen und Thiere zum Einathmen sehr heilsam ist.

Hier muß ich abbrechen, theils weil zur weitern Ausführung dieses Gegenstandes ein besonderes Buch nöthig wäre; theils weil ich den eigenen Bemerkungen der Leser nicht vorgreifen will. Nur Winke wollte ich geben. Wer

sie aber versteht und befolgt, wird sich gewiß viele neue Freudenquellen öffnen.

Setze dich nun, mein Leser! mit den Gedanken, die du aus diesem Buche gesammelt hast, am Abend eines Tages, an dem du es dir angelegen sein ließest, deine Pflichten zu erfüllen, auf eine Anhöhe, von welcher du einen Theil der Flur überschauen kannst; thue die Augen auf! denke nach! was siehst du? den Himmel auf Erden! In dir fühlst du das süße Bewußtsein, deine Pflicht gethan zu haben, und Wachsthum; um dich siehst du Gott wirken, vernimmst seine Stimme; erblickst allenthalben Engel, die Gott aussandte, für dich zu arbeiten, deine Winke zu befolgen, dich zu belehren, zu warnen, zu erziehen; erblickst allenthalben, im Walde, im Baume, unter dem du ruhest, im Moose, auf dem du sitzest, im Säugethiere, im Vogel, im Insekte rastlose Thätigkeit, die unter höherer Leitung für das Ganze und auch für dich heilsame Folgen hat. Kannst du dies alles betrachten und noch zweifeln, daß du im Himmel seiest?

Viertes Buch.

Ueber die Erlösung von den Mühseligkeiten dieses Lebens.

Die Klagen über die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens sind beinah allgemein. Vielen Lesern wird es daher ungereimt scheinen, daß in einem Leben, das mit so vielen Mühseligkeiten verknüpft ist, der Himmel zu suchen sein soll. Gleichwohl behaupte ich es, und bin überzeugt, daß bei denjenigen, die für das, was ich jetzt vortragen werde, Empfänglichkeit haben, jene Klagen erst sich vermindern und nach und nach ganz aufhören werden.

Sollen die Mühseligkeiten dieses Lebens aufhören, uns zu beunruhigen, so ist das erste, was wir dafür zu thun haben, dieses, daß wir untersuchen, woher sie kommen. Die Quelle, durch welche ein Sumpf entsteht, der pestilenzialische Dünste um sich verbreitet, ist bald verstopft, wenigstens abgeleitet, wenn sie nur erst entdeckt ist. Will man den Sumpf austrocknen, ohne die Quelle zu kennen,

die ihn nährt, so kostet dies ungleich größere Mühe, die vielleicht gar vergeblich bleibt.

Wo ist denn nun die Quelle der Mühseligkeiten dieses Lebens zu suchen? Wäre es mir möglich, die Antwort auf diese Frage von jedem Leser dieses Buchs zu vernehmen, so würde sie sehr mannigfaltig ausfallen. Von Hunderten würden aber vielleicht neun und neunzig die Quellen ihrer Mühseligkeiten außer sich suchen. Hätten sie Recht, so würde wenig Hoffnung dazu vorhanden sein, daß sie von denselben erlöset werden könnten. —

Unsere Fähigkeit, auf die Dinge außer uns zu wirken, bleibt immer sehr beschränkt. Wenn also das Klima, oder die Regierung, oder die Verkehrtheit der Gesellschafter, mit welchen wir in Verbindung stehen, die Quellen unserer Mühseligkeiten sind, so werden sie großentheils immer unser Theil bleiben. Die völlige Umänderung dieser Dinge werden wir nicht erleben; alles, was wir in diesem Falle bei der möglichsten Anstrengung thun können, ist — Milderung.

Vielleicht habe ich aber die Frage: woher entspringen die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens? zu allgemein ausgedrückt. Ich will sie also etwas bestimmter vortragen. Woher entspringen die Mühseligkeiten, über welche *du*, Cajus, oder *du*, Caja, klagst? Du bist wegen der Antwort verlegen? ich will sie statt deiner geben: *aus dir! aus dir! aus dir allein* entspringen sie alle!

Du findest diese Antwort lieblos? im Grunde ist sie aber menschenfreundlich. Wer kann dir helfen, wenn der Grund deiner Mühseligkeiten außer dir liegt? Wäre es auch dein Vater, oder dein Gatte, oder dein Kind, oder dein Nachbar, dem du deine Leiden zuschreibst, wer will

diese Personen umändern? und wie schwer, wie unmöglich wird es oft sein, das Band zu zerreißen, das dich an sie knüpft?

Auf dich selbst kannst du aber weit nachdrücklicher wirken. Glaube nur, daß der Grund deiner Leiden lediglich in dir liege, und handle diesem Glauben gemäß, so werden sie gewiß aufhören.

Du sollst dies nicht glauben, weil ich es sage; sondern weil du bei mäßigem Nachdenken finden kannst, daß es wahr ist.

Welch' eine ergiebige Quelle der Mühseligkeiten sind die Unwissenheit und der Irrthum! Wenn man dem ersten Ursprung der menschlichen Leiden nachspüren will, so wird man bei den mehresten auf sie geführt. Indem die Menschen am thätigsten sind, ihr Wohl zu befördern, schaffen sie sich Leiden aus Unwissenheit und Irrthum.

Unter den Mühseligkeiten dieses Lebens ist gewiß eine der größten und peinlichsten die Krankheit. Sie hemmt des Geistes Wirksamkeit und macht ihn für das Schöne und Gute, das auf der Erde ist, unempfänglich. Und woher rühren die Krankheiten? Von Unwissenheit und Irrthum.

Man verzeihe mir, daß ich so allgemein ausdrücke, was doch nicht allgemein wahr ist. Es ist ja nun einmal gewöhnlich, allgemein zu behaupten, was von dem ungleich größern Theile gilt.

Aus Unwissenheit verderben die Eltern die Säfte ihrer Kinder, schwächen ihre Nerven, und legen dadurch bei ihnen den Grund zu Krankheiten. Aus Unwissenheit zerrütten Jünglinge und Mädchen ihr Nervensystem. Aus Unwissenheit machen sich die Menschen krank, indem sie ihren

Leib gehörig zu verpflegen glauben; der Irrthum ist fast allgemein, daß Ruhe, Wärme, reichlicher Genuß nahrhafter Speisen die beste Gesundheitspflege sei. Sobald also vermehrte Einnahme den Menschen in den Stand setzt, diesem Irrthume gemäß zu handeln, wird er gewöhnlich krank; und wieder aus Irrthum verwandelt er kleine Unordnungen in chronische Krankheiten durch Quacksalbereien.

Die Unwissenheit und der Irrthum sind große Uebel; aber man kann sie doch los werden. Wenn man sich nur von seiner Unwissenheit überzeugt und redliche Belehrung sucht, so kann man doch nach und nach die Quelle verstopfen, aus welcher zahllose Leiden entsprangen.

Ohne Zweifel hat von jeher der Weltregierer Veranstaltungen getroffen, die Menschen zu belehren, wie sie sich gegen viele Mühseligkeiten dieses Lebens verwahren können. In unsern Tagen sind jene Veranstaltungen vorzüglich sichtbar, da Gott die Aufmerksamkeit der Menschen, die sonst auf ganz andere Dinge gerichtet war, größtentheils auf Untersuchung der Quellen des menschlichen Elends gelenkt hat. Wie viel heilsame Kenntnisse sind durch gute Volks- und Erziehungsschriften verbreitet, welch' wohlthätiges Licht ist durch dieselben dem im Finstern wandelnden Volke aufgesteckt worden! Dem, der redlich Belehrung sucht, muß es also jetzt leichter, als jemals, werden, sie zu finden, und sich nach und nach von vielen Mühseligkeiten zu befreien, die ihn sonst niederbeugten. —

Noch mehr Mühseligkeiten entspringen aus der Verletzung und Vernachlässigung unserer Pflichten. Schafft Erfüllung der Pflichten, wie ich vorhin gezeigt habe, den Himmel, so muß er dem fehlen, so muß nichts als Elend und Mühseligkeit den treffen, der dieselben ver-

nachlässigt oder verletzt. Der ganze Gemüthszustand des Pflichtvergessenen kann ja nicht anders als traurig sein, da ihm alle das Vergnügen fehlt, welches die Erfüllung der Pflichten gewährt, und er, weil er die Mittel zur Beförderung seiner Zufriedenheit außer sich sucht, nie zu wahrer Zufriedenheit gelangen wird.

Aber auch die Zerrüttung des äußern Zustandes ist fast immer eine Folge der Pflichtvergessenheit. Wenigstens wird man in ihr den ersten Ursprung von vielen äußern Mühseligkeiten finden, wenn man aufrichtig demselben nachspüren will.

Da liegt z. B. Gargil und wimmert unter namenlosen Schmerzen, von welchen sein Körper gefoltert wird, der rechtschaffene Gargil, der es mit allen Menschen so gut meinte. Wüßtet ihr die Geschichte seiner frühern Jahre, wo nicht die Pflicht, sondern die Befriedigung seiner Lüste der Zweck seines Strebens war, so würde euch der Ursprung seiner Leiden begreiflich werden. — —

Nachdem Orbil lange Jahre mit Kummer und Sorgen gekämpft hat, und von seinen Gläubigern geängstigt worden ist, sind gestern seine Zimmer versiegelt worden, und nach wenigen Wochen wird sein ganzes Vermögen den Gläubigern zuerkannt werden. Fürwahr eine höchst traurige Lage, deren Drückendes Orbil so lebhaft fühlt, daß er mit dem Gedanken umgeht, durch Selbstmord den Austritt aus einer Welt, deren Bewohner von so vielen Mühseligkeiten geplagt werden, für sich zu erzwingen. Aber woher kommen ihm denn alle diese Mühseligkeiten? von seiner Pflichtvergessenheit. Ein Ball, ein Concert, ein Schauspiel, die Aufforderung zur Theilnahme an einer Lustreise, und andere dergleichen sinnliche Reizungen mehr, ver-

leiteten den Unbesonnenen, häufiger, als es ohne Nachtheil geschehen konnte, den Posten zu verlassen, auf den ihn Gott gestellt hatte, damit er auf demselben, durch Abwartung seiner Geschäfte, den Menschen nützlich werden und das Wohl seiner Familie besorgen möchte. Das Geld, das Gott ihm gab, um damit seinen Zustand zu vervollkommnen und Leidende damit zu unterstützen, gab er für Putz und Ergötzlichkeiten aus. Er borgte und — bezahlte nicht. —

Mordax las die Ankündigung dieses Buchs, und warf sie unwillig weg, weil er es für Chimäre hielt, den Himmel auf dieser Erde zu suchen, wo so viel gottlose Menschen wohnen. Er wußte viel von den Bosheiten, die er von den Menschen habe erdulden müssen, von den Kabalen, die sie gegen ihn gespielt hätten, zu erzählen. Allein wer Mordax kennt, der weiß auch, daß er durch seine Verleumdungen und seinen Starrsinn sich alle diese Leiden selbst zugezogen hat. Gegen seine Vorgesetzten bewies er nie die ihnen gebührende Achtung; ja, er rechnete es sich zur Ehre an, schlecht von ihnen zu sprechen. Jeden Fehltritt, der ihm von einem seiner Nebenmenschen zu Ohren kam, machte er bekannt, und dichtete denen Fehler an, an denen er keine finden konnte.

Dort steht Trompäus traurig in seinem Laden; er sieht, wie die Käufer vorbei gehen, ohne seine Waare anzusehen, und sich zu seinem Nachbar wenden. Er sieht den Umsturz seiner Handlung voraus, und seufzt über seinen gottlosen Nachbar, der ihm sein Brod geraubt, ihm durch List seine ehemaligen Kunden abspenstig gemacht habe. Wer ihn aber kennt, der weiß, daß er durch seine Betrügereien sich selbst das Zutrauen seiner Nebenmenschen geraubt, und

daß sein Nachbar durch seine Rechtschaffenheit sich dasselbe erworben hat.

Richard ächzt unter der Last von Geschäften, die ihn beinahe zu Boden drücken, und kann nicht glauben, daß in diesem Leben, wo man mit übermäßigen Arbeiten geplagt werde, der Himmel zu finden sein könne. Allein, woher kommen seine übermäßigen Arbeiten? von seiner Gewinnsucht. Der Zweck seines Wirkens ist nicht die Erfüllung seiner Pflichten, sondern — ein reicher Mann zu werden. Um diesen Zweck zu erreichen, übernimmt er immer mehr Geschäfte, mit denen er etwas gewinnen kann, ohne zu überlegen, ob seine Kräfte auch dazu ausreichend sind.

Tropäola ist fest überzeugt, daß diese Erde ein Jammerthal sei. Wie kann sie auch anders, da sie von ihren Kindern lauter Herzeleid hat. Die eine Hälfte derselben ist siech und gebrechlich, und alle sind ungesittet, ausschweifend und unfolgsam. Wollte Tropäola aber aufrichtig dem Grunde ihrer Leiden nachspüren, so würde sie ihn sicher in ihrer Pflichtvergessenheit finden. Dem Säuglinge versagte sie ihre Brust, und ließ ihn die Milch aus der Brust einer feilen Dirne einsaugen. Gegen das Weinen ihrer Kinder war sie fühllos; statt die Pflichten, die sie ihnen schuldig war, zu erfüllen, überließ sie dieselben dem Gesinde, denn der Hauptzweck ihrer Thätigkeit war — in Gesellschaften zu glänzen.

Leicht wäre es, das Register von Mühseligkeiten, die aus der Pflichtvergessenheit entspringen, noch mehr zu erweitern; allein diese wenigen Beispiele sind schon hinlänglich, uns zu überzeugen, daß Pflichtvergessenheit eine ergiebige Quelle der Mühseligkeiten dieses Lebens sei.

Ich habe diese Beispiele nicht deßwegen angeführt, um

den Lesern eine Anleitung zu geben, wie sie den Ursprung der Mühseligkeiten erforschen sollen, unter denen ihre Nebenmenschen seufzen, sondern um sie zu reizen, die Quelle ihrer eignen Leiden zu entdecken. Finden sie dieselbe auch in der Pflichtvergessenheit, so ist diese Entdeckung freilich von der einen Seite traurig; auf der andern Seite öffnet sich aber doch dadurch für sie eine Aussicht in den Himmel auf Erden.

Liegt der Grund meiner Leiden in mir, so kann ich ihn ja wegschaffen. Ist's meine Pflichtvergessenheit, die mich unglücklich macht, so darf ich ja nur anfangen, meine Pflichten treu zu erfüllen, um meine Leiden zu mindern. So wie die sumpfige Wiese, die sonst nur Schilf und saure Gräser trug, nach wenigen Monaten mit Klee und süßem Grase bedeckt ist, wenn man durch Gräben den Sumpf ausgetrocknet hat, so mindern sich auch unsere Leiden unmittelbar nach erfolgter Besserung.

Ganz fallen sie freilich selten weg; die Spuren ehemaliger Pflichtvergessenheit bleiben in dem Zustande mancher Menschen eben so bemerklich, wie auf manchen Gesichtern die Narben von den Kinderblattern. Wer einen Menschen durch Verführung oder böses Beispiel verderbt hat, wird ihn vielleicht nie wieder bessern können, wird lange den Anblick eines oder mehrerer Menschen haben müssen, die er in's Elend stürzte. Aber auch für diese Klasse von Menschen ist der Eingang zum Himmel auf Erden nicht verschlossen. Sobald sie nämlich wirklich gebessert sind, werden die traurigen Erinnerungen an ihre ehemalige Pflichtvergessenheit ihnen Sporn sein, ihre Pflichten desto eifriger zu erfüllen.

Tityrus hatte als Student das Unglück gehabt, von

einem seiner Freunde auf dem Fechtboden am Arme gelähmt zu werden. Sein Unglück bewog ihn, alle jungen Leute seiner Bekanntschaft, bei ihrem Abgange zur Universität, dringend vor dem unvorsichtigen Gebrauche der Uebungswaffen zu warnen, und dadurch ähnliches Unglück bei Andern zu verhüten.

So wird auch dem, der sonst pflichtvergessen war, sich aber wirklich gebessert hat, das Gefühl der Leiden, die ihm seine Pflichtvergessenheit zuzog, ein mächtiger Antrieb, in der Erfüllung seiner Pflichten recht eifrig zu sein, und andere vor Pflichtvergessenheit zu warnen. Phronimus arbeitet mit ganzer Kraft der Verbreitung der Unzucht entgegen, und genießt das süße Bewußtsein, eine Menge Menschen dem Verderben entrissen zu haben. Das Gefühl der Leiden, die er sich durch seine Ausschweifungen zuzog, war ihm immer eine Ermunterung, Andere vor ähnlichen Leiden zu bewahren.

Verzage also nicht, du, der du zum Laster herabsankst, und vielleicht lebenslang die traurigen Folgen davon fühlen wirst. Noch steht die Thür zum Himmel dir offen. Bessere dich, und laß das Gefühl deiner Leiden dich reizen, deine Brüder zu warnen, daß sie die Wege meiden, auf welchen du in dieselben versankst!

Muthlosigkeit und die daraus entspringende Unthätigkeit unterhalten und vergrößern dieses Lebens Mühseligkeiten; man hält diese letztern für unabänderlich; man traut sich die Kraft nicht zu, sie wegzuschaffen, folglich bleiben sie und vergrößern sich mit dem Fortgange der Zeit. O, wenn der Mensch Glauben hätte, wie ein Senfkorn, so würde er sagen zu diesem Berge: hebe dich auf und wirf dich in's Meer!

Aber dieser Glaube ist leider so selten! — statt zu glauben, klagt und seufzt man — und findet deßwegen den Himmel auf Erden nicht. Eine Menge Vorurtheile nähren die Muthlosigkeit, und lassen diesen Glauben nicht aufkommen. Was seit Menschengedenken gewesen ist, das hält man meist für unabänderlich, für einen Mangel, der so natürlich sei, als bei dem Menschen die Flügellosigkeit. Daher rühren die unfruchtbaren Steppen mitten im kultivirten Deutschland; die pestartigen Krankheiten, die man hegt; die, manchen Provinzen eigenen, sittenverderbenden und kostspieligen Gebräuche; der elende Zustand vieler Schulen; der nahrungslose Zustand vieler Gemeinen; die noch an vielen Orten sichtbare Straßenbettelei. Jedermann klagt darüber; fragt man aber die Klagenden: warum ändert ihr denn dies nicht ab? so bekommt man gemeiniglich zur Antwort: das geht nicht! u. s. w.

Wer kann wider Gott? In dieser Ueberzeugung ist ein anderes Vorurtheil begründet, das die Menschen abhält, sich aus ihren Mühseligkeiten heraus zu arbeiten, und ihnen den Glauben benimmt, daß sie sich helfen könnten. Das Uebel, das sie dulden, komme von Gott, und gegen Gott, meinen sie, lasse sich nichts ausrichten.

Freilich ist's wahr, daß alles von Gott kommt, Glück und Unglück, Leben und Tod; aber vieles kommt ohne Zweifel deßwegen von Gott, daß es unsere Kräfte wecken und uns in Thätigkeit setzen soll. Wenn du thust, was du kannst, um gewisse Leiden aus deinem Zustande wegzuschaffen, und alle deine Bemühungen sind fruchtlos, dann erst kannst du sagen, wer kann wider Gott! dann erst kannst du dein Schicksal als unabänderlich ansehen.

Wenn dein Haus von Flammen ergriffen wird, wenn

dein Saatfeld verhagelt, wenn eine gefährliche Krankheit dich niederwirft, so ist freilich dies alles Gottes Schickung. Wenn du aber, statt zu wimmern, sogleich die nachdrücklichsten Anstalten triffst, dein Haus zu retten, so wird es vielleicht gerettet werden; besäest du das verhagelte Feld sogleich mit einer andern Art von Gewächsen, so kannst du vielleicht für den erlittenen Verlust dich schadlos halten; und wenn du bei deiner Krankheit einen geschickten Arzt rufen läßt, und seine Vorschriften pünktlich befolgst, so kann er dir vielleicht helfen. —

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Ein goldner Spruch! der aber ebenfalls von vielen falsch verstanden wird, und deßwegen schädlichen Einfluß auf ihr Verhalten hat.

Wenn das Leiden, das mich drückt, mir zum Besten dient, denkt man, warum soll ich es denn wegschaffen? Man bedenkt aber nicht, daß das Beste, wozu es dienen soll, vorzüglich die Erinnerung ist, welche das Leiden uns gibt, daß wir nachdenken sollen, um Mittel zu finden, wie wir es wegschaffen und dabei vernünftiger und thätiger werden können.

Möchtest du, Leidender! doch Glauben haben, wie ein Senfkorn! möchtest du doch Zutrauen zu dir selbst fassen, und, durch das Gefühl deiner Kräfte gestärkt, glauben, daß gewisse Leiden weggeschafft werden können. Dann würdest du sie gewiß wegzuschaffen suchen; und wie viel würde dir dann möglich sein!

Diesem Glauben sind die Wunder zuzuschreiben, die der Prediger Siegmund in seiner Gemeinde gethan hat. Bei seinem Anzuge fand er sie in dem kläglichsten Zu-

stande. Die Leiber seiner Pfarrkinder waren mit dem ekelhaftesten Aussatze, ihre Seelen mit Aberglauben und Unwissenheit, und ihre Güter mit Schulden belastet. Sie waren ein lebendiges Bild des menschlichen Elends.

Mit wehmuthsvollem Blicke sah er das Elend dieser armen Menschen, trauerte, fühlte aber bald Trieb zu retten; dachte über die Mittel zur Rettung nach, fand sie — machte glaubensvoll davon Gebrauch und — die Rettung erfolgte.

Als er sie befragte, woher ihr Aussatz rühre? gab man ihm zur Antwort, das Wasser sei daran Schuld. Er ließ das Wasser von einem Arzte untersuchen, der es für unschuldig erklärte, und ihn versicherte, daß der Grund von dem Aussatze lediglich in der Unreinlichkeit dieser Leute und in dem Wahne liege, daß er vom Wasser herrühre.

Ob es nun schon unmöglich schien, ein Vorurtheil, das so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, auszurotten, so gab ihm doch sein Glaube Muth dazu.

Er suchte die Familie heraus, die er für die vernünftigste hielt; machte ihr das Elend des Aussatzes, das sie an sich hatte, recht fühlbar; und versprach ihr Rettung, wenn sie seine Vorschriften pünktlich befolgen würde. Sie befolgte sie und wurde, mit Beihülfe eines geschickten Arztes, in wenigen Monaten von ihrer Plage befreit.

Dies Beispiel machte auf Andere Eindruck. Der Prediger suchte eine Familie nach der andern dahin zu bringen, daß sie es nachahme; es geschah, und binnen wenigen Jahren hatte er seine Gemeinde von einer Plage befreiet, die über ein Jahrhundert auf ihr gelastet hatte.

Er fand ferner, daß die Armuth seiner Pfarrkinder fast ganz von der verkehrten Art herrühre, auf welche sie

ihr Land bebauten. Er that Vorschläge zur Verbesserung des Ackerbaues, aber immer umsonst; weil sie in der Meinung standen, daß ihr Land nicht dazu geeignet wäre. Er schwieg, aber glaubensvoll ließ er sein eignes Land nach den Vorschriften der vernünftigsten Oekonomen bearbeiten, und erzeugte darauf Früchte von einer Güte, wie sie seit Noahs Zeiten auf diesem Platze nicht gewachsen waren; unter andern trieb er den Kleebau stark. Die Gemeinde sah es, schüttelte die Köpfe, erstaunte, und nach und nach ahmte man des Pfarrers Beispiel mit gutem Erfolge nach. Die verbesserte Kultur des Landes verminderte die Armuth, befreite von Schulden und schaffte ein gutes Auskommen.

Gegen die Unwissenheit und den Aberglauben arbeitete der redliche Pfarrer bei jeder Gelegenheit, aber mit wenigem Erfolge. Wenn manche Menschen gewisse Jahre erreicht haben, so lassen sie sich so wenig von ihrer Meinung abbringen, als sich ein alter, krummgewachsener Baum gerade ziehen läßt. Nur von der Jugend konnte er hoffen, daß sie sich werde leiten lassen.

Aber da stand ein alter, in Vorurtheilen grau gewordener Schulmeister im Wege, wie ein Berg. Doch der Anblick desselben, und das lebhafte Gefühl seiner Pflichten, erzeugten in unserm Siegmund den Glauben, daß er diesen Berg versetzen könne. Er sprach: weiche! und er wich. An einem Dankfeste, nach einer reichen Ernte, malte er die Wohlthaten, welche die Gemeinde bisher empfangen hätte, die Befreiung vom Aussatze, die vergrößerte Fruchtbarkeit der Felder, recht lebhaft aus. Dann erzählte er, was für Dankopfer die alten Juden gebracht hätten, wenn sie vom Aussatze wären befreit worden, oder wenn ihre Ernte gut ausgefallen wäre. Er bemerkte hierauf, daß

Christen sich nicht von Juden dürften übertreffen lassen, sondern daß sie noch mehr, als diese, verbunden wären, ihrem himmlischen Wohlthäter, wenn er sie gesegnet hätte, Opfer zu bringen. Wüßten seine lieben Pfarrkinder vielleicht nicht, was sie opfern sollten, so ersuche er die Aeltesten der Gemeinde, daß sie sich in sein Haus verfügen und seinen Rath darüber vernehmen möchten. Sie kamen. Er zeigte ihnen mit eindringlichen Worten, wie unbillig es sei, daß sie ihren alten Schullehrer, der so viele Jahre im Dienste der Gemeinde gearbeitet hätte, nicht in den Ruhestand versetzten, und ihm nicht Muße gönnten, die wenigen Jahre, die er noch zu leben hätte, ungestört zu genießen; wie viel ihre Kinder dabei verlören, wenn ihr Unterricht und ihre Erziehung durch einen Mann besorgt würden, der alt und lebensmüde wäre.

Die Rede machte Eindruck, und man entschloß sich auf der Stelle, dem alten Schullehrer einen Gehülfen an die Seite zu setzen.

Aber wovon, fragte der Prediger weiter, soll dieser leben? Wollen wir vielleicht dem alten Manne die Hälfte seiner Einnahme entziehen? Wäre dies für ihn eine Wohlthat, wenn man ihm so viel an Kummer zulegen wollte, als man ihm an Arbeit abnimmt? Nein, Freunde! wenn ihr wirklich eure Dankbarkeit beweisen wollt, so müßt ihr Anstalten machen, daß der künftige Gehülfe sein Auskommen findet, ohne daß dem alten Manne etwas abgezogen wird.

Es wurden Einwendungen gemacht, die aber der Prediger alle widerlegte; und bald brachte er seine Gemeinde dahin, daß sie ihn in den Stand setzte, einen Schullehrer anzunehmen, der für die Schule das war, was er ihr sein

sollte. Mit seiner Hülfe zog er sich eine neue Gemeinde auf, die durch ihre guten Einsichten und Sitten, ihre Ordnung und Wohlhabenheit sich auszeichnet, und jetzt andern Gemeinden zum Muster aufgestellt wird. Dies alles wirkte Siegmund durch den Glauben.

O möchtest du, kleinmüthiger Dulder! doch Glauben haben, wie ein Senfkorn; möchtest du doch die Meinung aufgeben, als wenn deine Leiden unabänderlich wären; möchtest du, im Vertrauen auf deine Rechtschaffenheit und deine Kräfte, dir Mühe geben, sie wegzuschaffen. Wie manchen Berg, der deiner Wirksamkeit im Wege stand, würdest du versetzen können!

Eine andere Quelle der Mühseligkeiten ist unsere Selbstsucht, das Verlangen, daß alles in der Welt nach unserm Willen gehen solle. Man beobachte sich etwas genauer, und man wird gewiß finden, daß dies wahr sei. Bei weitem der größte Theil unserer Leiden entspringt daher, daß es nicht so geht, wie wir wünschen. — Wir erwarten Regen für unser Gerstenfeld, und es erfolgt eine anhaltende Dürre. Nun kommt ein Gewitter; seine Ankunft verursacht uns Freude, weil wir von ihm Erquickung unserer Felder hoffen; es bringt aber Hagel mit, der unsere Saaten zerschmettert. — Wir sind Freunde der Ordnung, und müssen um uns Unordnung sehen; — wir lieben den Frieden und es kömmt Krieg; — wir schätzen die Freiheit, und leben unter dem Drucke des Despotismus; — wir sind von der Wahrheit unsers Glaubens überzeugt und wünschen, daß alle Welt unsers Glaubens sein möchte; gleichwohl sind die mehresten anderer Meinung, und bestreiten wohl gar die Hauptsätze, auf welche unser Glaube sich gründet; — wir schätzen eine einfache, naturgemäße

Lebensart, und die Menschen, die um uns wohnen, entfernen sich immer mehr von der Natur, und folgen der Stimme des Luxus; — wir sind überzeugt, daß Tugend die Stütze der Wohlfahrt bei einzelnen Personen sowohl, als im häuslichen und öffentlichen Leben sei; gleichwohl müssen wir sehen, wie das Laster im Finstern schleicht, eine Familie nach der andern verderbt, und wohl gar öffentlich durch Bücher und Beispiele empfohlen wird. Kurz wir finden, daß von dem, was in der Welt geschieht, bei weitem das wenigste mit unsern Wünschen übereinstimme. Deßwegen will es uns auf der Welt nicht gefallen, und wir können nicht glauben, daß hier der Himmel sei. Die mehresten Mühseligkeiten, über welche wir seufzen, sind Schicksale, die mit unsern Wünschen nicht übereinstimmen.

Aus welchem Grunde erwarten wir denn aber, daß alles nach unserm Willen gehen soll? Mensch! wer bist du, daß du dich für berechtigt hältst, zu verlangen, daß der Lauf der Dinge nach deinem Kopfe sich richten soll? Wärest du auch ein Monarch, gleichwohl frage ich dich, wer bist du? wer bist du gegen die mannigfaltigen Kräfte der Natur, die allenthalben wirksam sind? Kennst du sie? hast du ihnen Gesetze gegeben? hast du so viel Macht, daß du sie zur Befolgung derselben zwingen kannst? weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? kannst du den Donner in den Wolken hoch herführen? kannst du die Blitze auslaufen lassen, daß sie hinfahren und sprechen: hier sind wir? Aus was für einem Grunde erwartest du denn also, daß Kräfte, die ganz außer dem Kreise deiner Einsichten und deiner Wirksamkeit liegen, sich nach deinem Willen richten sollen?

Wer bist du, wenn du dich vergleichest mit den tau-

send Millionen Menschen, die die Erde bewohnen? verlierst du dich nicht unter ihnen, wie ein Wassertropfen, der in einen See fällt? Sind sie deine Kinder? bist du ihr Versorger? hat nicht jeder von ihnen seinen eigenen Willen, seine eigenen Begierden? Wer gab dir ein Recht, zu erwarten, daß sie alle nach dir aufsehen, deine Wünsche vernehmen, und diese zur Richtschnur ihres Verhaltens machen sollen? Wer bist du, wenn du dich mit dem vergleichst, unter dessen Leitung alle Kräfte der Natur stehen? hast du den Plan durchschauet, dessen Ausführung er durch die Thätigkeit der Naturkräfte bewirkt? Kennst du die Absichten der besondern Verfügungen, die er in seinem großen Reiche trifft? Hat er dir gesagt, was er durch Revolutionen zu bewirken, und was für Zwecke er durch Despotismus zu erreichen sucht? Sind dir die Gründe bekannt, warum er den, den du für gerecht hältst, in Fesseln schmachten, und den, der in deinen Augen unschuldig ist, das Blutgerüst besteigen läßt? Sind dir die Gesetze bekannt, nach welchen er handelt, wann er hier den Vater aus dem Kreise seiner unversorgten Familie wegnimmt, dort den einzigen hoffnungsvollen Sohn den betagten Eltern entreißt? — Wenn du nun von alle dem nichts weißt, nichts verstehst, wie kannst du denn erwarten, daß Gott die Leitung der Weltbegebenheiten nach deinem Willen einrichten soll?

Es ist schon vorhin gesagt worden, daß ein solches Benehmen kindisch sei, und ich wiederhole es hier nochmals. So wenig ein eigensinniges Kind, welches verlangt, daß sich im Hause alles nach seinen Wünschen richten soll, welches sich alle Augenblicke für gekränkt und beleidigt hält, sich wohl befinden kann; so wenig kann es ein Mensch, der

die Weltbegebenheiten wie ein eigensinniges Kind beurtheilt. Willst du also frei werden von den Mühseligkeiten dieses Lebens, so werde vernünftig! halte dich für das, was du bist — ein Tropfen Wasser im Ozean, ein unendlich kleiner Theil vom Ganzen, und kämpfe gegen die selbstsüchtige Gewohnheit, zu erwarten, daß Kräfte, denen du keine Gesetze gabst, sich nach deinem Willen richten sollen. Tritt jeden Morgen auf den Platz, den Gott dir anwies, mit dem Wunsche: dein Wille, mein Gott, geschehe! Erwarte nicht, daß irgend eine Kraft, die dir nicht untergeordnet ist, nach deinem Willen sich richten soll; sondern gewöhne dich, alles, was geschieht, als Veranstaltung des Weltregierers anzuerkennen. Dann wird dir deine Erwartung nicht fehl schlagen können. Allenthalben wirst du deines Wunsches Erfüllung — Vollbringung des göttlichen Willens — bemerken. Sei aufmerksam auf den Gang der Begebenheiten, und auf die Entwickelung, die da und dort die Verwirrung bekommt; dann wird dir oft die Hand des Allgütigen und Allweisen sichtbar werden, und der Glaube an seine Güte und Weisheit wird bei dir immer mehr Leben bekommen.

Sei aufmerksam auf die Wirkungen, die aus gewissen Ursachen entspringen; bemerke, was für Folgen auf der einen Seite Unbeständigkeit, Verschwendung, Stolz, Ungerechtigkeit, auf der andern Beständigkeit, Sparsamkeit, Bescheidenheit, Gerechtigkeit haben, so wirst du einen Schatz von Erfahrungen sammeln, der dir wahre Lebensweisheit verschaffen wird.

Merk auf! ob Gott dir nicht winkt, hier und da an dem Plane, den er ausführt, Theil zu nehmen; und befolge seine Winke! Sprich! schreib! handle, sobald du dich

dazu für berufen hältst. Ohne besondern Beruf mische dich aber nicht in Dinge, die außer deinem Wirkungskreise liegen; sondern fahre fort, die dir angewiesenen Geschäfte treu zu verrichten.

Je mehr es dir gelingt, deine Selbstsucht zu besiegen, und bei dem, was auf der Erde geschieht, den Willen des allgütigen Regierers der Welt zu verehren, desto höhere Stufen wirst du im Himmel auf Erden ersteigen. Die Mühseligkeiten dieses Lebens werden vor deinen Augen verschwinden, wie die Nachtvögel bei dem Aufgange der Sonne. Erdbeben und Ueberschwemmungen, Hagel und zündender Wetterstrahl, Krieg, Verheerungen, rauchende Schlachtfelder, Revolution und Despotismus, Luxus und Sittenverderben, alles, was dir sonst die Welt verhaßt machte, betrachtest du dann mit ruhiger Seele, und erwartest mit Zuversicht eine Entwickelung, die die Weisheit und Güte dessen, der dies alles veranstaltet, rechtfertigen wird.

Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir die Weltbegebenheiten, die außer unserm Wirkungskreise liegen, betrachten, wenn wir auf Erden den Himmel finden wollen. Wir sind in Ansehung derselben blos Zuschauer, die dabei weiter nichts zu thun haben, als — nachzudenken, zu bewundern, zu lernen.

Ganz anders verhält es sich aber mit den Begebenheiten, die in unsern Wirkungskreis fallen. Hier müssen wir uns anders benehmen. Bei ihnen sollen wir nicht blos Zuschauer, bei ihnen sollen wir handelnde Personen sein. Dort erfordert es die Pflicht, Alles der Leitung der höchsten Güte zu überlassen; hier sind wir ihre Beauftragten, und müssen darauf sehen, daß immer das geschehe, was

wir nach unsern Einsichten für Recht, oder dem Willen Gottes gemäß halten. Dort finden wir alles gut, weil es von Gott geleitet wird; hier müssen wir nur das als gut anerkennen, was nach unsern Einsichten gut ist. Freue dich also des Gewitters, das durch seine zerschmetternden Strahlen die Nähe der göttlichen Macht verkündet; aber sorge dafür, daß dein Haus einen Blitzableiter bekomme. Bewundere die Weisheit, die Dornen und Disteln wachsen läßt; aber wende deine Kräfte an, deinen Weizenacker davon rein zu halten. Verehre die göttliche Güte, wenn sie durch Seuchen wirkt; aber wache darüber, daß diejenigen, die sie deiner Fürsorge anvertrauete, davon nicht angesteckt werden. Gräme dich nicht, wenn Gedankenlosigkeit, Pflichtvergessenheit, Laster überhand nehmen; aber thue, was du kannst, um zu verhindern, daß sie nicht auch in deinem Wirkungskreise Wurzel schlagen.

Erfüllst du nach deinen Kräften die Pflichten, die du dir und denen, deren Wohl dir anvertraut ist, schuldig bist, so wirst du, als ein Engel Gottes, eine Menge Plagen von deinem Wirkungskreise entfernen.

Alle freilich nicht. Auch der wachsamste Hausvater kann es nicht immer verhindern, daß ein Mal Seuchen, Gedankenlosigkeit, Laster in seiner Familie sich zeigen; auch der thätigste Mensch kann nicht immer in seinem Wirkungskreise möglich machen, was er will. Ist dies, wird man fragen, nicht wahre Mühseligkeit? Freilich wohl für den, der nicht gewöhnt ist, sich seine Schicksale unter der Leitung eines höhern Willens zu denken; freilich für den, der die Wohlthätigkeit seiner Schicksale nach seinen Empfindungen abmißt! nicht aber für den, der sich dazu gewöhnt hat, zu wünschen, daß durchaus Gottes Wille ge-

schehe. Hat er gethan, was er thun konnte, um in seinem Wirkungskreise durchzusetzen, was er für gut und recht hielt, und es gelingt ihm doch nicht; das trifft ihn doch, was er zu entfernen suchte; das geschieht doch nicht, was er so gern bewirken wollte, so ist es ja ein Beweis, daß eine höhere Macht ihm entgegen arbeite, deren Planen seine Entwürfe nicht gemäß sind; und daß also das Schicksal, das ihn trifft, ob es gleich in seinem Wirkungskreise zu liegen scheint, doch im Grunde außer demselben liege. Wird er wohl die Schickungen der Macht für Mühseligkeiten achten können, deren Wille schlechterdings allemal geschehen muß, deren Anordnungen immer wohlthätig sein müssen, da diese Macht das Ganze, die Folgen jeder Begebenheit, bis in die entfernteste Zukunft übersehen kann?

Gewöhne dich also nur dazu, dich für das zu halten, was du bist, für einen unendlich kleinen Theil vom Ganzen, der kein Recht hat, zu erwarten, daß alles nach seinem Willen gehe; denke dir recht lebhaft, daß alles, was in der Welt geschieht, von Gott gewirkt werde, daß also alles, was außer deinem Wirkungskreise geschieht, eben deßwegen, weil es geschieht, gut sein müsse, auch dann, wenn es nach deinen beschränkten Einsichten nicht gut ist; denke dir, daß es besser sei, es gehe nicht nach deinen Wünschen, als wenn es nach deinen Wünschen ginge, und zwar eben deßwegen, weil es nicht danach geht, so bist du von den Mühseligkeiten dieses Lebens erlöset; es gibt für dich keine Mühseligkeit mehr. Wie kannst du Mühseligkeit nennen, was du für gut hältst?

Schwer ist es freilich, dergleichen Vorstellungen immer gleich lebhaft bei sich zu erhalten; wenn sie aber wahr sind, so ist es Pflicht, sich dieselben zu eigen zu machen. Ist

es nicht möglich, sie immer gleich lebhaft zu erhalten, so wird man doch finden, daß man in den Zeitpunkten, wo sie recht lebhaft sind, im Himmel sei, und daß sie auch in den trübsten Tagen nicht ganz ohne wohlthätige Wirkung bleiben.

Noch eins, Freund! Im Himmel, jenseit des Grabes erwartest du Seligkeit. Glaubst du denn aber, daß dort alles nach deinem Willen gehen werde? wie vermessen wäre dies! Der Gott, der hier regiert, regiert auch dort; auch dort werden deine Einsichten noch beschränkt, auch dort wird der Abstand zwischen dir und dem Unendlichen unendlich sein; auch dort wird folglich oft geschehen, was du nicht willst, was nach deinen beschränkten Einsichten nicht gut ist. Willst du also dort selig sein, so wirst du der Erwartung, daß alles nach deinem Willen gehe, entsagen, dem Willen des Höchsten deinen eignen unterwerfen, und alles, was er thut, als gut verehren müssen.

Wolltest du hingegen fortfahren, die Erfüllung deines Willens immer zu fordern, und unwillig zu werden, wenn von dem, was du willst, das Gegentheil geschähe, so würde für dich, weder hier noch jenseit des Grabes, ein Himmel zu finden sein.

Endlich rühren unsere Mühseligkeiten auch großentheils von unserer Kurzsichtigkeit her. Wie im Nebel wandelnd, sehen wir kaum einige Schritte weit. Wir sehen die Schicksale; aber nur die Wirkungen, die sie für den gegenwärtigen Augenblick haben, wie sie Thränen, Seufzer auspressen; wie sie die Geliebten uns entreißen, die wohlthätigsten Bemühungen vereiteln, die Früchte eines durch Jahrhunderte fortgesetzten Fleißes vernichten, grünende Felder mit Leichen bedecken, blühende Reiche in

Wüsteneien verwandeln, dies und noch tausendmal mehr sehen wir. Wer kann es uns verdenken, wenn wir über Mühseligkeiten dieses Lebens klagen? — Wäre es uns möglich, über den Nebel, in welchen die Zukunft gehüllt ist, hinaus zu sehen, und die entfernter liegenden Wirkungen der gegenwärtigen, hartscheinenden Schicksale deutlich zu erkennen, so würde uns die Welt gewiß in einem sehr reizenden Lichte erscheinen. Da wir aber dies nicht können, so müssen wir uns mit dem Vertrauen auf die Güte und Weisheit dessen, der alles lenkt, — beruhigen.

Ob ich nun schon glaube, daß viele Leser dieses Buchs durch dasselbe günstigere Vorstellungen von der Erde bekommen haben, und geneigt sein werden, sie für einen Himmel zu halten, so besorge ich doch, daß diese Vorstellungen nach und nach von ihrer Lebhaftigkeit verlieren, und am Ende ganz verschwinden werden, wenn sie das Buch wieder bei Seite legen, und das Unangenehme ihrer Lage von Neuem fühlen.

Von der Spitze des Aetna betrachtet, finden wir die Erde sehr schön; da stimmt der Anblick von Land und Meer, Berg und Thal, Städten, Dörfern, Wäldern, Hainen und Strömen das Herz zur Freude; da stört kein Seufzer, keine Klage, kein Anblick von Mühseligkeit unsere angenehmen Empfindungen. Kaum sind wir aber vom Berge herabgestiegen, so stoßen wir allenthalben auf Kranke, Trostlose, Verzweifelnde, Gedankenlose, Boshafte; und die seligen Gefühle werden schwächer, verlieren sich, gehen in Schwermuth über. Weit höher aber stehen wir, wenn wir bei Gott sind, und die Hand sehen, die alles lenkt;

weit reizender erscheint uns dann die Erde, und alle Mühseligkeiten dieses Lebens verschwinden unsern Augen. Aber wenn wir nun wieder in unsern Wirkungskreis kommen, und unsere Lage, die wir gleichsam vom Monde aus sahen, in der Nähe erblicken, — wie schwer wird es uns dann, in derselben immer den Himmel zu finden. Und doch muß er zu finden sein, und wird gewiß von jedem gefunden werden, der die Grundsätze, die hier im Allgemeinen vorgetragen wurden, auf seine besondere Lage anwenden will.

Ich will, um dies dem Leser zu erleichtern, zum Beschluß noch ein Verzeichniß von Mühseligkeiten, über die man zu seufzen pflegt, hersetzen, und Winke geben, wie man sich bei ihnen beruhigen, und sie zu Quellen himmlischer Seligkeit umwandeln kann. Es wird sehr unvollständig sein, aber da doch die Mühseligkeiten, wie die Pflanzen, unter gewisse Gattungen können gebracht werden, so kann man ja leicht das, was über die Gattung überhaupt gesagt wird, auf die ihr untergeordneten Arten anwenden.

Zuvor mache ich noch die allgemeine Bemerkung, daß durch die Mühseligkeiten dieses Lebens vier große, wichtige, auf unsere Veredlung abzielende Zwecke erreicht werden können, wenn wir uns bei denselben klüglich zu benehmen wissen. Der erste ist die Entwöhnung von gewissen Unarten. Gewisse Unarten sind dem Menschen so zur Gewohnheit geworden, daß sie mit seiner Natur zusammen geflossen sind, wie der Arsenik mit den Metallen. So wie dieser nur durch einen gewissen Grad von Hitze kann weggeschafft werden, so ist auch ein gewisser Grad von Leiden nöthig, wenn jene weichen sollen.

Du lebtest bisher in einem Kreise von Freunden, die dich immer mit Nachsicht beurtheilten. Eine gewisse, dir

wohlbekannte Untugend schienen sie entweder gar nicht zu bemerken, oder sie erinnerten dich daran mit großer Schonung. Was war die Folge davon? die Untugend blieb und schlug immer tiefer Wurzel. Nun hast du aber einen Feind bekommen, dessen Freude es ist, dich recht empfindlich zu kränken, dir wehe zu thun. Deßwegen beobachtet er alle deine Schritte; freut sich, deine Untugend bemerkt zu haben; rückt sie dir in den bittersten Ausdrücken vor, und macht sie allenthalben bekannt, wo er glaubt, dir damit schaden zu können.

Da kannst du nun zweierlei Wege einschlagen, entweder deine Untugend vertheidigen, und deinem Gegner die Untugenden vorwerfen, mit welchen Er behaftet ist; oder du kannst deinen Gegner damit zum Schweigen bringen, daß du deine Kräfte zusammen nimmst, um deine Untugend abzulegen.

Im erstern Falle verschaffst du der Untugend Nahrung, geräthst mit deinem Gegner in einen Streit, der dir deine Zufriedenheit raubt, und dein Leben zur Hölle macht; im andern Falle ersteigst du eine höhere Stufe der Vollkommenheit, veredelst dich mehr, deine Leiden werden für dich wohlthätig und vergrößern deine himmlische Erdenfreude. — Wie selig würden wir doch alle werden, wenn wir uns durch unsere Leiden bessern ließen! Wenn wir dann im Gebete die Wohlthaten aufzählten, die wir durch Gottes Güte genossen haben, würden wir gewiß auch die Worte beifügen: ich danke dir, daß du mich gedemüthiget hast!

Die zweite, durch die Mühseligkeiten bezielte Wirkung ist die Erzeugung gewisser Tugenden.

So wie man das Schwimmen nicht erlernen kann,

ohne in's Wasser zu gehen, so kann man sich auch gewisse Tugenden nicht erwerben, ohne — Trübsal. Dahin gehören vorzüglich die Geduld, die Sanftmuth, gewissermaßen auch die Wohlthätigkeit und der Umgang mit Gott.

Wenn man unter Geduld Mäßigung des Unwillens überhaupt, unter Sanftmuth Mäßigung des Unwillens bei empfangenen Beleidigungen versteht, so muß ja etwas da sein, was den Unwillen rege macht, wenn man ihn mäßigen lernen soll. Die Neigung zur Wohlthätigkeit wird bei manchen Menschen nur durch das Gefühl der eignen Leiden geweckt. Und nach dem Unsichtbaren richten gemeiniglich die Menschen nur dann ihren Blick, wenn ihnen der Genuß des Sichtbaren merklich verbittert wird. So lange dem Menschen seine Unternehmungen gelingen, ist er geneigt, sich selbst als den Schöpfer seines Wohls anzusehen; und wenn das Gelingen eine Zeit lang dauert, wird er leicht übermüthig, und begeht alle die Thorheiten, die aus dem Uebermuthe zu entspringen pflegen, bis er endlich ganz sinkt und Verbrechen begeht. Nur ein recht empfindlicher Stoß: das Entziehen dessen, was ihm das liebste ist, die Vereitelung der süßesten Wünsche, das Fehlschlagen der eifrigsten Bemühungen, nur so etwas ist dann vermögend, den Menschen zum Nachdenken zu bringen, und ihn zu der Quelle zu treiben, aus welcher allein Zufriedenheit geschöpft werden kann.

Es ist also gewiß, es wird durch die Erfahrung eines jeden Lesers bestätigt, daß Trübsal, starke, durchgreifende Trübsal immer ein unentbehrliches Mittel zur Veredelung des Menschen bleiben wird; ja, daß ohne Trübsal kein Himmel auf Erden denkbar ist. Die Vorstellung von einer Welt, die von Geschöpfen, wie wir sind (Thieren, die den

Keim zum Engel in sich tragen), bewohnt wird, in welcher das alles nicht wäre, was wir zu den Trübsalen zu rechnen pflegen, ist weiter nichts, als ein Traum. Laßt uns denken, daß der Traum verwirklicht würde; daß alle Leiden aufhörten, daß keine Krankheit, keine Armuth, keine Bedrückung, keine Verfolgung, keine von den Mühseligkeiten, über welche wir bisher klagten, mehr da wäre, was würde denn daraus entspringen? die Hölle auf Erden. Schon in den ersten Jahren würden die Menschen so tief sinken, daß sie durch ihre Sinnlichkeit sich alle die Leiden bereiten würden, die ihnen sonst unbekannt waren.

Die dritte Wirkung, welche durch die Mühseligkeiten dieses Lebens beabsichtigt wird, ist die Vereitelung gewisser Unternehmungen, die unserer Meinung nach gut sind, aber für das Ganze, und also auch für uns selbst, schädliche Folgen nach sich ziehen würden.

Ein jeder vernünftige Mensch strebt danach, in seinem Wirkungskreise das auszuführen, was er nach seinen Einsichten für gut hält. Aber seine Einsichten sind beschränkt; er kann das Ganze nicht übersehen, und wird daher manches für gut halten, was doch nicht gut ist. Er bekommt von allen Seiten her Winke, seiner Betriebsamkeit eine andere Richtung zu geben; aber er ist für die seiner Meinung nach gute Sache so sehr eingenommen, daß er dagegen unempfindlich wird. Wie kann denn unter solchen Umständen der weise Weltregierer anders, als durch große Trübsal, seine Wirksamkeit hemmen?

Wie würden sich die dunkeln Wege der Vorsehung auf einmal aufhellen, wenn wir uns gewöhnten, sie aus diesem Gesichtspunkte zu beurtheilen!

Um nur Ein Beispiel anzuführen: Eusebius, der

Vater von sechs Kindern, der rechtschaffene Mann, der es mit allen Menschen gut meinte, und in seinen Berufsgeschäften unverdrossen war, verliert sein Gesicht, und wird dadurch zur Fortsetzung seiner Geschäfte untüchtig gemacht. Jedermann bedauert ihn, und viele werden irre in ihrem Glauben an die Vorsehung, die ein so hartes Schicksal über einen so rechtschaffenen Mann verhängen konnte. Laßt uns aber auf die Plane sehen, die dieser rechtschaffene Mann entworfen hatte, so wird unser Glaube an die Vorsehung bestärkt werden.

Fest überzeugt, daß das Religionssystem, zu dem er sich bekannte, das einzig wahre sei, war er entschlossen, seine ganze Wirksamkeit auf die möglichste Verbreitung desselben zu verwenden, und jeder mit demselben streitenden Aufklärung entgegen zu arbeiten. So würde er in den besten Absichten ungemein viel Gutes verhindert haben, das nun, unter der Leitung seines aufgeklärten Nachfolgers im Amte, sich entwickelt und gedeiht.

Endlich zielen unsere Trübsale oft dahin ab, uns zu gewissen Entschließungen, besonders zu großen Entschließungen zu bringen, zu deren Ausführung ungewöhnliche Anstrengung erfordert wird. So wie ein gewisser Grad von Hitze nöthig ist, wenn von der in Gährung stehenden Materie das Geistige abgetrieben werden soll, so wird auch ein gewisser Grad von Trübsal erfordert, wenn in der dadurch beunruhigten menschlichen Seele sich gewisse Entschließungen erzeugen sollen. Unter gewissen Umständen muß unsere Lage recht drückend werden, wenn wir uns entschließen sollen, sie zu verändern; die Stützen, auf die wir uns lehnten, müssen alle zerbrechen, wenn wir unsere Kräfte recht fühlen und gebrauchen sollen; das Elend unserer Mit-

menschen muß recht hoch steigen, wenn es uns zu dem Entschlusse, uns für dieselben aufzuopfern, bringen soll. Nur der Druck, unter welchem Penns Glaubensgenossen seufzten, konnte ihn dazu bewegen, sein Vaterland zu verlassen, und jenseit des Meeres einen glücklichen Staat zu stiften. Nur der Verlust des Mannes konnte Clotilden bestimmen, ganz für ihre Familie zu leben, und derselben Vater und Mutter zugleich zu sein. Gerade in den Tagen des Jammers sind die Beispiele von Edelmuth, von Heldenmuth, von Aufopferungen am zahlreichsten.

Verlieren nicht alle unsere Trübsale ihr schreckliches Ansehen, bekommen sie nicht einen gewissen Reiz, wenn wir sie aus diesem Gesichtspunkte betrachten?

Laßt uns die Anwendung von dem, was bisher im Allgemeinen gesagt wurde, auf besondere Arten der Trübsal machen!

Schwäche der Geisteskräfte ist niederbeugend; allein sie ist ein Beweis, daß wir für gewisse Geschäfte, zu denen wir Lust fühlen, nicht bestimmt sind; und wir werden uns dabei wohl befinden, wenn wir jener Lust widerstehen, uns auf die Geschäfte, denen wir gewachsen sind, einschränken, und in Verrichtung derselben desto mehr Treue beweisen. Der Schwan, dessen Flügel in der Jugend gelähmt wurden, ist für den See bestimmt, auf dem er sich befindet; und es wird ihm auf demselben wohl sein, so lange er den Schwänen nicht nachzufliegen strebt, die er über sich schweben sieht.

Heftige Begierden sind, an sich betrachtet, dem Genusse der Seligkeit nachtheilig; allein sie sind für den, dem die Erfüllung der Pflicht heilig ist, ein Sporn, seine Anstrengung zu Erkämpfung des Sieges zu verdoppeln. Je

stärker der Feind ist, desto süßer ist das Bewußtsein, ihn besiegt zu haben. Eben dies gilt von tief eingewurzelten übeln Gewohnheiten.

Die Erinnerung an verletzte Pflichten ist schmerzhaft; je empfindlicher aber der Schmerz ist, den sie verursacht, desto größer ist auch der Reiz, in Erfüllung seiner Pflichten von jetzt an eifriger zu sein, und so das, was man andern durch Pflichtvergessenheit entzog, mehrfältig zu ersetzen.

Gebrechlichkeit des Körpers ist gewöhnlich mit Abneigung gegen Gesellschaftlichkeit verknüpft, treibt uns in die Einsamkeit zurück, und setzt uns so in den Stand, die Talente, die uns Gott gab, desto sorgfältiger auszubilden.

Chronische Krankheiten mindern das Vergnügen am Sichtbaren, und machen das Unsichtbare desto schätzbarer. Für die qualvollen Stunden des Schmerzes werden wir durch das erhöhete Gefühl des Wohlseins, das uns in gewissen Zeiträumen entzückt, schadlos gehalten. Niemand fühlt die Gesundheit inniger, als wer sie eine Zeit lang entbehren mußte; und Niemand schläft süßer, als derjenige, der ein paar Nächte schlaflos zubrachte.

Gefangenschaft trennt uns von der menschlichen Gesellschaft, und gibt uns Muße, uns ganz mit Gott und uns selbst zu beschäftigen, und über Ideen, die für die Menschheit vielleicht äußerst wichtig sind, so lange ruhig zu brüten, bis sie ihre Reife erhalten haben.

Einkerkerung unter verworfene Bösewichte oder in Schlünde, wo die Verwesung wohnt, ist entsetzlich. Wenn wir uns aber an Gott halten, so kann sie uns auch einen so hohen Grad von Vertrauen verschaffen, als in einer unsern Empfindungen angenehmen Lage

nie erlangt wird; uns dahin bringen, daß wir den Herrn für unsers Herzens Trost und unser Theil halten, wenn uns auch Leib und Seele verschmachten.

Armuth lehrt Einschränkung unserer Bedürfnisse, Nachdenken und Thätigkeit.

Verachtung ermuntert uns, uns mehr innern Werth zu geben.

Bedrückung macht uns die Freiheit werth, und spornt uns an, sie auf Wegen, die die Pflicht erlaubt, zu suchen.

Der Anblick des Lasters macht uns die Tugend werther, und lehrt uns Wachsamkeit.

Eine mißvergnügte Ehe gleicht dem Lehnen auf einen Stab, der zerbricht und uns die Hand verwundet. Sie zwingt uns also, uns auf nichts zu lehnen, sondern uns auf uns selbst zu stützen, und kann uns so zu einem sehr hohen Grade der Veredelung führen. Zum Engel bildet sich die Person, die sich bestrebt, ihrem Hause das ganz zu sein, was sie ihm, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach, nur halb sein sollte.

Unglück macht uns das Nichts des Sichtbaren anschaulicher.

Tod ist Geburt zu einem neuen Leben.

Sollten die Zuckungen des sterbenden Thieres unter der Hand des Mezgers oder des Jägers, in den Klauen oder Zähnen des Raubthiers, das Wimmern der Mücke in dem Gespinnste der Spinne vielleicht Ausdrücke von dem Emporstreben zu einer höhern Stufe sein? dann würde die Erde noch weit schöner erscheinen, und alles Aechzen, Röcheln, Stöhnen, Wimmern und Zucken der sterbenden

Thiere würde uns Veranlassung zu sehr aufheiternden Betrachtungen geben. Der Tod würde nicht mehr sein.

Anmerkung des Verfassers. Ein Recensent hat den Wunsch geäußert, daß ich diese Stelle in einer zweiten Auflage weglassen möchte. Allein ich kann diesen Wunsch nicht erfüllen, weil der Gedanke, den ich hier hinwerfe, mir Stoff zu vielen beruhigenden Betrachtungen geliefert hat, und ihn wahrscheinlich auch manchen Lesern liefern wird. Strenge beweisen kann ich ihn nicht, will ihn auch Niemandem aufdringen, noch mit Jemandem deßwegen streiten. Sehr wahrscheinlich ist er mir aber. Am Anfange war, nach dem Zeugnisse der Schrift, die Erde wüste und leer; und die spekulirende Vernunft kömmt auch darauf zurück, daß die Erde anfänglich ein Granitklumpen gewesen sei. Die Granit-Oberfläche verwitterte, es entstanden darauf Gewächse, wahrscheinlich anfänglich Moose, dann andere Pflanzen, die in der Folge immer vollkommner wurden. Ferner wimmelten Thiere hervor; am Ende zeigte sich der Mensch. Man kann also fast als ausgemacht annehmen, daß alles, was da ist, stufenweise aus Granit hervorgegangen sei. Warum soll es ungereimt sein, zu glauben, daß auf einer unendlichen Leiter alles nach und nach eine höhere Stufe erklimme? Und wie heißen die Sprossen, die zu diesen Stufen führen? — Tod und Verwesung, das ist durch Tod und Verwesung werden die Geschöpfe immer mehr veredelt und zu höherer Vollkommenheit geführt. Erst verwitterte der Granit, ehe sich aus ihm Moos entwickelte u. s. w.

Daß wir eine höhere Stufe ersteigen werden, daß der Uebergang durch Tod und Verwesung geschehen werde, hoffen wir. Sonst soll aber gar nichts höher steigen? Wovon nähren wir uns denn? sind es nicht Pflanzen und Thiere? Aus welchem Stoffe entstehen denn also die Keime zu unserer Nachkommenschaft?

Thiere würde uns Veranlassung zu sehr aufheiternden Betrachtungen geben. Der Tod würde nicht mehr sein.

Anmerkung des Verfassers. Ein Recensent hat den Wunsch geäußert, daß ich diese Stelle in einer zweiten Auflage weglassen möchte. Allein ich kann diesen Wunsch nicht erfüllen, weil der Gedanke, den ich hier hinwerfe, mir Stoff zu vielen beruhigenden Betrachtungen geliefert hat, und ihn wahrscheinlich auch manchen Lesern liefern wird. Strenge beweisen kann ich ihn nicht, will ihn auch Niemandem aufdringen, noch mit Jemandem deßwegen streiten. Sehr wahrscheinlich ist er mir aber. Am Anfange war, nach dem Zeugnisse der Schrift, die Erde wüste und leer; und die spekulirende Vernunft kömmt auch darauf zurück, daß die Erde anfänglich ein Granitklumpen gewesen sei. Die Granit-Oberfläche verwitterte, es entstanden darauf Gewächse, wahrscheinlich anfänglich Moose, dann andere Pflanzen, die in der Folge immer vollkommner wurden. Ferner wimmelten Thiere hervor; am Ende zeigte sich der Mensch. Man kann also fast als ausgemacht annehmen, daß alles, was da ist, stufenweise aus Granit hervorgegangen sei. Warum soll es ungereimt sein, zu glauben, daß auf einer unendlichen Leiter alles nach und nach eine höhere Stufe erklimme? Und wie heißen die Sprossen, die zu diesen Stufen führen? — Tod und Verwesung, das ist durch Tod und Verwesung werden die Geschöpfe immer mehr veredelt und zu höherer Vollkommenheit geführt. Erst verwitterte der Granit, ehe sich aus ihm Moos entwickelte u. s. w.

Daß wir eine höhere Stufe ersteigen werden, daß der Uebergang durch Tod und Verwesung geschehen werde, hoffen wir. Sonst soll aber gar nichts höher steigen? Wovon nähren wir uns denn? sind es nicht Pflanzen und Thiere? Aus welchem Stoffe entstehen denn also die Keime zu unserer Nachkommenschaft?

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Der Himmel auf Erden

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1263#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414031-9